Die Erde und ihre Bewohner

nach

den neuesten Entdeckungen.

Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

von

E. A. W. von Zimmermann.

Fünfter Theil.

Florida und Mexico.

Neue verbesserte Auflage.

Stuttgart,
bei August Friedrich Macklot. 1821.

Vorrede.

Seit der Zeit der Ausgabe desjenigen Bandes des Taschenbuchs der Reisen, welcher die Theile von Amerika in Norden und Westen der vereinigten Freistaaten darstellt, hat die Erdkunde gerade dieser Länder ganz vorzügliche Bereicherungen erhalten. Besonders machte die Expedition der Anglo-Amerikaner unter dem Obristen Pike das nordwestliche Binnenland viel besser bekannt, und dies erstreckte sich selbst bis zu den nördlichsten Theilen von Neu-Spanien hin.

Neu-Spanien, oder Mexico selbst, das wichtigste Reich der Neuen Welt, erscheint aber durch die bewundernswürdigen und mit Glück gekrönten Anstrengungen des Hrn. v. Humbold für uns in vielfacher Hinsicht als ein völlig neues Land. So zeichnet sich abermals unser Vaterland durch ihn auf das ehrenvolleste aus; denn, den einzigen Condamine ausgenommen, kennt man schwerlich einen Reisenden irgend einer Nation, bei welchem sich ein solcher Umfang richtiger Kenntnisse, gepaart mit unwandelbarer Beharrlichkeit und Selbstaufopferung zusammen findet. Es sey mir hiebei die Seitenbemerkung erlaubt, daß überhaupt, wie in mehreren Fächern, schwerlich ein anderes Land so vorzügliche Männer aufzuweisen habe,

als Deutschland, in dem Fache der Erdkunde, und der dahin gehörenden belehrenden Reisen.

Unter den frühern Reisenden zeiget sich hier, als ein Mann der ersten Größe, unser Kämpfer. Er lieferte schon damals (1683 — 1690) nicht nur die reichste Ausbeute für die Botanik, sondern seine Schriften sind, noch selbst in unsern Tagen, treffliche Quellen für die Geographie, die Statistik, die Waarenkunde und Anthropologie der uns entferntesten Reiche Asiens.

Für die jetzigen Zeiten aber die Gesammtzahl der deutschen Reisenden aufzuführen, welche aus allen Theilen der Erde, und fast für jede Art von Kenntnissen unser Wissen erweiterten, scheint beinahe überflüssig, da sie noch in zu frischem Andenken stehen. Haben wir doch die Kenntnisse des kolossalen russischen Reichs, von der Düna an bis nach Nordwest-Amerika, also von einem Erdstriche, der mehr als den halben Umkreis der Erde zwischen der 57sten bis 60sten Parallele befasset, größtentheils ausschließlich Deutschen zu verdanken.

Von Schober und Messerschmidt an gerechnet (1720), läuft die Liste der ihnen nachfolgenden Deutschen fast ununterbrochen bis in das 19te Jahrhundert hinab. Steller, Müller, Joh. G. Gmelin, Amman, Gerber, Lerche, Laxmann, Samuel Gmelin, Pallas, Güldenstädt, Hablizl, Falk und Georgi enthüllten nun diesen ungeheuern Theil der Erde, und die trefflichen Arbeiten von Krusenstern, Tilesius, Horner und Langsdorf bei der jüngsten glorreichen Weltumsegelung der Russen setzten diesem Allen die Krone auf.

Hierzu denke man sich nun die beiden talentvollen Forster; denn noch jetzt bleiben die Resultate aus

dem Bereisen des Südmeers, Australiens, welche uns Reinhold Forster in seinen Beobachtungen geliefert hat, von sehr hohem Werthe, sie waren die Früchte mannigfachen gründlichen Wissens.

Selbst die Kenntniß von Afrika hat in den letzten Zeiten durch den Fleiß und den Unternehmungsgeist einiger Deutschen viel gewonnen. Hornemann, Seezen, und in Süden Lichtenstein, verdienen den Dank aller Geographen; begünstigt nun gar das Schicksal den kühnen Eifer unsers Röntge, so bietet sich der Wißkunde eine schöne Perspective für das Innere dieses Wunderlandes dar.

Amerika hat aber in ähnlicher Hinsicht auch deßhalb ein ganz besonders glückliches Loos getroffen, daß gerade ein Humbold dessen wichtigste Länder bereisete.

Ich habe mir daher Mühe gegeben, in diesem Bande die Hauptsachen aus seinen Nachrichten über Neu-Spanien beizubringen. Freilich bescheide ich mich gern, daß, diesen Reichthum zu erschöpfen, ein so kleiner Raum, als mir dazu in diesen Blättern offen stand, unmöglich hinreichte, indeß glaube ich dennoch, daß man wenig des Wesentlichsten über Mexico vermissen werde, worüber die Humboldschen Werke uns so schätzbar belehrt haben.

Möchten wir nur so glücklich seyn, binnen kurzem auf gleiche Weise seine Schätze über Terra firma und Peru eröffnet zu sehen, worauf uns Dauxion Lavaysse nur noch lüsterner gemacht hat.

Braunschweig, den 3. December 1813.

v. Z.

Inhalt.

Einleitung. Versuch eines Vergleichs der Länder unter der heißen Zone in beiden Welttheilen . . S. 1—31
Zeugnisse für den geringeren Werth vegetabilischer und animalischer Produkte der Neuen Welt . . 3—7
—— für den mindern Grad der Kultur ihrer Einwohner 7—8
—— ihrer Baukunst . . . . . . 8—12
—— ihrer Staatseinrichtung, übrigen Kenntnisse und Wissenschaften . . . . . . 12—15
Mexico und Peru werden leichter erobert als die wärmeren Theile von Asien und als Afrika . . 15—30
Florida . . . . . . 31—39
Neu-Mexico (nach Pike und Humbold) . . 39—49
Tabellarische Uebersicht der dortigen Originalbewohner 49
Neu-Spanien (Mexico) 50-156
Eintheilung nach den Regionen und Provinzen . 50 u. f.
Intendantschaft Durango, Produkte und Bewohner . 55—58
—————— Sonora . . . . 58—59
—————— St. Luis de Potosi . . . 60—66
Großer Reichthum an edlen Metallen . . . 61
Die Provinz der Texas . . . . —
Erstaunliche Einträglichkeit der Aloe . . . 64—65
Intendantschaft Zacatecas und Guanaxuato . . 66—68
Reichthum der dortigen Gold- und Silberminen . 67
Natur dieser Minen . . . . . —
Intendantschaft Guadalaxara 68
—————— Valladolid 69
Merkwürdige Entstehung eines dortigen Vulcans . —
Intendantschaft Mexico . . . . . . 70 u. f.
Thal von Mexico 71
Dessen Seen . . . . —
Die Hauptstadt 72
Der merkwürdige Kanal Desague de Huehueteca . —
Wichtigste Straßen und Gebäude der Hauptstadt . 73
Schätzbare Unterrichts-Anstalten 74
Verdienste des berühmten Velasquez Cardenas de Leon um sein Vaterland 75
Hoher Werth der Bergwerksschule 76

Dortige Fabriken und Münze	S. 77
Erstaunlicher Reichthum einzelner Familien	78
Die Saragates (dortige Lazaronis)	79
Schwimmende Gärten (Chinampas)	—
Lustbarkeiten	80
Acapulco, sein Hafen	—
Dortiger Handel	81
Wichtigste Bergwerke der Provinz Mexico	83
Intendantschaft Puebla	—
——— Guaxaca	84
Dortige Alterthümer	—
Intendantschaft Vera Cruz	85
Hiesiges Gebirge und Vulcane	—
——— Alterthümer	86
Stadt und Hafen Vera Cruz	86 u. 87
Einwohner	87 u. f.
Handel	88 u. f.
Intendantschaft Merida (Yucatan)	90 u. f.
Campeche	91
Das Königreich Guatimala	91 u. f.
Merkwürdige Vulkane	92
Die Hauptstadt	—
Die dortigen Damen essen Thon	93
Die Provinz Chiapa	—
Provinz Vera Paz	94
——— Honduras, Ausfuhr des dortigen Holzes (s. auch die Zusätze)	95
——— Nicaragua	—
Ueber die Möglichkeit eines Durchschnitts der Landenge und dessen Werth	95 u. f.
Provinz Costa Ricca	97
Allgemeine Ansicht von Neu-Spanien	—
Innere Bildung	98 u. f.
Die Flüsse	100 u. f.
Mangel an Häfen	102
Die wichtigsten Erdprodukte	103 u. f.
Jährliche Ausbeute der Bergwerke von Amerika	108
Vergleich derselben mit der der übrigen Welttheile	109
Merkwürdige Resultate hievon, auch für die Politik	110 u. f.
Wichtigste Produkte des Pflanzenreichs	112 u. f.
Die Kornarten, Kartoffeln, Bataten, Oka u. a.	113 — 115
Dortiger Wein	115
Das Blauholz (Haematoxylon) s. auch die Zusätze	115 — 117
Der Cacao	117
Neue von Humbold beschriebene Art	—

Anbau des Cacao . . . . . . S. 118
Summe und bisheriger Gesammtwerth . . 120 u. 121
Die Vanille 121
Preise und bisheriger Gesammt-Werth . . 122
Indigo und Zucker . . . . . 122 u. 123
Jalappe, und Ausfuhr davon aus Vera Cruz . 123
Der merkwürdige Handbaum (Cheirostemon) . 123 u. f.

Das Thierreich.

Die verschiedenen Galläpfel 125
Die Schildläuse (Coccus) 126
Die Cochenille 127
Ihre Beschreibung, Erziehung und Varietäten . 127 u. f.
Ihre Feinde 131
Gesammte Ausbeute und Handelswerth . . 131 u. f.
Benutzungsmethode durch Zufall . . . 132 u. f.
Die Purpurschnecke 133
Ihre Benutzung 134
Caviar von einer Sumpffliege . . . —
Dortige Honigbienen 135
Neue Art Seide . . . . . —
Der eßbare Wassermolch (Axolotl) . . . 136
Verschiedene Seethiere . . . . —
Die Perlenfischerei 137
Einige merkwürdige Vögelarten . . . —
Der Colibri und seine Kühnheit . . . 138
Er soll Winterschlaf halten 139
Gemählde vermittelst seines Gefieders . . —
Von Quadrupeden, die Mazamen . . . 140 u. f.
Dortige Raubthiere 141

Der Mensch.

Ur-Einwohner von Mexico (Toltecas) . . 142
Sie sollen von Asien eingewandert seyn . . 143
Jetzige Originalbewohner 144
Gestalt und Charakter . . . . 145 u. f.
Der Druck, unter welchem sie leben, schadet ihrer Aufklärung 146
Spielarten 148
Volksmenge 150
Krankheiten 151
Die dortigen Creolen haben viele vorzügliche Köpfe geliefert 154 u. f.

Einleitung.

Versuch eines Vergleichs der Länder unter der heißen Zone in beiden Welten.

Wir nähern uns dem heißen Gürtel der neuen Welt. Wenn der vorhergehende Band im Allgemeinen die Unterschiede der alten und der neuen Welt sowohl in Rücksicht der Natur des Bodens als der seiner Bewohner übersehen ließ, so lohnt es sicher der Mühe, diese Vergleichung etwas specieller auf die wärmsten Theile beider Hemisphären anzuwenden; zu untersuchen, in wie weit die in beiden von der Natur am meisten begünstigten Länder jenen allgemeinen Angaben entsprechen. Für den Leser wird eine solche Vergleichung wahrscheinlich nicht unangenehm seyn, und selbst die Geogenie findet wohl Gelegenheit, einige bedeutende Resultate daraus abzuleiten.

Als der Europäer zuerst um das Cap Non gesegelt war, als er noch südlicher hinab in Afrika landete, als er endlich, nach Ueberwältigung des Vorgebirges der Stürme, jetzt der guten Hoffnung, zuerst das Ziel seiner Wünsche, Ostindien, erreicht hatte, da zeigten ihm jene beiden Theile der Welt mehrere eben so fremde, als bewunderns-würdige Phänomene. Luft und Erde schienen dem Europäer zu glühen. Setzte er nämlich am Senegal den Fuß an das Land, oder entfernte er sich tiefer von den Küsten, so wandelte er auf einem Boden, der Eyer siedet und die nackte Fußsohle aufreißt. Selbst das südliche Asien, wenn es gleich noch nicht bis zum Aequator hinabreicht, bietet, so wie Lybien, ungeheure Flächen von vielen tausend Quadratmeilen dar, die mit brennendem Sande bedeckt sind. Die über diese stark erhitzte Ländermasse hinströmende Luft bildet alsdann Winde, die Alles austrocknen, ersticken, tödten, wie z. B. der Harmattan auf Guinea und Benin; der Chamsin in Aegypten; der Uri am rothen Meere; der Samiel oder Samum in Persien und auf Malabar.

So etwas zeigt weder die Erde noch der Himmel unter der heißen Zone der neuen Welt. Hier hatte das Meer das Land bis auf eine wurmähnliche Landenge hinweggearbeitet, und die noch übrige Landmasse von dem eigentlichen Südamerika enthält nirgend sehr große völlig ausgetrocknete Wüsteneien. Denn die Llanos oder sandigen Ebenen des innern spanischen Gujana, unweit des Rio Apura, sind nur klein gegen die Wüsten von Arabien oder Afrika; auch enthalten sie noch Kaymane, (Crocodilus American.) die sichere Zeugen temporärer Nässe sind.

Die schon vormals angezeigten ungeheuern Massen der Gewässer erlauben hier nirgends den Grad der Hitze und der Austrocknung. Hier ist noch alles zu feucht, zu stark und unaufhörlich mit Wasser getränkt. Das Amazonenland allein mit dem angränzenden Gujana enthält so mächtige und so zahlreiche Ströme, als die gesammte Ländermasse von Afrika, welche von beiden Wendekreisen begränzt wird.

Eine zweite, vielleicht nicht geringere Ursache der minderen Wärme von Amerika, liegt wahrscheinlich in der so tief vom Meere hinweggeschliffenen Landmasse zwischen dem 5ten und 30sten, also über 25 Breiten-Graden. Dieses ungeheure Becken, vormals nach Humbolds Meinung wohl ein Mittelländisches Meer, ist anjetzt nur in Westen durch den dünnern, wurmförmigen Arm von Panama und Mexico, in Osten aber durch die Kette der schmalen Antillen eingefaßt. Dagegen zeigt das alte Continent gegenüber gerade hier die breiteste und heißeste Ländermasse von Afrika, nebst den glühenden Sandmeeren von Arabien, ferner die ganze gangetische Halbinsel Hindostans, und die großen Länder Hinter-Indiens.

Um nun die Hitze der Tropenländer der neuen Welt noch beträchtlicher zu mildern, zeigen sich gerade auf und gleich neben diesen ihren schmalsten Ländern die höchsten Gebirge der gesammten bekannten Erde; denn alle Gebirge, welche wir unter gleichen, oder benachbarten Breiten in Afrika durch Mungo Park oder durch Bruce haben näher kennen gelernt, sind unvergleichbar niedriger als der Zug der Cordilleren; auch dürfen sich die Ghauts von Ostindien oder die Gebirge von Siam und Arracan, noch weniger mit jenen Kolossen der neuen Welt messen.

Ist nun der Unterschied der Bildung, der Temperatur und des Klima's der Tropenländer der neuen Welt und der alten Hemisphäre sehr beträchtlich, so darf man dieß ebenfalls bei den Naturprodukten mit Recht erwarten.

Unter den Körpern der drei Reiche der Natur können die todten, unorganischen, kaum irgend eines Eindrucks fähig, freilich keine besondere Unterschiede in beiden Welten aufweisen. Die mannigfaltigen Varietäten des Granits, des Por-

phyrs, des Schiefer- oder Kalchgebirges, die vielartigen Metalle zeigen sich dem Mineralogen in Westen wie in Osten ziemlich einander ähnlich; nur das sonderbare Mittelmetall, die Platina, da sie bis jetzt nur wenigen der wärmeren Theile der neuen Welt ausschließlich eigen zu seyn scheint, könnte vielleicht eine Ausnahme machen. Merkwürdig bleibt es indeß hierbei, daß die heißere Sonne in beiden Hemisphären die größten Massen sowohl der edelsten Metalle, vornehmlich des Goldes, als der härtesten glänzendsten Edelsteine erzeugt.

Die lebende Natur, die organisirte Schöpfung in beiden Welten bietet indeß äußerst auffallende Unterschiede dar.

Zwar erzielt hier der lothrechte Strahl überall einen unbestimmbaren Reichthum von Pflanzen und Thieren. Allein an Schönheit und an Größe gebührt im Ganzen genommen dennoch unserer Heimath, der östlichen Welt, bei weitem der Vorzug.

Das edelste Geschlecht der Vegetabilien sind die Palmen. Ihr schöner Schaft mit der herrlich befiederten Krone gedeckt, steigt lothrecht zu dem Himmel hinan; bildet ein majestätisches Ganze; ragt wie ein stolzes Königsgeschlecht über alle Pflanzen hinweg; trotzt schweren Stürmen ohne zu wanken noch zu biegen. Ihre Früchte, ihr Mark, ihre Blätter, ihre Rinde, nähren, kleiden den Herrn der Erde und geben ihm sogar sein Obdach. Majestät, Schatten und Nutzbarkeit bestimmten daher schon bei den Alten die Palme mit Recht zum Preise des Siegers.

Von diesem Pflanzengeschlechte zählt die Botanik jetzt über 40 Arten, aber die heiße Zone der alten Welt erhielt davon fast dreimal so viel, als die der neuen. Von Asien liegt indeß nur ein geringer Theil unter der heißen Zone, allein die größte Fläche von Südamerika wird gänzlich von derselben begränzt.

Und wie viel größer ist der Reichthum, die Verschwendung von Schönheit für das Auge, für den Geschmack und für den Geruch in einzelnen Theilen des heißen Asiens, wenn man dieselben gegen das südliche Amerika hält. Dampier athmete meilenweit im Meere die Wohlgerüche der Molucken.

Alle edle Gewürze gehören der alten Welt, nur einige Arten des beißenden Pfeffers fand man in Amerika vor; denn außer dem Zimmt ist die aromatische Nelke und die balsamische Muskat- und Arekanuß das Erbtheil Ostindiens. Dagegen darf man weder die schwächliche Wintersche Zimmtrinde (Cortex Winteran.), noch selbst die sanfte Vanille aufführen.

Mehr als vierzig der pracht- und geschmackvollsten Früchte, und über 20 Arten der wohlriechendsten herrlichsten Blu-

men bietet in Batavia der Frucht- und Blumenmarkt dem Wollüstlinge dar. Der mächtige Duft dieses natürlichen Räuchwerks in die Betten hingegossen, vernichtet alles Widrige der menschlichen Ausdünstung, und der dort so bösartigen Sumpfatmosphäre.

Zwar werden wir in Mexico und Peru mehrere Gewächse sowohl von großer Schönheit als von dem trefflichsten Wohlgeruch kennen lernen, allein eine solche Fülle und Abwechselung wie unter den heißen Theilen von Asien bietet Amerika schwerlich dar.

Noch tiefer senkt sich zu Gunsten unserer Halbkugel die Schale, wenn die thierische Schöpfung beider Hemisphären abgewogen wird. Selbst bei den kriechenden Thieren zeigt sich die Kraft des Organismus in Osten mächtiger.

Der Krokodil des Nils oder des Senegals ist dem Kayman von Amerika nicht nur überlegen, sondern es gibt sogar mehrere Arten dieser Ungeheuer in Ostindien; und die spiralförmig zusammengewundene Riesenschlange des Inneren von Guinea oder von Ceilon, von mehr als 50 Fuß Länge, verschlingt selbst den vergeblich in ihrem Rachen brüllenden Panther, da hingegen die um die Hälfte kleinere und schwächere Boiguacu oder Wasser-Mutter von Gujana sich mit geringeren wehrlosen Thieren begnügen muß.

Nur in solchen Amphibien, die ganz vorzüglich dem Wasser, der Feuchtigkeit ihre Bildung verdanken, übertrift die neue Welt unsere Hemisphäre. Da wachsen ungeheure Frösche aus den Sümpfen von Gujana hervor; die Ufer Westindiens wimmeln von unermeßlichen Heeren der größten Krabben.

Wenn dagegen die Vögel der neuen Welt den unsrigen weder an Größe, noch an Schönheit des Gefieders nachstehen, so verdanken sie dieß der Natur ihres Elements. Der Landvogel gehört der Atmosphäre mehr an, als dem Boden. Er wandert von einem Theile der Erde, von einer Luftregion in die andere, und ob er gleich nicht dauernd im Fluge begriffen ist, so wohnt er dennoch auf Gegenständen, die bis zu den Wolken ragen. Dort athmet er eine feinere Luft, entgeht den schweren schlechteren Dünsten der Erde, und genießt mithin ein besseres Klima, ein Klima, das in Ostindien nicht sehr von dem in Westindien verschieden seyn kann, ein sich ziemlich überall gleichförmiges Klima.

Sobald der organische Körper hauptsächlich von dem Boden selbst abhängt und ganz an die Erde gefesselt ist, so äußert sich bei ihm die völlige Gewalt des Klimas. Daher zeigt sich die mindere Kraft der Natur in der neuen Welt in den bedeutendsten Erzeugnissen des Thierreichs, an den vierfüßigen Thieren auffallender als an den Vögeln und an den Insekten.

Die größten und die muthvollsten Quadrupeden sind Kinder der heißen Zone der östlichen Welt. Schon vormals bemerkten wir, daß das Flußpferd, die Elephanten, die Rhinoceroten, die Kameele, die großen Gazellen, der Giraffe, der Engallo, das ganze muthige Pferdegeschlecht ihres gleichen nirgend in Amerika fanden, denn der Huemul, oder das Pferd mit gespaltenen Hufen, welches die Andes von Chili bewohnt, scheint ein eigenes Geschlecht zu seyn, ein Uebergang der wiederkäuenden Thiere zu dem Pferde.

Scheint es doch, als habe die Natur der neuen Welt vergeblich ihre gesammten Kräfte bei dem Tapir, dem Pekari, dem Lama und der Vicunna aufgeboten, um unsern Elephanten, Kameelen und wilden Ebern etwas Aehnliches nachzubilden. Es entstanden aber nur ohnmächtige, zwergartige, stumpfsinnige Geschöpfe, gegen jene starke, gescheidte und höchst nutzbare Thierarten der alten Welt.

Auch der Löwe und der Königstieger Bengalens sind weit kraftvollere, furchtbarere Würger, als der Cuguar, der Jaguar, der Ozelot oder ähnliche reißende Thiere in Amerika.

Ein weit grelleres Bild seiner stumpferen Kräfte zeigt uns das heiße Amerika in drei höchst sonderbar gestalteten Thiergeschlechten. Es sind die Armadille oder Panzerthiere, die Ameisenbären und die Faulthiere.

Diese fast zahnlosen Quadrupeden (sie sind wenigstens alle ohne Schneidezähne) finden sich beinahe gänzlich auf den heißesten Theil von Amerika beschränkt, und sie zeigen eben so viel Bizarres als Unbehülfliches und Schwaches.

Die Armadille, nur allein bis jetzt in Amerika entdeckt, (es bringt mehr als 6 verschiedene Arten davon hervor) ein schwaches Thiergeschlecht, deckte die Natur mit einem schildkrötartigen Panzer, der, in Ringe getheilt, ihnen erlaubt, sich, wie unsere Igel, zusammenzukugeln, um sich hiedurch und durch schnelles Eingraben in die Erde, gegen ihre vielartigen Feinde zu schützen.

Die Ameisenbären, ganz und gar zahnlos, erhalten sich allein dadurch, daß sie mit ihren langen klebrigen Zungen Ameisen einschlürfen, und nur ihre starken Klauen vertheidigen sie nothdürftig gegen größere Thiere. Auch dieses Geschlecht blieb bis jetzt fast gänzlich auf Amerika beschränkt, hier kennt man wenigstens vier Arten, in der alten Welt nur einen einzigen Ameisenfresser, im südlichsten Afrika.

Noch dürftiger erscheint indeß das Geschlecht der Faulen (Bradypus). Nicht genug, daß die Natur das Gebiß bei diesen Thieren auf einzelne stumpfe Eck- und Backenzähne beschränkte, und seine Vertheidigung nur auf ein Paar Krallen, sie nahm ihm fast alle Mittel zur Flucht. Der Gang des Faulen ist so langsam, seine Bewegung so schwerfällig,

daß er eine Stunde nöthig hat, um sich über sechs Fuß weit fortzuschleppen. Hat er nach unglaublicher Anstrengung einen Baum erklettert, so bleibt er mehrere Tage hindurch auf dem von ihm so mühselig eroberten Platze, und äset dort alle Blätter in jeder Richtung ab, so weit sie ihm nur ohne Veränderung des Orts erreichbar sind. Der Pflanzensaft ist für ihn die einzige Feuchtigkeit, welche er zu sich nimmt, denn er säuft niemals. Wenn endlich um ihn her alle Früchte fehlen, so stürzt er einzig und allein durch die Schwere vom Baume herab, und lebt nur fort, wenn der Zufall kein reißendes Thier oder keine Menschen herbeiführt. Selbst die Liebe, die jedes andere Geschöpf oft bis zum Wahnsinn außer sich setzt, ist bei ihm so traurig, daß er sogar bei der Begattung mehrmal einschlummert! Aus seinem platten finstern Gesicht wirft das todte Auge nur starre Blicke. Der ganze Körper, gekleidet in ein struppiges Haar von der Farbe des verdorreten Grases, ruht auf Schenkeln, die nicht gehörig eingelenkt zu seyn scheinen, und seine Stimme, (er läßt sie nur zur Nachtzeit einzeln hören,) besteht in dem eintönigen Geschrei Ai, Ai!

Die Natur selbst hat ihn zwar gegen Buffons Meinung nicht zum Elende bestimmt; denn sie nahm ihn ja selbst, so weit es nur sein sonderbarer Bau zuließ, dagegen in Schutz; sie überzog ihn mit erstaunlich dickem gefühllosen Leder, bewaffnete ihn mit starken Klauen, stumpfte seine Nerven, seine Gefühle ab, überhob ihn gänzlich des Durstes, der Nothwendigkeit des Trinkens, und ließ ihn durch das Wiederkäuen länger seine einfache Speise genießen. Aber stets bleiben diese Faulen der neuen Welt die traurigste unterste Staffel aller bekannten Säugthiere.

Setzte man dem Armadill das Schuppenthier (Manis) der alten Welt entgegen, oder dem Ai das neuere große Faulthier von Bengalen (Bradypus ursinus), dann übertreffen die Schuppenthiere bei weitem die Armadille an Kraft und Thätigkeit, das Bengalische Bärenfaulthier ist aber gegen den Unau und Ai ein Riese.

Doch nicht genug. Sogar die dem Menschen so nahe verwandt scheinenden Affen tragen in Amerika das Gepräge einer kraftloseren Natur. Denn wer dürfte es wagen, die dem Menschen so nahe stehenden Affen von Afrika oder Indostan mit den Affen von Guiana, Brasilien oder des ganzen Amazonenlandes zu messen? Die Sapajous und Sagoinchen dieser Länder, was sind sie für kleine, winzige, furchtsame Thierchen, wenn man ihnen die menschenähnlich dastehenden Urangen, die gescheidten frechen Paviane, Mandrillen oder Magots entgegensetzt!

Auch scheint die Natur das Mangelhafte bei den meisten

Affen der neuen Welt gefühlt zu haben. Sie begabte sie, als wären ihre Pfoten oder Hände alleingenommen nicht hinreichend, sich festzuhalten und Nahrung zu ergreifen, mit einem Wickelschwanze (Cauda prehensilis), der jenen gleichsam zu Hülfe kommt.

Endlich kommen wir zu dem Menschen selbst; zu der Vergleichung der Ureinwohner in der heißen Zone beider Welten.

Da mußte es denn dem ersten Beobachter sofort ein merkwürdiges Phänomen seyn, daß Amerika nirgends in seinen heißesten Theilen Spuren wahrer Neger aufzuweisen hatte. Ganz Afrika war doch mit mehr oder minder wollhaarigen Schwarzen von allen Nüanzen der Farbe bevölkert, und man fand sie sogar im östlichen Asien auf Neu-Guinea unter dem Namen der Papous wieder. Asien selbst reicht aber einmal nirgend bis zu dem Aequator hinab, und sodann bildet gerade derjenige Theil dieses Welttheiles, welcher der heißesten Sonne ausgesetzt ist, nur eine kleine Ländermasse, ein spitzes Dreieck, das von beiden Seiten vom Meere umschlossen, und daher abgekühlt wird.

Dürfte man der Erfahrung gemäß die tiefsten Tinten der menschlichen Hautfarbe da suchen, wo die Hitze dauerhaft am stärksten ist, so müßte es nicht befremden, weder in Guiana noch überhaupt auf Terra firma und dem sogenannten Amazonenlande einen Schwarzen zu finden, vielmehr alle diese Länder mit langhaarigen Menschen von rothbrauner, bald dunkler bald hellerer Tinte bewohnt zu sehen, und die, (abermals ein merkwürdiges Phänomen,) im Ganzen genommen unter einander mehr Aehnlichkeit haben, als die Nationen der alten Hemisphäre.

Indeß wie viel beweiset die Farbe der Haut? Höchstens größere oder mindere Wärme des Klimas. Der Werth des Menschen selbst wird aber hierdurch auf keine Weise gemessen. Diesen bestimmt nur allein dasjenige, was die Geistes- und Leibeskräfte dauernd bewirkten.

Es kann daher auch hier nicht einmal die Rede davon seyn, einzelne starke Nationen in beiden Hemisphären zum Vergleiche aufzusuchen, ob es gleich nicht schwer fallen würde, auf die größere Mannskraft und auf die derselben angemessene stärkere Bärtigkeit vieler Völker und der größeren Population der alten Welt aufmerksam zu machen. Hier ist die Frage: welche Werke lieferten ihre Original-Nationen als bleibende Zeugnisse ihrer Talente und ihrer Ausdauer bei der Anwendung derselben; wie war der Stand ihrer Kultur; wie die Art ihres Schutzes; die Art ihre Bedürfnisse, ihren Ehrgeiz zu befriedigen; wie die Güte ihrer bürgerlichen Einrichtung; wie der Grad ihrer Kultur überhaupt?

Es leuchtet von selbst in die Augen, daß man zu einem

solchen Vergleiche diejenigen Nationen beider Hemisphären wählen muß, welche als Nation am meisten und am ausgezeichnetsten gewirkt haben.

Da wir Europäer eine fast totale Veränderung bei jenen Originalbewohnern, besonders in Amerika hervorgebracht haben, so muß man vorzüglich nach dem Zustande urtheilen, in welchem wir die Völker zur Zeit ihrer Entdeckung antrafen, und man muß zu solchen Monumenten ihrer Talente seine Zuflucht nehmen, welche wir etwa noch wirklich vorfinden, oder von denen uns gültige Schriftsteller der frühern Zeiten, der Zeit ihrer Entdeckung, sichere Nachrichten mitgetheilt haben.

Ruinen der Gebäude aller Art, so wie die Ueberbleibsel ehemaliger Vertheidigungswerke, sind deshalb von desto größerer Wichtigkeit, weil sie zugleich Zeugnisse von vielen andern menschlichen Fertigkeiten und Erfindungen, und von der Vervollkommnung dieser Erfindungen an die Hand geben. Sie zeigen z. B. den Stand der Mechanik und der technischen Künste der Völker.

In einer andern Richtung kommt es dann auf die eigentlichen Erfindungen in den Wissenschaften an, auf die theoretischen Kenntnisse, z. B. auf die Ausbildung der Sprache, der Schreib- und Rechenkunst, der Astronomie u. dgl.

In Rücksicht der Künste mögen bei diesem Vergleiche die Monumente der Architektur für sich sprechen.

Die Ueberbleibsel alter Gebäude, wovon uns Ulloa und jetzt Humbold Zeichnungen geliefert haben, zeigen die schönsten Ruinen, welche noch von den Palästen und Festungen der Ynkas in Peru übrig sind.

Sie finden sich in der Provinz Quito, auf der Höhe des Canar, der über 13000 Fuß hoch ist. Die Zeichnungen, welche der berühmte Spanier Ulloa gegeben hat, sind, wie Condamine sagt, in viel zu schönem Lichte dargestellt. Dennoch zeigen sie nur Gebäude, welche entweder oben nur ein hölzernes Dach trugen, oder gar nicht bedeckt waren, und die aller Witterung ausgesetzt blieben. Nirgend sieht man eine Spur von Fenstern; zwar sind die Thüren hoch, aber verhältnißmäßig schmal, und nur so breit, daß die Ynkas, welche nur allein in dem Innern ihrer Zimmer den Boden sollen betreten haben, auf den Schultern einiger Männer hineingetragen werden konnten. Diese Gebäude hatten also entweder durchaus keinen Schutz gegen die Sonne und die Witterung, oder sie waren völlig dem Lichte unzugänglich, wenn nicht etwa in den hölzernen Dächern hiezu besondere Oeffnungen vorgerichtet waren, die denn freilich auch den Regen zuließen. Die Vertheilung der Zimmer ist dabei sehr unbequem. Das Gemäuer selbst besteht nur aus Backsteinen, die an der Sonne

getrocknet waren; nach v. Humbold besteht doch die Mauer aus großen Werkstücken zum Theil von Trapp-Porphyr; und wenn gleich einzelnes Gestein von so ansehnlicher Größe dabei vorkommt, (einige halten gegen 8 Fuß in der Länge) daß dessen Fortbewegung durch so unmechanische Hände Bewunderung erregt, so sind dieß dennoch bei weitem keine Massen, welche sich mit den gigantischen Steinblöcken vergleichen lassen, die wir in dem berühmten und unerklärbaren Stonehenge von Salisbury kennen. Nur allein die genaue Zusammenfügung des Gemäuers beweiset außerordentliche Arbeitsamkeit. Selbst an den Gebäuden von hartem Gestein ist letzteres äußerst genau geschnitten, und, nach v. Humbold, oft ohne allen Mörtel innigst an einander gefügt. Die Erbauer hatten indeß nur gehärtetes Kupfer und scharfe Steine zum Schneiden und Poliren gebraucht, da ihnen das Eisen unbekannt war.

Wie dürftig erscheinen nun aber diese Ruinen, wenn man sie mit den prächtigen Ueberbleibseln des alten Thebens, der Tempel bei Luxor oder Palmyra zusammenhält, die uns Pokok zeigt; oder mit jenen eben so majestätischen als unerklärten Ruinen von Persepolis, wovon uns de Bruyn zuerst eine richtige Zeichnung lieferte. Diese Monumente der alten Baukunst übertreffen ja noch jetzt fast Alles, was wir in unsern so viel höher civilisirten Zeiten aufzuweisen haben.

Auch in Ansehung der Grabmäler — selbst bei den Tatarn Sibiriens ein Gegenstand von feierlichem Aufwande — dürfen sich die am höchsten kultivirten Völkerschaften der neuen Welt nicht mit denen der alten vergleichen. Wer darf nämlich die Guacos der Peruaner, unbedeutende ovale Erdhügel, die inwendig mit einem Kreuzgang versehen sind, mit den riesenmäßigen Pyramiden Aegyptens zusammenstellen, die nicht blos von gehauenen Steinen aufgeführt, sondern sogar ganz mit Marmor belegt waren!

Eines der wichtigsten Monumente der neuen Welt, welches sich in einiger Rücksicht den so eben erwähnten unserer Halbkugel gegenüberstellen ließe, ist die mexicanische Pyramide von Cholula, in der Landschaft Puebla. Sie ist auf einer zwischen 11 bis 1200 Toisen, also über 6000 Fuß hoch erhabenen Fläche gelegen, nach der treflichen v. Humboldschen Karte: Carte de la Vallée du Mexique, Atlas nr. 3, unter 19° 2′ 28″ n. Br. und 100° 32′ 59″ w. v. Paris auf dem Wege nach Puebla.

Dem Herrn v. Humbold zufolge, der von ihr eine schöne Zeichnung geliefert hat (Vues des Cordilleres et Monumens etc. Tab. VII.), diente sie sowohl zum Tempel, nämlich als ein den Göttern geweihetes Haus, dort Teocalli genannt,

als auch zugleich zu einem Begräbnißmonumente der Mexicaner der Vorzeit.

Sie wich also auch in Ansehung ihrer Benutzung gänzlich von den Pyramiden der alten Welt ab, indem bei letzteren die Monumente des Gottesdienstes von den Grabmonumenten verschieden waren. Herr v. Humbold vergleicht die Pyramide von Cholula, wahrscheinlich nur der Gestalt nach, mit dem Tempel des Belus, denn dieser bestand ebenfalls aus mehreren stufenweise übereinander aufgethürmten, stets nach oben hin abnehmenden Pyramiden.

Diese Teocalli von Cholula hat 4 solcher hohen Absätze; die ganze Höhe der Pyramide beträgt indeß nicht mehr als 54 Metres oder etwas über 162 Fuß; Belus Tempel hatte, dem Herodot zufolge, 8 Absätze oder Stockwerke, jedes zu 75 Fuß.

Auch mit den Pyramiden Aegyptens hält diese der neuen Welt schwerlich einen Vergleich aus, obgleich die höchste derselben, nach Grobert, nur 448 Fuß hoch, also 152 Fuß niedriger war, als der Tempel des Belus. Darin scheint aber die Pyramide von Cholula eine sehr merkwürdige Eigenschaft mit den Pyramiden Aegyptens gemein gehabt zu haben, daß auch sie sich, wie jene, in den Meridian gestellt fand, so weit dieß nämlich wegen ihrer Baufälligkeit noch konnte beobachtet werden. Auf ihrem Gipfel befand sich vormals ein Altar, welcher dem Gott der Luft, Quetzelcoatl gewidmet war. Die obere Platform, sie hält 4200 Quad. Meter, gewährt eine herrliche Aussicht auf mehrere große Gebirge, zum Theil Vulkane.

Diejenigen Werke der Amerikaner, welche mit Recht unsere Achtung besonders verdienen, sind die vormaligen Heerstraßen der Ynkas. Man sieht noch deutlich zwei lange Chausseen von Quito bis Cusco auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen selbst über die Rücken neuntausend Fuß hoher Gebirge fortlaufen, und zu ihrer Seite stehen kleine Herbergen (Tambos) und Brunnen. Schätzbare Werke, die indeß nur eigentlichen Fleiß und keine tiefere Kenntnisse der Mechanik oder der Kunst erfordern. Aber auch diese wichtigen Erzeugnisse peruanischer Arbeitsamkeit wird man doch auf keine Weise mit den Heerstraßen der Römer zu vergleichen wagen, die in jeder Richtung durch ihr großes Reich und selbst in das Ausland führten. Denn wie sehr stehen sie ihnen sowohl an Zahl (man zählte derselben über 60) als an Struktur, an Festigkeit, und selbst in Ansehung der großen Zwecke des Verkehrs und des Krieges nach! Auch hatten ja die Peruaner keinen Troß von Pferden, von Wagen und von großen Lastthieren. Die Heerstraßen waren daher lediglich für Fußgänger und höchstens für das schwächliche Schaf-

kameel (Lacma). Und wozu hätten diese Völker auch wohl bedeutender Heerstraßen und Reisewege bedurft, da man bei ihnen nicht die geringste Spur von einem beträchtlichen Handel nach weit auseinander gelegenen Gegenden vorfand? Wenn in einem großen Reiche, wie Peru, dem Zarate zufolge, nur eine einzige große Stadt, Cusco, vorhanden war, wenn bei dem mexikanischen Kaiserthume die wichtigsten benachbarten Provinzen, z. B. Tlascala, Cholula u. a. eben so viel isolirte, dem Hauptstaate feindliche Staaten bildeten, so war dort schon eben daher kein beträchtlicher Handel zu erwarten. Endlich bedenke man, daß die Bewohner der beiden ältesten und regelmäßigsten Reiche Peru und Mexiko auch keine Idee von Münze, vom eigentlichen Gelde hatten, und daß mithin das vorzüglichste Erleichterungsmittel des Handels dort ganz unbekannt war.

Man blicke in diesen Rücksichten auf die ältesten Völker des Orients. Haben uns nicht die treflichen Arbeiten unsers Heeren überzeugt, daß die Caravanen bereits in den fast über die Geschichte hinausliegenden Jahrhunderten die Schätze Ostindiens ins tiefste Afrika zum Umtausch gegen Menschen, Gold, Datteln und andere Produkte dieses Welttheils periodisch führten, ja, daß man diesen bedeutenden Handel durch seine Verflechtung mit der Religion selbst noch wichtiger zu machen verstand. Auch reichet die Münze, die noch heut zu Tage das Hauptgeld in Ostindien ausmacht, die Rupie, bis in das höchste Alterthum hinauf.

Wie reich war zugleich vormals das eigentliche Indien, oder Hindostan, an Städten, und an was für Städten! Man sehe nur die heutigen Ruinen von Lucknow, Benares, Agra und anderen Städten; oder die noch wohl ältern Wunderwerke, die Pagoden von Jaggernat und Tschalambron, oder die ungeheuern Arbeiten auf der Insel Salsitte und den benachbarten Inseln! Jede Art von Vergleich mit irgend einem Monumente der neuen Welt schiene hier widersinnig.

Sind übrigens jene Heerstraßen der Ynkas, (sie sollten vielmehr Königsstraßen heißen, da sie fast gänzlich zum bequemern Fortkommen des Monarchen dienten,) keine Beweise eines großen Verkehrs, so bleiben sie dennoch Zeugnisse der höheren Kultur der Peruaner gegen die übrigen Völker der neuen Welt.

Die wärmeren Theile des nördlichen Amerika enthalten aber noch einige sonderbare Ueberbleibsel, deren schon zuvor im Allgemeinen Erwähnung geschehen ist.

Die Zeichnungen derselben, welche uns der berühmte Smith Barton geliefert hat, verdienen in Deutschland bekannter zu werden, theils weil sie wirklich merkwürdig sind, sowohl wegen ihres hohen Alters und wegen unserer gänzlichen Un=

bekanntschaft mit der Entstehungsepoche derselben, theils weil auch sie einen neuen Beweis geben, daß die berühmtesten Werke der Uramerikaner sich nicht mit denen der alten Welt messen dürften. Denn sie zeigen deutlich, daß alle diese Werke, wovon sich gleichfalls ähnliche in Florida und Louisiana finden sollen, nur aus Erhöhungen, Wacken oder Vertiefungen, Einsenkungen, bestehen, welche nur aus Erde geformt waren.

Gehen wir in unserer Vergleichung jetzt zu den theoretischen Kenntnissen, zu den übrigen Wissenschaften, so ist die Kluft zwischen unserer alten Erde und der neuen noch weit größer.

Wie stand es mit der Schreib- und Rechenkunst, mit der Theilung der Zeit, mit der Astronomie, mit der dadurch zu verbessernden Nautik und mit der Handelsmethode der beiden kultivirten Völker von Amerika, der Mexikaner und Peruaner, was war ihre Sittenlehre gegen die der Aegypter, der Araber, der Indier und der Chinesen?

Die uns hier vorgesteckten Gränzen erlauben kaum diese wichtigen Fragen nur im Allgemeinen zu beantworten.

Hinreichend ist es bekannt, daß die eigentliche Schreibekunst in ganz Amerika zur Zeit seiner Entdeckung, dort gänzlich unbekannt war. Nur durch Zeichenschrift, durch eine Art von Hieroglyphen, bezeichneten die Mexikaner ihre Thaten, und erhielten auf diese Weise das Andenken derselben. Das zweite am höchsten kultivirte Volk der neuen Welt, die Peruaner, bewerkstelligte dies durch die Quipos, lederne Riemen mit Knoten. Bekanntlich bedienten sich die ältesten Völker unserer Halbkugel in ihrem rohesten Zustande ähnlicher Archive für ihre Thaten, z. B. die Aegypter, Phönicier u. a. Selbst die Chinesen hatten vor den Zeiten des Fohi, also in einem Alterthume, das zu Adam hinaufsteigen soll, ähnliche Quipos oder Knoten. Allein seit wie langer Zeit machten in unserer Erdhälfte alle diese dürftigen Hülfsmittel der Buchstabenschrift Platz? Schon zu Hiobs, also nach Goguet, zu des Erzvaters Jacob Zeiten, war die Buchstabenschrift in Asien (in Arabien) vorhanden, und mit wie vielem Rechte lassen nicht die Hindus ihre Vedams über drei, ja 4000 Jahre hinaufreichen. Um mehrere Jahrtausende waren also die Bewohner der alten Welt vor den Amerikanern in diesem wichtigen Schritte der menschlichen Ausbildung voraus.

Eben so wenig läßt sich die Rechenkunst und die Astronomie jener Völker der neuen Welt mit der des Orients vergleichen. Ohne auf die fabelhaften Zeiten des Theuts (Mercurs) zurückgehen zu dürfen, den die Aegypter zum Urheber der Arithmetik und der Geometrie machen, so ist dennoch so viel gewiß, daß der Ursprung dieser Wissenschaften in der alten Welt sich in das dem Historiker völlig unerreichbare Al-

terthum verliert. Noch mehr; die ältesten Handelsleute, die Phönicier, brauchten schon, wie die Hebräer, die ersten Buchstaben des Alphabets als Zeichen der Zahlen, und fast alle unsere (östlichen) Nationen bedienen sich der Decadik, des bequemsten, durch die Zahl der Finger von der Natur uns selbst angewiesenen Systems von Zehenden. Ueberhaupt, sobald eine Masse von Menschen anfängt, sich zu einer Nation auszubilden, sobald bestimmte Begriffe von Privateigenthum, von genauerer bürgerlicher Ordnung in jeder Rücksicht festgesetzt werden, dann können Zahl, Maß und Gewicht nicht mehr unbestimmt bleiben; dann folgen hieraus fast unwillkührlich die Operationen des menschlichen Geistes, das Zählen, das Rechnen und Messen, und die Arithmetik und Geometrie gehen daraus gleichsam von selbst hervor.

Zwar hatten die Peruaner eine Staatsverfassung, worin das Eigenthum bestimmt war. Allein auch bei dieser Bestimmung war alles etwa auf eine solche Art angegeben, wie bei den Krihks in Nordamerika, deren der vorhergehende Band Erwähnung that. In Peru theilte man nämlich das gesammte urbar gemachte und in Gemeinschaft bearbeitete Land in drei, jedoch nicht gleiche Theile. Das erste Drittheil des Ertrags gehörte der Sonne, dem obersten Gott, der Religion, also den Priestern; das zweite dem Monarchen, dem Ynca; und nur das dritte, freilich das größte, reichte dem Volke seinen Unterhalt. Indeß ward den Individuen nicht einzeln ihre Quantität davon angewiesen oder zugetheilt; sie sahen es als eine gemeinschaftliche Unterhaltsquelle an, und wurden daher, wie zu einem einzigen großen Haushalt gehörend, fast gänzlich patriarchalisch regiert. Es stand also dies Volk, bei welchem man sich stets das Maximum der Kultur in der westlichen Welt gedenkt, zu der Zeit ihrer Entdeckung, also noch zu Ende des 15ten Jahrhunderts da, wo wir Abraham und überhaupt die Erzväter finden, denen doch viele Kenner der ältesten Geschichte nur einen geringern und spätern Grad der Kultur zugestehen, als den Aegyptern, Chinesen oder den alten Indiern.

Die Theilung der Zeit und die ganze Astronomie der beiden erwähnten amerikanischen Völker läßt sich eben daher noch weit weniger mit der Sternkunde der Indier, der Araber und der ältesten Chinesen vergleichen; Le Gentil fand die Braminen im Besitze mehrerer Methoden die Sonnen- und Mondfinsternisse richtig zu berechnen; die Periode von 19 Jahren, die die Neumonde auf ein und denselben Tag zurückführte, so wie das Schaltjahr von 365¼ Tagen waren den ältesten Chinesen bekannt; und was die Araber uns von der Astronomie der alten Chaldäer überliefert haben, zeigt, daß sie der wahren Zeitrechnung sehr nahe kamen, da sie das

Sonnenjahr auf 365 Tage 5 Stunden 49′ 38″ setzten. Le Gentil und Bailly suchen sogar darzuthun, daß die Schiefe der Ekliptik, die Procession der Aequinoxen, kurz solche Angaben, welche zu den schwierigsten der Sternkunde gehören, den Urvölkern der alten Welt bekannt gewesen sind.

Die Menschen der neuen Welt, die kaum bis auf zehn zu zählen vermochten, wie unendlich waren sie hingegen zurück. Wußten sie doch kaum die Planeten zu unterscheiden, hielten sie doch Columbus für einen Zauberer, als er eine Mondfinsterniß richtig vorhersagte, und sie theilten das Jahr, wie fast alle Wilde, nach Ernten. Und wenn gleich die Peruaner, die wegen ihres Kultus (da sich ihre Ynkas für Söhne der Sonne ausgaben) das Gestirn des Tages genauer beobachteten, die Tag- und Nachtgleichen kannten, und die Venus, als den steten Begleiter der Sonne, vorzüglich schätzten, so rechneten sie dennoch gleichfalls nach Monden, hielten die Finsternisse für furchtbare Erscheinungen, und suchten durch Trommeln, durch Geschrei und durch Hundegeheul, welches sie diesen Thieren durch Prügel abzwangen, den Mond zum Mitleid zu bewegen, damit er ihnen sein Licht wieder früher schenken möchte.

Schon hieraus läßt sich schließen, wie es mit der Erdkunde und mit der Nautik dieser Amerikaner beschaffen seyn konnte, und dennoch waren Peru und einige Theile des mexikanischen Reichs am Meere gelegen. Wie alt ist dagegen die Schiffkunst im Orient! Was für ansehnliche Schiffe baueten die Alten, und seit wie langen Zeiten stritten ihre Flotten um die Herrschaft auf dem Meere! Gama fand bereits bei seiner ersten Ankunft auf Mosambique dort die Boussole im Gebrauch, ja man weiß, daß die Chinesen diesen Wegweiser auf dem Meere lange vor uns Europäern gehabt haben.

Gesetzgebung, Policei, Sittenlehre und alle übrige Wissenschaften, wodurch die menschliche Gesellschaft in Ordnung und Rechtlichkeit erhalten wird, verlieren sich auf unserer Erdhälfte weit in das graueste Alterthum. Es hieße die Leser spotten, wenn man hier die Beweise davon aus Moses, aus Salomo und ähnlichen alten Schriftstellern führen wollte; allein es verdient doch wohl bemerkt zu werden, daß die ältesten Schriften der Braminen sich einer trefflichen Moral rühmen, die selbst die Liebe der Feinde gebot, und daß nachmals Confutsè sowohl ein System einer vorzüglichen Sittenlehre, als einer guten Gesetzgebung vortrug.

Wo war etwas Aehnliches selbst in den uns um Jahrtausende nähern Zeiten des Cortez oder der Pizarren in Amerika zu finden? Selbst Garcilasso, der als ein peruanischer Mestize alles hervorgesucht hat, seinen Landsleuten Talente anzudichten, ist nicht vermögend, diesen gänzlichen Man-

gel an richtigen Kenntnissen auf irgend eine mögliche Art von ihnen abzulehnen. Denn man könnte leicht zeigen, wie weit die Poesie der Amerikaner gegen jene erhabenen Gesänge der Hebräer oder anderer alten Völker des Orients zurückblieb.

Alles stand mithin dort in früher jugendlicher Rohheit; Alles, wodurch eine große Menschenmasse in Sicherheit und Ordnung, in Wohlstand und Behaglichkeit dauernd erhalten wird. Alles, wodurch sich der Geist des Menschen groß und erhaben zeigt, sey es in Erfindungen, in Künsten, in den schönen oder ernsten Wissenschaften, alles lag noch in der Wiege.

Bei dieser dürftigen Ausbildung selbst derjenigen Kenntnisse, die den Staat innerlich und äußerlich sichern, begreift man es, wie der muthige, gescheidte, geld- und ruhmsüchtige, hartherzige Krieger der alten Welt so schnell solche Völker unterjochte, sobald man sich ihn besonders mit allen Künsten und Waffen der Kriegswissenschaft ausgerüstet, und noch überdieß vom Fanatismus geleitet, denkt.

Bei den Eroberungen von Mexiko und Peru durch die Spanier wird aber der Unterschied auffallend, den das Klima hiebei verursachte.

Der Peruaner stand ohne Zweifel im Ganzen auf einer höhern Stufe der Kultur, als der Mexikaner. Dieß bewiesen seine besser eingerichtete Regierungsform, die mehr auf den ruhigen, ordentlichen Fortgang der Societät gegründet war; sein Gottesdienst, der nicht, wie bei den Mexikanern, durch die dabei nothwendigen Menschenopfer entweiht wurde; der im Ganzen regelmäßigere Ackerbau; das von ihnen zu einem Haus- und Lastthier gezähmte Schafkameel; die höher kultivirten Kenntnisse und Künste, z. B. die durch die Quipos geführten Jahrbücher und Rechnungen; das fast bis zur Festigkeit des Eisens gehärtete, zu Werkzeugen gebrauchte, Kupfer.

Dennoch wurde diese höher ausgebildete Nation weit leichter von den Spaniern unterjocht, als die roheren Mexikaner.

Eine kurze Anzeige von diesen merkwürdigen Epochen für die Geschichte der neuen Welt wird hier zwiefaches Interesse haben. Sie lehrt vieles von dem ehemaligen Zustande jener beiden Reiche, und zeigt zugleich wie schnell, mit wie wenigen Mitteln und mit wie geringem Verlust die mächtigen Staaten des Motezuma und der Ynkas zertrümmert wurden; endlich beglaubiget sie zugleich unsere Behauptung in Rücksicht des Klimas.

Franz Pizarro, ein höchst unkultivirter Soldat, Bastard eines spanischen Hauptmanns, ging als Anführer mehrerer kühnen Abenteurer nach Südamerika; verheerte und plünderte die ihm bei seiner Landung dort vorkommenden

Landschaften Popoyan, Tumbes und andere, und drang endlich bis zu dem damals regierenden Monarchen von Peru, dem Ynka Atahualiba, vor.

In dem Felde bei Caxamalca empfängt ihn der Ynka, umgeben mit allem Reichthume und aller Pracht eines Monarchen des goldreichen Peru, aber auch mit einer Armee von mehr als 32000 bewaffneten Indianern.

Pizarro hatte nur 160 Mann, hierunter 60 Reiter und ein Paar unbedeutende Feldstücke. Diese Reiter verbarg er bis auf Wenige hinter einer Mauer, um durch das plötzliche Hervorbrechen der Pferde, welche den Indianern völlig unbekannte furchtbare Thiere schienen, desto größeres Schrecken einzujagen.

Einer alten Prophezeihung in Peru zufolge, sollten dort dereinst bärtige, lang bekleidete Fremde als echte Kinder der Sonne erscheinen. Einige Schriftsteller behaupten daher, der Ynka habe die Spanier mit einer religiösen Ehrfurcht angesehen, und seinen Unterthanen geboten, diese Fremdlinge wie Gesandten Gottes aufzunehmen. Nach Andern spottete er aber vielmehr über diese Handvoll bärtiger Fremdlinge, im Fall sie feindliche Absichten gegen ihn hegen sollten. Indeß ging er ihnen friedlich, jedoch zugleich mit einer wirklichen Armee, entgegen.

Auf einem prächtigen Tragsessel, der von mehreren Vornehmen des Reichs getragen ward, erschien der Ynka mitten unter diesen gutmüthigen Menschen, als sich der Mönch de la Valle Viridi, der Feldgeistliche der Spanier, nebst dem Dolmetscher Philippillo zu ihm hinandrängte, um ihm die Ursache der Ankunft der Spanier kund zu thun. Er sagte ihm dann, der Papst habe seinem Kaiser alle zu entdeckende Länder der neuen Welt geschenkt mit der Bedingung, die darin lebenden Einwohner zur catholischen Religion zu bekehren. Nun fing der Mönch an, die Lehren von der Erschaffung des Menschen, die Menschwerdung, die Leiden, das Sterben und die Auferstehung Christi nebst den übrigen Hauptsätzen der christlichen Religion zu erzählen, und forderte den Ynka auf, nicht nur dem Kaiser Carl V. zinsbar zu werden, sondern sofort die falsche Religion seiner Vorfahren zu verlassen, und das Christenthum gutwillig anzunehmen, wenn er sich nicht aussetzen wollte, dazu mit Gewalt gezwungen zu werden.

Bei allem Erstaunen über die Frechheit des Mönchs behielt der Ynka dennoch Besinnungskraft genug, ihm ruhig zu antworten: Er als freier König habe durchaus keine Verbindlichkeit, einem Monarchen, von dem er nie gehört, zinsbar zu werden. Noch weniger werde er die Religion seiner Väter verlassen, da diese sich auf einen ewigen unsterblichen

Gott, auf die Sonne, und nicht auf einen erzeugten und gestorbenen Gott, wie bei den Christen, gründe; auch sey ihm ja von allen so eben vorgetragenen Geheimnissen niemals etwas bekannt geworden. Und woher, fragte er, ist es dir denn kund worden, daß dein sterblicher Gott die Welt aus Nichts erschaffen? Valle Viridi zog die Bibel hervor, überreichte sie dem Ynka: „Dies Buch,“ sagte er, „das Wort Gottes, bezeuget alles, was ich vorgetragen habe.“ Atahualiba nahm das Buch, blätterte darin, hielt es an sein Ohr, und warf es sodann zur Erde mit den Worten: Meine Quipos sagen mir von alledem nichts. Wüthend rief jetzt der Mönch den Spaniern zu: „Rache, ihr Christen, tödtet diese Ungläubigen, die das Wort Gottes mit Füßen treten.“

Sofort gab Franz Pizarro das Zeichen zum Treffen. Der Donner des Geschützes und die hinter der Mauer plötzlich hervorbrechende Cavallerie brachten die hierüber ins höchste Schrecken gesetzten Peruaner völlig aus aller Fassung.

Pizarro, an der Spitze seines Fußvolks, rückte nun unter stetem Feuern auf die schüchternen Indianer an, und da er leicht einsah, wie bei langer Unentschiedenheit des Treffens jeder Verlust auf seiner Seite, sey er noch so geringe, sehr bedeutend werden mußte, so drang er, bei seiner großen Leibesstärke, wüthend gegen den Ynka selbst hin, hieb die Träger des Sessels mehrmal nieder, (denn sie ersetzten sich einander schnell) ergriff endlich den Ynka bei der Kleidung, riß ihn von dem schwankenden Throne herab, und machte den unglücklichen Monarchen mit eigenen Händen zum Gefangenen.

Hiemit war das Treffen und zugleich das Schicksal des wichtigsten Staats der neuen Welt auf einmal entschieden. Die nach allen Seiten fliehenden, zum Theil wehrlosen, Indianer, wurden von den durch den fanatischen Geistlichen angefeuerten Spaniern ermordet; es kamen über 60000 harmlose Menschen um; 5000 Weiber ergaben sich, und unschätzbare Reichthümer wurden die Beute der gierigen Wüthriche. Nur allein das goldene Geschirr des Ynkas betrug 60000 Pistolen. Eine Masse goldener Gefäße, die ein großes Zimmer fülleten, bot der Ynka für seine Freiheit. Pizarro nahm diese Millionen, und erwürgte bald darauf verrätherisch den unglücklichen Monarchen, um sich nachmals mit desto größerer Sicherheit aller übrigen Schätze des Reichs bemächtigen zu können.

Ein hundert und zwei und sechzig Spanier, wovon nur drei mit Musketen und zwanzig mit Armbrüsten, die Kugeln schossen, bewaffnet waren, nebst ein Paar Feldstücken, hatten also durch dieses einzige verrätherische Gefecht, worin sie keinen einzigen der Ihrigen verloren, ganz Peru erobert;

denn selbst die noch übrigen ansehnlichen Heere der Peruaner, obgleich von zwei der besten Feldherren geführt, konnten es nachher nicht hindern, daß Pizarro das ganze Reich unterjochte.

So leicht ward dem Cortez die Eroberung von Mexico warlich nicht. Cortez war an sich selbst sehr weit über Pizarro erhaben; nicht etwa blos durch seinen alten Adel und gute Erziehung; er war es weit mehr durch seine Klugheit, durch vielfache Talente und Kenntnisse, durch seinen hohen Sinn und seine Gewandtheit. Diese Eigenschaften, mit dem größten Muthe vereinigt, bildeten aus ihm einen der ersten Feldherren.

Er unternahm die Expedition gegen Mexico mit 14 Schiffen, welche 617 Spanier enthielten. Hievon waren freilich nur 17 beritten und 13 nur mit Feuergewehr bewaffnet, die übrigen mit Armbrüsten, Schwertern und Speeren; allein es waren gut disciplinirte Truppen, und die Artillerie, 16 Feldstücke, war für die damalige Zeit schon beträchtlich.

Indeß war hier nicht bloß die Ausrüstung gegen Mexico viel bedeutender, das Benehmen der beiden Anführer stand in noch größerem Contrast. Pizarro handelte wie ein wilder Räuber; Cortez nahm hingegen alle Caziken durch gute Behandlung für sich ein; er beschenkte sie, und wenn er sich genöthigt sahe sie zu bekriegen, so erlaubte er, zum Erstaunen der Amerikaner, ihren Gefangenen ruhig die Heimkehr.

Welche große Schwierigkeiten stellten sich indeß dem seltenen Manne in den Weg! und hätte nicht ein an sich geringer Nebenumstand diese Schwierigkeiten erleichtert, wer weiß, ob Mexico schon damals wäre erobert worden.

Aber Mexico war auch ein ganz anders eingerichteter, weit furchtbarerer Staat, als Peru. Es war, wie Robertson mühsam entwickelt hat, ein militairischer Staat, fast wie die europäischen, auf das Feudalwesen gegründet.

Eine Comité des hohen Adels wählte den Monarchen, und wenn man gleich bei ein und derselben Familie blieb, so ward doch nur derjenige daraus gewählt, der sich als ein vorzüglicher Krieger ausgezeichnet hatte. Unter dem Adel gab es viele Abstufungen, und die geringeren Klassen waren wahre Vasallen. Alle aber erwiesen dem gewählten Monarchen die tiefste Ehrfurcht, und boten sogleich ihre Mannschaft zum Kriege auf, sobald es der Kaiser befahl.

Das Volk selbst stand in der tiefsten Abhängigkeit ihrer Gutsherren. Die unterste Klasse desselben, die Mayeques, waren glebae adscripti, mußten den Acker bauen und wurden als Sclaven von ihren Herren ungestraft getödtet. Andere hatten den Hausdienst, wobei sie denn gleichfalls hart

behandelt wurden, und ihre Herren wie eine von Natur über sie erhabene Menschenrace ansahen.

Durch viele Kriege hatte sich Mexico zu einem mächtigen Staate erhoben, und besonders war Motezuma, der zur Zeit des Cortez regierende Monarch, wegen seines Despotismus gefürchtet.

Das kluge, sanfte Betragen des spanischen Feldherrn zog daher verschiedene mißvergnügte Große nebst ihren Provinzen auf seine Seite, wobei er folgenden Zufall sehr glücklich zu benutzen wußte.

Cortez war, aller Schonung ungeachtet, bei seiner Landung auf Tabasco von den Einwohnern feindlich behandelt worden. Er siegte in einem entscheidenden Treffen, worin er indeß zwei Spanier verlor und 70 wurden verwundet. Der Cazike, der nun Frieden suchte, brachte außer andern Geschenken dem Feldherrn 20 junge Mädchen. Sie sollten, wie dieß bei den Amerikanern Sitte war, den Spaniern das Maizbrod backen. Hierunter war eine Sklavin von eben so seltener Schönheit als Anmuth und Fähigkeit. Sie stammte, als Tochter eines dem mexicanischen Reiche unterworfenen Caziken, aus vornehmem Geschlechte; war sehr jung aus dem väterlichen Hause geraubt, und nach mehreren Schicksalen in die Hände des Caziken von Tabasco verkauft worden.

Bei diesen Abwechselungen ihres Aufenthalts hatte sie mehrere Sprachen und Dialekte verschiedener Völkerschaften erlernt, ohne dennoch die ihrige zu vergessen, und ihre schnelle Fassungskraft machte ihr gleichfalls das Spanische bald geläufig.

Cortez war gleich anfangs von der Schönheit der Indianerin eingenommen, aber jene ihm so nützliche Talente erhöheten seine Leidenschaft. Er ließ sie in unserer Religion unterrichten, gab ihr in der Taufe den Namen Donna Marina, und zeugte mit ihr einen Sohn, Martin Cortez, der nachmals Ritter des St. Jacobsorden wurde.

Auch legte er mit Recht einen großen Werth auf diese Frau. Sie war ihm stets innigst ergeben; sie half ihm aus den bedenklichsten Lagen, ja ohne sie wäre wahrscheinlich sein ganzes Unternehmen gescheitert. Durch sie ward er nicht nur den amerikanischen Nationen verständlich; ihre Beredtsamkeit führte den Spaniern mehrere Bundesgenossen zu, und flößte ihnen Zutrauen zu den Spaniern ein; ihre Schlauheit entdeckte gefährliche Conspirationen, und nur durch ihre Ueberredungskraft gab sich nachmals Motezuma freiwillig in die Hände des Cortez.

Kaum hatte Cortez in Tabasco gesiegt, als sich ihm ungleich größere Schwierigkeiten zu überwinden darstellten.

Motezuma forderte ihn durch seine Gesandten auf, sofort

sein Reich zu verlassen; denn auch die Mexicaner trugen sich mit einer Prophezeihung, daß ihre Monarchie durch bärtige, durchaus ungewöhnliche Menschen würde zertrümmert werden. Anfangs schickte er, um ihn hiezu willfährig zu machen, sehr ansehnliche Geschenke; allein da Cortez mit seinen Leuten, durch diese Geschenke auf dies reiche Land nur begieriger gemacht, durchaus darauf bestand, dem Kaiser in Mexico selbst aufzuwarten, und, wie er vorgab, ihm dort wichtige Anträge von seinem Könige zu überbringen, so gewann alles ein feindliches Ansehen. Die Mexicaner, welche den Spaniern vorhin Lebensmittel zugeführt hatten, zogen sich zurück, und setzten sie dem Hunger aus. Auf einer unfruchtbaren Fläche eines durchaus unbekannten Landes, nur von feindlichen Völkerschaften umgeben, was Wunder, wenn die Spanier eine so traurige gefahrvolle Lage nicht lange ohne Murren ertrugen? Auch zeigte sich bald eine Verschwörung; nur durch die kluge Strenge, womit Cortez die Anführer bestrafte, erstickte er sie im Aufkeimen. Der seltene Mann ging aber weiter. Um jetzt den Seinigen jeden Gedanken zur Rückkehr nach Cuba zu benehmen, wußte er sie sogar zum Verbrennen der Flotte zu bewegen. Das Reich zu erobern oder umzukommen, eines von beiden war jetzt nur ihr Loos.

Glücklich genug hatte sein erster Sieg, sein festes Benehmen gegen die Forderung von Motezuma, das den Abgesandten gezeigte furchtbare Truppen-Manövre einige mächtige Feinde dieses Kaisers geweckt. Sie hofften sich durch diese, wie vom Himmel gesandten, außerordentlich mächtigen Menschen der Tyrannei des Motezuma zu entziehen. Die Caziken der Zampolaner und Totonaquer suchten die Freundschaft der Spanier, und die Beredtsamkeit der Donna Marina trug nicht wenig dazu bei, auch andere Provinzen, durch welche Cortez seinen Zug nach Mexico nahm, zu seinen Bundesgenossen zu machen.

Nur die Tlaskalaner, wenn gleich ebenfalls Feinde des Motezuma, verweigerten, mit den Waffen in der Hand, den Spaniern den Durchzug durch ihr Land. Tlaskala war eine unabhängige Republik. Sie ward von einer Comité gewählter Krieger regiert, und dieser Staat, ob er gleich Ackerbau trieb, lebte dennoch zum Theil noch von der Jagd. Hiedurch waren diese Republikaner, so wie viele der nördlicheren Amerikaner, abgehärtete rüstige Menschen und stets in den Waffen geübt. Auf ihre Unabhängigkeit stolz, wollten sie sich auch mit den Fremdlingen messen, deren Tapferkeit man ihnen so sehr gerühmt hatte, und die sie wegen ihres Zuges nach Mexico für Freunde des Motezuma hielten.

Schon in dem ersten Treffen fühlte Cortez, daß er streit-

bare Männer vor sich hätte. Er siegte zwar; allein sein Sieg kostete ihm zwei Pferde, für ihn ein unersetzlicher Verlust.

Ein zweites, schwereres und für die Spanier glücklicheres Treffen, folgte dem ersten, dennoch ward weder ein Europäer getödtet noch gefangen.

Jetzt hielt man die Spanier, der Aussage der Priester zufolge, für Söhne der Sonne, die durch das Licht ihres Vaters belebt, am Tage unüberwindlich wären. Sofort überfiel man sie zu Nacht. Allein Cortez war zu wachsam, um nicht auch diesen Streich zu vereiteln.

Dieß brach den Muth der Tlaskalaner, erfüllte sie mit Ehrfurcht für Cortez, und machte sie zu seinen Bundesgenossen.

Bald hätte indeß der Bigotismus des Cortez alles Gute vernichtet; nur der vorsichtigere Feldgeistliche half aus der Noth. So wie zum größten Aergerniß der Amerikaner Cortez in Zempaola die Tempel gestürmt und die Götzen zertrümmert hatte, so war er bereits im Begriff, ähnliche Unbesonnenheiten in Tlaskala auszuüben, als der Pater Olmeda, — wer wird diesen spanischen Mönch für die damaligen Zeiten nicht bewundern, ihn durch die Vorstellung der daraus entstehenden Gefahren zurückhielt; es wurde indeß dennoch die gänzliche Abschaffung der Menschenopfer glücklich bewirkt.

Der Aufenthalt in Tlaskala gab zu der Beobachtung einer den Spaniern seltenen Naturbegebenheit Gelegenheit, und der richtige Blick des Cortez wußte auch dieß zu seinem Vortheile zu benutzen.

Der in der Nähe gelegene Vulkan Popocatepa, (so nennen ihn noch jetzt unsere Karten) ward von den Tlaskalanern stets mit einem heiligen Schauder betrachtet. Man hielt ihn wegen seines Dampfes und seiner Flammen für den Ort der Qual boshafter Seelen; Niemand wagte es daher, sich seinem Gipfel zu nähern.

Ein kühner Spanier, Ordaz, unternahm es, diesen Schlund genauer kennen zu lernen.

Ordaz wählte zwei Spanier zu Begleitern, und mehrere Indianer zu Wegweisern. Die letztern führten ihn bis zu dem Fuße des Gebirges, einer herrlichen baumreichen Gegend; aber höher hinauf getraueten sie sich nicht. Die Spanier stiegen unter dem Brüllen des Vulkans, auf der mit Schlacken, Rauch und Asche bedeckten, unter ihnen bebenden Erde, kühn gegen den Gipfel hinan. Mühsam mußten sie oftmals über die steilen Klippen und Schlacken hinkriechen, ja ein Feuerregen zwang sie, in einer Höhle Schutz zu suchen. Indeß erreichten sie glücklich den Krater. Seine Mündung hielt über eine Viertelmeile im Umfang. In seinem Innern sahe Ordaz eine beträchtliche Menge von Schwefel, und bemerkte

deutlich die wellenförmig aufwallende feurige Lava. Dies war unstreitig eine der ersten, und für die damalige Zeit (1519) ziemlich lehrreiche Untersuchungsreise zu einem lebendigen Vulkan. Cortez zog, nach dem Berichte des Ordaz, aus diesem Vulkane den Schwefel, wodurch er sein Pulver ersetzte; und die hiedurch so nützlich gewordene Kühnheit des Ordaz belohnte Kaiser Carl V. außer andern reellen Gnadenbezeugungen auch dadurch, daß er ihm einen feuerspeienden Berg zu seinem Wappen gab.

Cortez, durch die tapfern Tlaskalaner verstärkt, rückte nun gegen Mexico weiter vor, so sehr ihn Motezuma durch eine zweite mit reichen Geschenken versehene Gesandtschaft hievon abzuhalten suchte, und so sehr auch Hinterlist, durch Kunst gefährlich gemachte Wege und ähnliche Schwierigkeiten ihn zurückhielten. Auch hiebei verdankte er seine Erhaltung der Donna Marina. Sie allein entdeckte durch das Zutrauen einer Einwohnerin von Cholula eine Verschwörung gegen die Spanier; die Cholulaner hätten sie wahrscheinlich in einer Nacht aufgeopfert.

Der Anblick von Mexico, der Hauptstadt des Reichs, mußte allerdings imponirend seyn.

Mexico ist in einer großen Fläche gelegen, welche durch die sie umgebenden Gebirge, obgleich unter der warmen Zone, (Mexico liegt unter 19° 25′ 50″ Nord. Br. nach la Chappe) dennoch eines milden Klimas genießt. Von diesen Gebirgen steigen eine große Menge theils kleinere, theils größere Gewässer herab, und bilden mehrere Seen. Die beiden größten von ihnen halten gegen 18 deutsche Meilen im Umfange, und stehen mit einander in Verbindung. Der eine See hat frisches Wasser, das Wasser des andern hingegen ist salzig. An den Ufern des letztern und auf mehreren kleinen Inseln war Mexico erbauet; als Zugänge zu dieser Hauptstadt führen künstliche Dämme von Stein und Erde. Einige, z. B. die in Westen, sind gegen drei viertel, andere selbst über eine deutsche Meile lang bei einer Breite von 30 Fuß. In Osten konnte man aber nur allein durch Canoes (Böte) über den See zu der Stadt gelangen.

Auf diesen Dämmen waren in gehörigen Zwischenräumen Oeffnungen, Einschnitte zum Durchlassen des Wassers in der Zeit der Ueberschwemmung. Da diese Einschnitte mit Balken überlegt und mit Erde überdeckt waren, so blieb der Weg dadurch ununterbrochen.

Die Bauart der Stadt selbst war gleichfalls sonderbar. Alle Häuser der bürgerlichen Einwohner waren gleichsam zwergig, sie waren nur Hütten gegen die Tempel und gegen die Paläste des Kaisers und der Großen; jedoch standen sie in geraden Linien längs den Kanälen gebauet. Auch fan-

den sich mehrere offne Plätze, worunter der größte, der zum Marktplatze diente, gegen 50 tausend Menschen fassen konnte.

Ueberhaupt übertraf Mexico alle Städte des Reichs; und Cortez gibt selbst, nach den mäßigsten Rechnungen, die Anzahl der Einwohner auf 60 tausend an.

In diese volkreiche so gefährlich gebauete feindliche Stadt wagte sich dennoch Cortez mit einigen hundert Spaniern. Aber er hatte auch bald Ursach, es zu bereuen. Zwar ward er, wenigstens dem Scheine nach, von dem Kaiser mit der größten Freundschaft aufgenommen. Motezuma kam ihm, seines Stolzes ungeachtet, persönlich entgegen; räumte ihm einen der ansehnlichsten von seinen Vorfahren erbaueten Paläste ein; besuchte und beschenkte ihn. Dennoch fühlte es Cortez selbst, wie dieß alles nur Verstellung sey, um die Spanier desto sicherer aufzureiben. Auch zeigten sich bald die Feindseligkeiten in den Provinzen. Cortez hatte, da er durch Vernichtung seiner Flotte den Truppen die Rückkehr ins Vaterland abschnitt, am Meere in der Provinz Tlaskala die Stadt Villa Rica de la Cruz (die reiche Stadt des Kreuzes, sonderbare Verbindung der Religion und der Geldgier!) erbauen lassen und mit einer Garnison versehen. Während jener freundschaftlichen Aufnahme in der Hauptstadt ward diese spanische Colonie von den Mexicanern vorsätzlich in Krieg verwickelt, und es war entschieden, daß der Anführer der Indianer die Einstimmung des Motezuma hiezu erhalten hatte.

In dieser gefahrvollen Lage glaubte Cortez sich durch Bemächtigung der Person des Motezuma selbst Sicherheit zu verschaffen. Nachdem der Anführer jener Feindseligkeiten gegen die spanische Colonie mit dem Tode bestraft war, so wurde der Kaiser von Mexico von den Spaniern, theils durch Drohen, theils durch die Beredtsamkeit der Donna Marina, in das Quartier der Spanier gebracht, und da man behauptete, er habe jene Feindseligkeiten selbst befohlen, sogar mit Ketten belegt. Zwar wurden ihm die Fesseln gleich nach Bestrafung des Feldherrn wieder abgenommen, auch betrachtete man ihn noch immer als den wirklich regierenden Monarchen, alle Reichsgeschäfte gingen durch ihn während des sechsmonatlichen Aufenthalts bei den Spaniern ihren gewöhnlichen Gang. Indeß mußte sich Motezuma dennoch für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären, und die bedeutendsten Schätze an Gold, Perlen und Juwelen dem Sieger aushändigen. Aber eben dieß vermehrte nur die Unruhe des Cortez. Der gesammte Schatz betrug nur 600 tausend Pesos, eine Summe, die den Ideen der raubsüchtigen Spanier durchaus nicht entsprach, vornämlich, da für die

Krone ⅕, so wie für den Feldherrn selbst ein zweites Fünftel davon zurückgelegt ward.

Da die Mexicaner nicht wie die Peruaner die Kunst verstanden, Gold und selbst Silber zu schmelzen, sondern nur allein jenes erste Metall durch Waschen aus den von den goldhaltenden Gebirgen herabströmenden Bächen erhielten, so muß die oben angezeigte Masse der edlen Metalle im Schatze des Kaisers stets noch sehr ansehnlich scheinen, ob sie gleich für die gierigen Erwartungen der Spanier viel zu gering war.

Eben dieses gab Anlaß zum Murren der Soldaten gegen Cortez. Dennoch war dieß noch ein geringes Uebel gegen das, womit er bald darauf bedrohet ward.

Cortez war anfänglich von dem spanischen Gouverneur auf Cuba, Velasquez, zum Erobern neuer Länder ausgesandt; und diesem war es schon mehrmal gereuet, einem so unternehmenden, ehrsüchtigen und gescheidten Manne eine solche Laufbahn zur Ehre und zum Gewinn eröffnet zu haben. Velasquez hatte auch bereits ihn seiner Stelle zu berauben und sich selbst den Werth der Entdeckung zuzueignen gesucht; allein Cortez war bis jetzt allen seinen Anschlägen glücklich ausgewichen, ja er hatte sich selbst bei der Begeisterung, mit welcher er seine Soldaten für sich zu beseelen wußte, zum königlichen General-Capitain erklärt. Um die Bestätigung hievon vom Kaiser Carl V. zu erhalten, war von ihm ein Schiff nach Spanien nebst einigen der merkwürdigsten Produkte der eroberten Länder, worunter selbst einige Indier waren, abgesandt.

Velasquez, der sich ohnehin die ganze Eroberung von Mexico anmaßen wollte, ward durch die Nachricht von der Sendung des Cortez nach Spanien noch mehr aufgebracht. Er ließ daher eine bedeutende Flotte mit 800 Mann und 12 Kanonen von Cuba abgehen, unter den Befehlen des Narvaez, eines tapfern Feldherrn, der dabei persönliche Feindschaft gegen Cortez hegte.

Kaum war diese feindliche Flotte gelandet, als Narvaez bereits Mittel gefunden hatte, sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Er ließ, um Cortez gänzlich zu unterdrücken, dem Motezuma anzeigen: Cortez sey ein Rebell gegen seinen eigenen König, dieser mißbillige alles, was gegen Mexico und besonders gegen die Person des Motezuma geschehen sey. Er komme daher in der Absicht, letztern in Freiheit zu setzen, mit ihm ein Bündniß zu schließen, den Cortez aber zu bestrafen.

In dieser verzweiflungsvollen Lage zeigte sich aber Cortez ganz als seltenen Mann von vielfachen Talenten. Sandoval, der Gouverneur der von ihm errichteten Stadt Vera

Cruz, hatte die von Narvaez dorthin zur Aufforderung der Stadt abgesandten Spanier, worunter ein Geistlicher war, in Ketten gelegt und dem Cortez nach Mexico zugesandt. Cortez mißbilligte diese Strenge, entschlug sie sofort ihrer Fesseln, und suchte dadurch ihr Zutrauen zu gewinnen. Er bemühete sich, den Narvaez selbst zu einem gütlichen Vergleich zu bringen, allein vergebens. Jetzt mußte er mit einer weit geringern Anzahl Spanier gegen Spanier fechten, und zugleich die Indier, als Feinde, im Rücken lassen, welch eine Lage! Aber Klugheit, mit größter Tapferkeit und Landeskunde verbunden, gaben bald den Ausschlag. Die Regenzeit der warmen Zone war eingetreten; die Truppen des Narvaez, weniger an dieß Klima und seine Beschwerden gewöhnt, flohen mißmuthig das offene Feld; sie zogen sich zum ruhigen Obdach in die Stadt Zempoola.

Hier wähnten sie durch das stets herabströmende Wasser selbst einer sichern Ruhe genießen zu können, als sie von den abgehärteten Veteranen des Cortez zur Nachtzeit plötzlich überfallen wurden. Bei der dicken Finsterniß unterschied man kaum Feind und Freund. Ein glücklicher Zufall war es für Cortez, daß Narvaez selbst gleich anfangs durch einen Speer am Auge verwundet zu Boden stürzte, und hiedurch in die Hände seiner Feinde gerieth. Muthlos durch den Verlust ihres Anführers, überzeugt von der Tapferkeit des Cortez, dabei nach dem Siege von ihm auf das gütigste behandelt, und endlich, voll von großen Erwartungen, mit ihm die Schätze von Mexico zu theilen, traten die meisten Spanier des Narvaez zu der Gegenpartei hinüber.

Auf diese Weise erntete Cortez da Ehre und Vortheil, woher er seinen Untergang erwarten mußte; denn jetzt konnte er mit sehr ansehnlicher Verstärkung wieder gegen Mexico vorrücken.

In Mexico selbst sahe es indeß sehr gefährlich für ihn aus. Die Nation hatte während der Abwesenheit des spanischen Feldherrn die dort zurückgebliebene geringe Anzahl Spanier überfallen, mehrere getödtet, eine noch größere Anzahl verwundet, und die von ihm für den See erbauete Brigantine, wie auch ihre Magazine, verbrannt. Cortez, auf seine Verstärkung übermüthig, drohete den Mexicanern, behandelte sie mit Verachtung, und vermehrte dadurch ihre Erbitterung. Sie fielen das Quartier der Spanier wüthend an, und Cortez fühlte, seines Muths und der über sie erfochtenen Vortheile ungeachtet, daß er nicht auf die Dauer der Menge Widerstand leisten könnte. In dieser Noth ließ er seinen königlichen Gefangenen, den Motezuma, selbst auftreten. Er sollte das Volk durch eine feierliche Rede besänftigen; aber der ganze Pomp, in welchem der unglückliche Monarch zu

dem Volke deshalb haranguirte, erhöhete vielmehr seine Wuth. Seine Rede schien ihm erniedrigend; die ehemalige Achtung ging in bittersten Unwillen über; eine Menge Pfeile und Steine flogen von allen Seiten gegen den sonst so gefürchteten Fürsten; und aller Bedeckung der Spanier ungeachtet, sank er tödtlich verwundet zu Boden. Jetzt erwachte bei dem stürmenden Volke plötzlich der letzte Ueberrest von Achtung gegen seinen Souverain. Es schämte sich der Schandthat, fürchtete die Rache des Himmels, und floh wie geschlagen aus einander. Motezuma riß den Verband, den ihm die Spanier auf seine Wunden legten, mit Unwillen über seine Erniedrigung ab, und starb.

Die mexicanischen Großen hatten sofort den Bruder des vorigen Kaisers, Quetlavaca, zu seinem Nachfolger gewählt. Er war ein Mann von der größten Tapferkeit und ausgezeichneten Talenten, und zugleich einer der heftigsten Feinde der Spanier. Beides zeigte er sogleich durch eben so gut berechnete, als muthvolle neue Angriffe auf die Europäer. Beseelt durch ihren neuen Souverain achteten die Mexicaner das mörderische Metzeln, welches die Spanier besonders durch ihre Artillerie unter ihnen anrichteten, durchaus nicht. Bei dem wüthenden Angriffe auf das feindliche Quartier fielen Hunderte, und wurden sogleich von Andern ersetzt. Ja, zwei der tapfersten Edelleute, als sie sahen, wie Cortez die Spanier durch sein Beispiel anfeuerte, widmeten sich freiwillig dem Tode. Cortez fand es nämlich durchaus nothwendig, von einem hochgelegenen Tempel Meister zu werden, da ihn die Mexicaner von dort mit Pfeil- und Steinregen bestürmten. Er drang auch glücklich die hundertstufige Treppe hinauf, um die Feinde von dort zu vertreiben, als jene beiden rüstigen Mexicaner sich seiner mit Gewalt bemächtigten, um sich über die Ballustrade des Tempels mit ihm herabzustürzen. Cortez verlor seine Besinnung nicht, er hielt sich, während daß er von den beiden starken Mexicanern aufgehoben ward, kraftvoll an der Ballustrade fest, und die beiden mexicanischen Decier wurden ohne ihn durch den Fall vergeblich zerschmettert. Dennoch mußten die Spanier nur darauf denken, wie sie sich aus der Stadt retten könnten; denn die Feinde, da sie sich bei diesem Kampfe noch mehr von der Uebermacht der Waffen und Tapferkeit der Spanier überzeugt hatten, veränderten ihren ganzen Kriegsplan. Sie dachten jetzt darauf, die Spanier auszuhungern. Daher zerstörten sie die Dämme und barricadirten die Straßen, die zu den Quartieren der Spanier führten. Cortez unternahm deshalb mitten in der Nacht den Rückzug über einen der kürzeren Dämme, der in Nordwesten nach Tacuba führte. So vorsichtig und stille die Spanier nun auch dießmal alles vorbereitet zu haben glaub-

ten, so waren sie dennoch durch den neuen Kaiser der Mexicaner überlistet. Dieser hatte sie nie aus den Augen gelassen, und hatte so gute Maßregeln genommen, daß, als sie mitten auf dem Damme waren, ein sehr regelmäßig geführter fürchterlicher Angriff durch eine erstaunliche Anzahl von Böten von beiden Seiten auf sie geschah.

Nach einem der blutigsten Gefechte, worin die Indianer zwar viele Tausende verloren, mußte Cortez sich noch glücklich schätzen, mit einem Theile der Truppen, mehreren vorzüglichen Anführern und der Donna Marina in dieser schrecklichen Nacht (Noche triste wird sie noch bis auf den heutigen Tag in Mexico genannt) lebendig und unverwundet zu entkommen. Mit Grausen hörte Cortez, während daß er mitten unter allen Todesgefahren das feste Land erreichte, das klägliche Geschrei der umkommenden Spanier, das wilde Frohlocken der Feinde über den Sieg und über die zum Opfer für die Götzen bestimmten Gefangenen. Aber nur erst beim Anbruch des folgenden Tages übersahe er bei Tacuba die ganze Größe des Verlusts. Seine kleine Armee, welche durch die Verstärkung der Spanier des Narvaez gegen 1200 Mann betrug, war bis auf die Hälfte geschmolzen. Die ganze Artillerie, Munition und Bagage war auf dem Damme verloren gegangen, so wie der größte Theil der Pferde, 4000 der Hülfsvölker, und außer mehreren vorzüglichen Officieren, der tapfere Velasquez de Leon.

Cortez verlor indeß den Muth nicht. Von der Nordwestseite des Sees hatte er einen weiten Marsch nach Tlaskala zu seinen Bundesgenossen zu machen. Ehe sie dorthin gelangen konnten, mußten sie durch das große Thal bei Otumbo. Marina hatte die sie verfolgenden Mexicaner schon oftmals rufen gehört: „zieht nur hin, ihr Räuber, bald werdet ihr „den Platz der Rache für eure Thaten erreichen." Kaum stiegen sie in jenes Thal hinab, als ihnen ein kaum übersehbares Heer der Feinde jenen Ausruf verständlich machte. Cortez mußte sich indeß einen Weg dadurch bahnen. Sein kleiner Haufen griff das große Heer mit unglaublichem Muthe an, und drang unter unaufhörlichem Metzeln stets vorwärts. Allein der Arm der Spanier ermüdete, und ohne ein glücklich gewähltes Wagestück des Cortez, waren sie im kurzen ein Opfer der Feinde und ihrer Götter.

Der tapferste Adel der Mexicaner trug in jeder Schlacht das Reichspanier, die kaiserliche Fahne; von ihrer Erhaltung hing, angenommenen Ideen zufolge, alles ab. Cortez benutzte diesen Aberglauben, suchte die muthigsten der wenigen ihm noch übrigen Cavalleristen zusammen, griff unaufhaltsam die das Reichspanier schützenden Mexicaner an, und stieß den Fahnenträger mit einem Lanzenstoße zu Boden. In

demselben Augenblick sprang Johann von Salamanka vom Pferde, tödtete diesen und eroberte das Panier. Allgemeines Schrecken bemächtigte sich sofort des ganzen feindlichen Heeres, jeder floh und die Sieger hörten nur aus Ermattung auf zu würgen.

Die reiche Beute des Schlachtfeldes, die gute Aufnahme in Tlaskala stellten demungeachtet den Geist der Spanier nicht gänzlich wieder her. Sie hatten in einer traurigen Nacht zu viel verloren, und ihr Mißmuth brach bald in eine Meuterei aus, die Cortez nur durch große Wachsamkeit und Ueberredungskunst einigermaßen stillte.

Glücklich war es, daß er durch einige Mannschaft, Ammunition und Proviant, von Cuba und Spanien aus, Verstärkung erhielt. Hiedurch war seine Kriegsmacht wiederum angewachsen zu 550 Infanteristen, 40 Reitern und 9 Kanonen.

Hiemit eilte er nun zur Rache nach Mexico zurück. Aber er traf die Feinde nicht unvorbereitet. Der neue Kaiser hatte in den wenigen Tagen seiner Regierung bereits gezeigt, daß er die Krone würdig trage. Alle die Angriffe auf die Spanier, welche mit so vieler Klugheit angeordnet waren, rührten von ihm her. Jetzt ließ er bei der Rückkehr des Cortez nichts aus der Acht, wodurch ihr Vordringen erschwert werden konnte. Er suchte besonders durch Gründe seiner Religion die Tlaskalaner von dem gemeinschaftlichen Feinde der mexicanischen Götter abwendig zu machen; er stellte in der Hauptstadt alle die Werke wieder her, die durch den Krieg gelitten hatten; that neue Befestigungen hinzu; füllte die Magazine mit Proviant und Waffen; ja er schuf durch die von den Spaniern erbeuteten Speere und Schwerter neue weit furchtbarere Waffen, als die bis dahin üblichen, welche nur geschärfte Steine oder gehärtetes Holz zur Schneide und zur Spitze hatten.

Es erwarteten also den Cortez neue und große Gefahren, als zu seinem Glücke der neue Kaiser der Mexicaner, Quetlavaca, starb, nachdem er nur wenige Tage regiert hatte.

Die Europäer hatten der neuen Welt die Kinderblattern zugeführt, und während daß Columbus jenes Uebel aus Westindien unter uns verbreitete, was selbst den höchsten physischen Genuß verbittert und den letzten Zweck der Schöpfung zerstört, tauschten die ohnehin durch die Entdeckung unglücklichen Amerikaner ein ihnen ganz entschieden unbekanntes und damals für sie unheilbares Gift dagegen ein; an den Kinderblattern verloren sie den talentvollen Monarchen.

Die Mexicaner wählten gleich darauf in dem Guatimozin einen tapfern jungen Mann zu seinem Nachfolger; dem Vorgänger scheint er aber vielmehr an Muth und Körperkraft,

als an Talenten gleichgekommen zu seyn: denn so sehr er auch alles aufbot, den Spaniern zu widerstehen und ihre Bundesgenossen auf seine Seite zu ziehen, so war er dennoch hierin nicht sehr glücklich. Cortez, dem die dauernden Gefechte gefahrvoll wurden, wenn er auch gleich stets darin die Oberhand behielt, hatte eine Anzahl Brigantinen erbauen lassen, die bald Meister der Seen von Mexico wurden. Sie mußten der volkreichen Stadt die Zufuhr des Proviants zu Wasser abschneiden, während daß die vielen indischen Bundesgenossen dies zu Lande bewirkten. Nun fing der Hunger unter den Mexicanern an zu wüthen.

Guatimozin hatte die Friedensanträge der Spanier mit Stolz zurückgewiesen, und es kostete Mühe, den Kaiser bei dieser verzweiflungsvollen Lage zur heimlichen Flucht über den See zu bereden. Endlich bequemte er sich hiezu; alles war dazu auf das vorsichtigste eingerichtet. Dennoch entging dies Unternehmen der Wachsamkeit des Cortez nicht.

Die schnellste Brigantine holte das Boot des Kaisers ein, und der unglückliche Monarch ward gefangen.

Guatimozin zeigte selbst im Unglück hohen Muth und Edelsinn. „Hier, sagte er zum Cortez, als er gefangen vor „ihm stand, nimm diesen Dolch und durchbohre mir das „Herz. Ich that meine Pflicht als Monarch, bis auf den „letzten Augenblick vertheidigte ich mein Vaterland und mein „Volk, nichts als der Tod ist mir jetzt übrig!“

Und wie behandelten die verfeinerten Europäer den unkultivirten edlen Fürsten? Sie ließen ihn und seinen Vertrauten auf die Folter spannen, auf glühenden Kohlen braten, damit die Qualen den raubsüchtigen Spaniern die verheimlichten Schätze entdeckten. Schon äußerte des Kaisers Liebling durch laute Klagen Bereitwilligkeit, seine rohen Henker zu befriedigen, aber Guatimozins unerschütterter, stolzer Blick, und die Worte: „Lieg' ich denn etwa hier auf „Rosen?“ weckten die erlöschende Standhaftigkeit des Vertrauten; er starb ohne Seufzer und ohne etwas zu entdecken.

Zwar endigte Cortez, sobald er diese Grausamkeit erfuhr, denn sie war ohne sein Vorwissen vorgenommen, vorjetzt das Leiden und entriß den unglücklichen Fürsten der Marterbühne, allein wozu? Als bald darauf der gerechte Haß der Mexicaner gegen ihre fremden Tyrannen von neuem entbrannte, ward Guatimozin der Verschwörung gegen die Spanier beschuldigt; und Cortez, um schneller der Eroberung des Reichs gewiß zu seyn, ließ ihn, wie Pizarro den Ynka, erdrosseln; bald darauf unterwarfen sich alle Provinzen des Reichs dem spanischen Scepter.

So fiel denn endlich die mexicanische Monarchie; aber es kostete fast zweijährigen harten Kampf (von 1519 bis 1521)

und mehrere Hundert tapferer Europäer. Cortez ward zwar durch die Statthalterschaft des von ihm eroberten Reichs, und durch mehrere Auszeichnungen belohnt, dennoch siegte auch über ihn zuletzt der Neid. Er starb, kaum noch von dem Souverain geschätzt und gekannt, dem er unermeßliche Staaten und Reichthümer erkämpft hatte.

Es ist überhaupt sehr merkwürdig, wie die Eroberer der größten Reiche von Amerika den traurigsten Lohn ihrer mühsamen, gefahrvollen Arbeiten ernteten. Die Pizarren, die Almagros kamen elendiglich um; die Alvaredos, Soto, der Eroberer von Florida, und Cortez, starben entweder in Kummer, oder noch ehe sie die Früchte ihrer Arbeiten genießen konnten; selbst Columbus ließ seine Fesseln mit in sein Grab legen.

Kostete aber die Eroberung von Mexico mehr Zeit und mehr Menschen, als die von Peru, so war dies dennoch verhältnißmäßig gegen die Größe und Bevölkerung des Reichs nur unbedeutend; der ganze Verlust des Cortez stieg nämlich noch nicht auf 1000 Europäer. Wer darf dies vergleichen mit den Tausenden, die die Mauren und Neger in Afrika erschlugen, oder in Fesseln legten? Dennoch ward darin kein großes Binnenland bis dahin unterjocht.

Um sich hievon deutlicher zu überzeugen, so lese man nur die Kriege, welche die Portugiesen gegen die rohen Neger der Binnenländer von Congo geführt haben; z. B. die gegen die Jaggas, oder auch gegen die schon vormals (1. B. S. 123.) erwähnte Königin Zinga. Ebenfalls schlugen bis jezt die Unternehmungen der Portugiesen auf der Ostseite von Südafrika, in Sofala und Monomotapa, fehl; selbst die Nation der Caffern an der Ostspize zeigte sich sehr tapfer. Wie kriegerisch aber die Neger des Binnenlandes von Guinea sind, lernt man aus Bosman, Müller und Isert. Ihr Muth steigt fast an Raserei. Daher denn auch die gräßlichen Grausamkeiten dieser Völker und besonders ihrer Despoten; man kann hievon mehrere Beispiele im 1sten Bande dieses Lesebuchs vorfinden.

Die Geschichte der Eroberungen der hier erwähnten größten Reiche von Amerika legt daher ein neues Gewicht in die Schale der alten Welt; und auch sie scheinen das große Resultat zu bestätigen: die Natur aller organisirten Wesen von Amerika deutet dort auf eine jüngere, noch schwächlichere Entwickelung. Hievon überzeugte uns dann noch deutlicher der Vergleich der am reichsten ausgesteuerten Erdgürtel beider Welten.

Später als auf unserer Erdhälfte verliefen oder verdunsteten daher wohl die Gewässer; später ward Amerika von Menschen bevölkert. Diese traten dort in ein feuchtes Klima;

sie traten auf einen noch nicht hinreichend ausgetrockneten Boden. Ihre Natur selbst fühlte bald hievon den Einfluß, und es scheint, als ob nur erst nach vielen Jahrhunderten die stärkere Ausdünstung die Rückkehr der Kräfte und Talente unsers Geschlechts dort bewirkte.

Was für Abwechselung die Vulkane und andere Phänomene des unterirdischen Feuers in diese Scenen hineinbrachten, wie sich hiedurch jenes Ganze der neuen Erdhälfte ausbildete, dies mag der Geologe nach Gefallen berechnen, oder auch durch bilderreiche Phantasie sich selbst malen, wir kehren jetzt zu der Wirklichkeit zurück. Wir wenden uns nämlich zu der genauen Betrachtung der wärmeren Theile der neuen Welt, und spüren besonders den Fortschritten nach, welche das letzte Jahrhundert in der Kenntniß dieser Länder des dortigen Continents gemacht hat.

Florida.

Die Entdeckung von Florida enthält manches Sonderbare, welches einer Erwähnung werth scheint.

Als Ponz de Leon von der Insel Porto Rico im Jahre 1512 auf Entdeckungen gegen Norden ausging, als er am Palmensonntage eine schöne Küste entdeckte, die von ihm deshalb Florida genannt wurde, da fühlte er sich zugleich von der mächtigen Wirkung des Golph-Stroms fortgetrieben und gab eben daher dem Vorgebirge unter 20° 22′ den Namen Cap de Corientes (Cap des Courans).

Der reizende Anblick der Küste und das seltene Phänomen des Stroms erhitzten gar leicht die Einbildungskraft der Spanier, die, ohnehin zu Ritterzügen und Rittermährchen gewöhnt, jetzt plötzlich durch Columbus eine neue Welt mit neuen Menschen, neuen Thieren und Pflanzen hatten hervorkommen sehen. Schon längst ging unter den Indianern von Cuba eine Sage, es gäbe auf den Inseln Bimini (Bahama) eine Jugend-Quelle, der sich darin badende erschlaffte Greis werde von neuem ein nervigter Jüngling, die welke Aeltermutter ein schönes blühendes Mädchen.

Ponz de Leon ließ sich auch hievon hinreißen; er hielt Florida selbst für die glückliche Insel, worauf jene Feenquelle entspränge, suchte daher mit Ungestüm in ihr Inneres zu dringen, litt von den streitbaren Bewohnern der dortigen Küste einen beträchtlichen Verlust, und kehrte, nachdem er vergeblich dem Wunderwasser auf mehreren der Bahama-Inseln nachgegangen war, nach Porto Rico zurück.

Indeß war dennoch Florida hierdurch entdeckt, und die Spanier sind seit der Zeit fast immer davon Besitzer gewesen.

Zwar ward es durch den Frieden von Versailles (1762) an England übergeben, allein schon im Jahre 1783 trat man es von neuem an Spanien ab. *)

Bekanntlich theilt es der Fluß Apalachicola in West- und Ost-Florida. Die östlichen Gränzen hat das Meer bestimmt; in Norden wird es von dem Staate Georgien eingeschlossen, und in Westen von Louisiana. Hier scheinen, wie dies bereits gezeigt ist, die Gränzen bis jetzt noch nicht genau festgesetzt zu seyn; vielleicht werden sie auch dereinst gänzlich überflüssig.

Eben wegen dieser Ungewißheit scheint die Größe, welche einige Geographen auf etwas mehr als 3000 geogr. Quadratmeilen angeben, noch ziemlich unbestimmt.

Wegen der Lage des Landes kommt das Klima ziemlich mit dem von Louisiana überein. Und eben daher darf man auch größtentheils hier ebendieselben Naturprodukte erwarten. Nur Ost-Florida endigt mit einer südlichern Halbinsel, und läuft bei dem Cap Sable fast bis zu dem 25sten Breitengrade hinab.

Schöpf, Bartram und neuerlich Robin haben uns Florida als ein sehr merkwürdiges Land gezeichnet, und eine schöne Darstellung von dem Reichthum seiner Produkte gegeben.

Florida bietet aber zugleich einen neuen Beweis von der großen Kälte der neuen Welt gegen die alte verglichen. Schöpf fand den März in der Hauptstadt von Ost-Florida, St. Augustin, (gegen 30° Br.) noch so rauh, daß man gern ein Kaminfeuer ertrug.

Im Januar hatte sich sogar in einer einzigen Nacht fingerdickes Eis angesetzt; auch erfroren damals (1765) die Orangen und Bananen.

Wahrscheinlich trägt die innere Bildung von Ost-Florida vieles zu dieser der Lage so wenig passenden Temperatur bei. Oben in Norden ist der merkwürdige Sumpf Ekansanoka gelegen. Tiefer gegen Süden hinab stößt man bald auf den Johannisfluß. Dieser merkwürdige Fluß nimmt tief gegen Süden von Ost-Florida aus einem Sumpfe seinen Ursprung; indem er aber nach Nordwesten zum atlantischen Meere fortläuft, bildet er durch mehrere Erweiterungen beträchtliche Seen. Grantssee und der noch größere Georgensee sind hierunter die bedeutendsten. Der letzte hält gegen 4 deutsche Meilen, ist mit drei Inseln besetzt, die von den schönsten Bäumen und Sträuchern beschattet werden, und in ihren

---

*) Durch die neuesten Staatsverträge hat nun Spanien ganz Florida an die nordamerikanischen Freistaaten überlassen.

Anm. zur gegenwärtigen Ausgabe.

Waldungen Hirsche, Truthühner, Bären, Wölfe, wilde Katzen, Holzratzen, Eichhörner, Ratoons und Beutelthiere beherbergen.

Hier und um den Johannesfluß überhaupt zeigt sich die volle Schönheit der Flora dieses Landes.

Die Kohlpalme (Areca oleracea), die Fächerpalme, der hohe Ceibus, die prächtige Magnolie, der Seifenbeerenbaum (Sapindus), der Wachsbaum (Myrica cerifera), und die immergrüne Eiche, oft von 18 Fuß im Umfange, stehn hier untermischt mit Orangenhainen, mit dem Liquidamber, den herrlichen Papajen (Carica Papaya), der zweizeiligen Cypresse (Cypressus disticha), in deren majestätischem Stamme selbst Adler horsten, und andern trefflichen Bäumen; die schönblumige Königspalme (Yucca gloriosa) bildet aber die Befriedigungen (Zäune) der neuen Anlagen und Gärten. Jene Bäume werden häufig von einer Schmarotzerpflanze, dem langhaarigen Moose (Tillandsia Usneaoides) mit einander verbunden. Es hängt oftmals, gleich den Schiffsflaggen vom Winde hin und her getrieben, von einem Zweige zu dem andern bis auf 15 Fuß herab. Ganze Wagenladungen fallen durch eigene Schwere und Stürme zur Erde. Frisch dient dieses Moos dem Viehe zum Futter; geröstet wie der Flachs und wieder getrocknet, verarbeitet man aber daraus theils starke und sehr dauerhafte Taue, theils stopft man damit Matratzen, Polster, Stuhlkissen und Sättel; denn durch seine Elasticität erhält es fast den Werth des Pferdehaars.

Auch das Gewässer vermehrt hier den Reichthum der Flora. Die schwimmende Seeblume (Nymphaea Negumbo), vorzüglich aber die Muschelblume (Pistia Stratiotes), bilden grüne schwimmende Ebenen, große Inseln, die oftmals fast eine halbe deutsche Meile in der Länge halten, und selbst oft ein geübtes Auge täuschen. Die dichte Verwickelung ihrer Wurzeln und Blätter dient zum Aufenthalt vielartiger Wasserthiere und Vögel; Krokodille (Alligator Lacerta), Fischottern, Schlangen, Frösche, Reiher, Dohlen, Raben, Brachvögel, suchen hier ihre Beute an Fischen oder Insekten. Die Schwärme der Tagesfliegen (Ephemerae) und anderer Wasser-Insekten, und die Schaaren selbst großer Fische übersteigen fast die Wahrscheinlichkeit. In den Uebergängen und Verbindungen der kleineren Seen zu und mit dem größeren Georgssee durch den Johannesfluß, gewährte dem Naturalisten Bartram die Jagd der Krokodille auf die Lachsforellen ein schreckenvolles Schauspiel.

Ein völlig erwachsener Alligator oder amerikanischer Krokodill, sagt er, ist ein wahrhaft furchtbares Geschöpf, von größter Kraft und selbst bei einer Länge von 23 Fuß, bei einem Körper von der Stärke eines Pferdes, in seinem Ele-

mente, dem Wasser, ein pfeilschnelles Thier. Den ganzen Körper macht ein Panzer von hornartigen Schuppen selbst für eine Büchsenkugel, bis auf einige Stellen gerade hinter den Vorderbeinen, undurchdringlich. Sein Kopf, fast drei Fuß lang, erhält durch die großen aufgeblasenen Nasenlöcher, noch mehr aber durch zwei große starke Hauer, wie Elfenbein, welche über den Lefzen unbedeckt hervorstehn, ein gräßliches Ansehen. Schlägt das Thier die Kinnbacken zusammen, so tönt es als stürzte ein schweres Holz gegen den Boden. Oftmals schießt es plözlich aus dem Schilf hervor bis zur Mitte der Gewässer; schwellt sich auf; zieht Luft und Wasser in die weiten Nasenlöcher; schwingt den schuppigen Schwanz und stößt unter schrecklichem Geheul Rauch, Dampf und Wasser hoch in die Luft.

Von solchen Ungeheuern fand Bartram den Verbindungskanal des kleinen Sees zum Johannesflusse wie mit einer Brücke bedeckt. Sie drängten sich hier zusammen, um sich an dem zahllosen Zuge großer Lachsforellen zu weiden. Es war entsetzlich, sagt er, wie Tausende dieser großen Fische in ihren offnen Rachen zerquetscht wurden; wie sie den Würgern Augen und Lefzen mit den starken Schwänzen, während des Zerknirschens, vergeblich schlugen, und wie die Ungeheuer heulend Blut und Dampf stromweise von sich stießen.

Eben dieser Gegend verdankt man denn auch die merkwürdige Nachricht über die Nester und über das Brüten und Erziehen des Alligators. Die Nester des amerikanischen Krokodills standen wie Heuschober, einem Lager gleich, auf 16 Schritte vom Ufer aufgestellt. Sie haben die Gestalt eines abgestumpften Kegels, von etwa 4 Fuß Höhe, am Grunde 5 Fuß im Durchmesser. Das weibliche Thier bedeckt die Erde mit einem Gemisch von Schlamm, Gras und Kräutern. Hierüber legt es eine Schicht Eier, und darauf abermals eine Schicht jenes Mörtels etwa acht Zoll dick. So bauet es schichtweise fort bis zu der stumpfen Spitze der Pyramide. Das Ei selbst, wovon uns neulich die Blumenbachschen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände (7. Heft) eine schöne Zeichnung geliefert haben, war schon bei dem Krokodill der alten Welt für unverhältnißmäßig klein, gegen das daraus entspringende Thier, bekannt, denn es hält etwas über 3 Zoll, nach der größten Axe. Die Schale fand Bartram dick und weißlich von Farbe.

Die Mutter bewacht sorgfältig das Eiernest. Sobald die junge Brut ausgekrochen ist, führt sie sie zum Ufer, wie die Henne ihre Küchlein. Sie sorgt fleißig für den Unterhalt der Jungen; legt sich mit ihnen in die Sonne, und diese geben alsdann ein Geheul von sich, wie kleine Hunde. Diese zuvor unbekannten Belehrungen erkaufte aber Bartram

am Johannesfluß und seinen Seen mit vielen Gefahren. Mehrmalen war sein Boot auf dem See ganz von diesen Ungeheuern umgeben. Die stärksten und kühnsten suchten es umzustürzen, und wenn er sie gleich durch sein Feuergewehr und eine starke Keule davon abhielt, so war er dennoch in Gefahr des schrecklichsten Todes. Selbst auf dem Lande waren sie dreist genug, ihm seine Fische zu rauben.

Der Johannesfluß oder vielmehr sein ganzes Gebiet, ist überhaupt reich an merkwürdigen Naturscenen. Unweit des von ihm gebildeten langen Sees findet sich eine starke Quelle von Mineralwasser. Es sprudelt mit vieler Gewalt hervor, und hat sich dadurch ein so großes Becken geschaffen, daß mehrere Schaluppen darauf Platz fänden. Das Wasser selbst ist laulicht, schmeckt unangenehm nach Vitriol, hat einen mephitischen Geruch, und belegt alles, was man hineinwirft, mit einer bläulichen Kruste. Dennoch ist es völlig durchsichtig und, was am meisten zu bewundern steht, dies große Becken enthält einen Reichthum von eßbaren Fischen, nebst Alligatoren, und den räuberischen Hornfisch (Esox Bellone).

In diesen Gegenden findet sich außer den schon oben angezeigten Thieren auch der schwarze Wolf (Lupus niger). Er ist größer, als ein starker Hund, völlig schwarz; nur das Weibchen ist mit einem weißen Flecke auf der Brust gezieret.

Außer den vorhin genannten Vögeln sieht man hier mehrere Arten Kraniche, Brachvögel, Geier (Vult. Aura und Vult. atratus) und gleichfalls den sonderbar gebildeten Schlangenvogel, der selbst den neuesten Systemen zu fehlen scheint. Es ist ein Taucher (Colymbus colubrinus cauda elongata; Snakebird Bartram) mit einem sehr kleinen Kopf und sehr dünnen aber unverhältnißmäßig langen Halse. Die obere Seite, der Bauch und die Schenkel sind schwarz. Die Brust milchweiß, der lange Schwanz ist schwarz mit silberweiß punktirt. Sie ziehen während der Tageshitze hoch in der Luft über die Gewässer hin, oder sie ruhen mit stets ausgebreitetem Schwanze in Gesellschaften auf den über dem Wasser hangenden Zweigen, wahrscheinlich um die zu fangenden Fische zu beobachten. Nähert man sich ihnen, dann lassen sie sich lothrecht wie todt ins Wasser herabfallen, und nur erst nach ein paar Minuten zeigt sich der Kopf nebst dem ungewöhnlich langen Halse und höchstens die äußerste Spitze des Schwanzes über dem Wasser; hierdurch erhält das Thier das Ansehn einer Schlange. Viel Aehnliches hat sicher dieser sonderbare Taucher mit dem Anhinga (Plotus Anhinga) von Brasilien, der gleichfalls seinen übermäßigen Hals zum schnellen Fangen der Fische plötzlich vorwärts zu schnellen vermag.

Dieser Theil von Florida ist aber eben wegen seiner vorzüglichen Produkte in den neueren Zeiten von einer andern Seite merkwürdig geworden. Sobald nämlich Spanien im Jahre 1762 Florida an England abtrat, suchte die englische Regierung den Anbau des Landes auf alle Art zu befördern. Die Lage und dortige Natur der Produkte gaben ungezweifelte Aussichten zum Wein- und Seidenbau. Es bildete sich eine eigene Gesellschaft in London, welche beträchtliche Summen anlegte, um eine Kolonie Griechen und Minorkaner zum Anbau in Florida zu ermuntern.

Ein Dr. Turnbull, der lange in Smyrna gelebt hatte, brachte durch diese Unterstützungen wirklich 1500 Griechen nach Florida. Sie legten gegen 16 deutsche Meilen südlich von Augustin am Musquitoflusse, oberhalb des Caps Canaveral, eine Pflanzstadt an, und gaben ihr den Namen Neu-Smyrna. Schon war eine Menge Land urbar gemacht; es gedeiheten die schönsten Früchte Griechenlands und Kleinasiens; die Maulbeeren und die Trauben ließen sich trefflich an, als der Krieg der Freistaaten gegen das Mutterland ausbrach. Florida kam dadurch zuletzt wieder in Spaniens Hände; viele der Anbauer von Neu-Smyrna zerstreueten sich bei dieser unruhigen schwankenden Lage, und die schöne Kolonie verlor den größten Theil ihrer Bewohner.

Sollte aber dereinst Florida mit Louisiana ein gleiches Glück genießen und den Freistaaten einverleibt werden, so sieht man schon zum voraus, zu was für einem Grade von Prosperität es gelangen könnte. Das Klima selbst ist nämlich nicht ungesund, und die Austrocknung der Moräste, die weitere Urbarmachung fruchtbarer Rohrwiesen und Savannen würde die Güte des Klimas selbst noch erhöhen.

Denn daß auch die Westseite von Ost-Florida an und gegen den Golph von Mexico hin, jener ersten ähnlich sieht, bezeugen die Bartramschen Beobachtungen dieser Gegenden. Hier fand dieser berühmte Botanist, den die dortigen Indianer stets Puc-Puggy, den Blumenjäger, nannten, nicht nur eben jenen Reichthum der Produkte, sondern eben die sonderbaren Phänomene des Erdbodens.

Große Vertiefungen, von lebenden Quellen ausgehöhlt, mit dem klarsten Wasser angefüllt und mit den trefflichsten Fischen, aber auch mit Alligatoren besetzt. Eine derselben, das Alligatorloch (Alligator Hole), dient sogar regelmäßig den Seekühen (Trichechus Manati) zum Aufenthalt, und wird ebendaher der Manati-Quell (Manati-Spring) benannt. Die Indier schätzen das Thier sowohl wegen des trefflichen Elfenbeins seiner großen Hauzähne, als auch wegen seines eßbaren Fleisches sehr hoch. Die Umgebungen dieses großen Wasserbeckens (Manati-Spring) bestehen aus einer Hügel-

reihe, gezieret mit den schönsten Hainen der größten Bäume, und durch das klare fischreichste Gewässer, durch die darauf schwimmenden kleinen Inseln der Wasserblumen, wird das Ganze unter diesem sanften Klima ein wahres Nymphäum.

Solche Bassins bilden sich aber noch in unsern Zeiten dort plötzlich. Ein Engländer, der zu den Krihks des Handels wegen reisete, ward im Rücken durch ein mächtiges Rauschen, das dem eines Orkans glich, erschreckt. Er wendete sich um, und sah große Ströme aus der Erde hervorbrechender Gewässer, die bald mit heftigster Erschütterung des Bodens eine weite Ebene überschwemmten. Viele Fuß hoch sprang das Wasser aus den neueröffneten Quellen, und schuf, nachdem ein starker Waldstrom mehrere Tage hindurch sich daraus ergossen hatte, jenes ungeheure tiefe Wasserbecken, dessen wir so eben unter dem Namen des Alligators-Hole erwähnten.

Daß auch das westliche Florida eben so reich ausgesteuert ist, lehrt uns jetzt der Naturalist Robin. Selbst die kleinen sandigen Inseln längs der Küste, z. B. St. Rosa, eine nur von Sande zusammengehäufte, 7 Stunden lange, sehr schmale Insel, unter 31° 20′ n. Br. unweit Pensacola, ernähret dessen ungeachtet sehr viele Arten zum Theil sehr schöner Gewächse und Gesträuche. Man fand hier mehrere Lorberarten, ferner den Mespilus Aezarolus; Magnolien; die gelbe Pavia; verschiedene Schlingepflanzen, wie auch Gras und Rohrarten, und endlich eine merkwürdige Pflanze mit schmalen zugespitzten Blättern, welche einen Rhabarbergeruch von sich gab; der Mangel an Blüthe verhinderte es, das Geschlecht zu bestimmen.

Unter den verschiedenen See- und Landkrabben fand Robin eine Art, welche mit vorzüglichem Talent begabt war. Diese Art der Tourlouroux, die sich sowohl durch ihre weiße Farbe, als durch ihre Größe (sie hatte nur die eines Laubthalers) von dem Tourlourou der Antillen *) unterscheidet, lebte auf den sandigen Küsten innerhalb selbstgegrabener Höhlen. Sie hat sehr hohe Beine, und ihre Augen stehen auf langen Röhren, die sie, nach Art der Schnecken, zu verlängern oder zu verkürzen und nach allen Richtungen zu drehen im Stande ist. Hiedurch entdeckt die Krabbe schon von weitem ihre Feinde, und da einige von ihnen auf Schildwache stehen, so schlagen diese dann ihre Scheeren stark zusammen; der dadurch entstehende starke Schall dient dem ganzen Haufen zum Zeichen, sich in die Erdhöhlen zurückzuziehen.

Das merkwürdige, fruchtbare Florida ist indeß anjetzt nur sehr schwach mit Einwohnern besetzt. Die vielen Grab-

*) M. s. den 2ten Th. dieses Lesebuchs.

hügel und Monumente, denen gleich, welche schon oben *) erwähnt sind, zeigen, daß die Ureinwohner von Florida vormals, da der Boden nur noch mit Waldungen und Savannen bedeckt war, es dennoch im Ganzen wohl besser bevölkerten.

Aber Spaniens Uebermaß von auswärtigen Besitzungen, seine geringe Achtsamkeit auf diejenigen, welche nicht gerade eine große Masse edler Metalle erzeugen, hat auch dieses herrliche Land bis jetzt für unser Geschlecht fast nutzlos gelassen.

Nach einigen Angaben sollten nur etwa 10000 Europäer dort leben. Die Originalbewohner, da sie mit denen von Louisiana übereinkommen, sind schon zuvor beschrieben **).

Uebrigens ist Florida nicht ganz ohne vorzügliche Mineralien. Es gibt dort Eisen, Kupfer, Vitriolsalz und wahrscheinlich noch mehrere der weitverbreiteten Mineralien.

Die Einwohner von West-Florida treiben keinen ganz unbedeutenden Handel mit Cuba und andern Inseln des westindischen Archipels. Eine der beträchtlichsten indianischen Städte, Talahasotshe, hat an dem St. Johannesfluß von Ost-Florida, der sich in den mexicanischen Meerbusen ergießt, eine hohe reizende Lage. Die hiesigen Seminolen bauen Fahrzeuge, Canoes, welche oftmals gegen 30 Mann halten. Hierin wagen sie es sowohl nach Cuba, als selbst nach den Bahama-Inseln Peltereien, gedörrte Fische, Wachs, Honig, Bärenfett und andere Landesprodukte gegen die dortigen Stapelwaaren zum Tausch hinüberzuführen. Wiederum treiben die Spanier von Cuba aus keinen unbedeutenden Handel an der Westseite des Isthmus, nach der Mündung des St. Markusflusses und in der Bay Calos.

Als Florida noch unter brittischer Herrschaft stand, sandte die Hauptstadt Pensacola jährlich an Indigo, Reis, Peltereien, Fischen u. dgl. für 63000 Pf. Sterling, erhielt aber dagegen zurück für 97000 Pf. Sterling.

Der bessere Anbau jener beiden zuerst genannten Waaren, die so leicht zu bewerkstelligende Aufnahme der Baumwolle, des Weins, der Seide, der Cochenille, die ohnehin dort zu Hause ist, wohl auch des Kakao, würde aber bei freiem Handel und einer darauf aufmerksamen Regierung Florida bald zu einem blühenden Staate erheben, vorzüglich da es von vielen Seiten das Meer benutzen kann, und mehrere gute Häfen und Landungsplätze, besonders am mexicanischen Busen, besitzt.

Nur das Ansehen, in welchem v. Paw steht, entschuldiget es, daß wir Florida nicht verlassen, ohne wenigstens mit ein Paar Worten der Sage älterer Nachrichten von den dort vorgefundenen Hermaphroditen zu erwähnen. Coreal,

*) S. B. IV.

**) S. B. IV.

der dieses Land um das Jahr 1667 besuchte, hat zuletzt davon geredet. Er sagt indeß nur es solle dort viele Hermaphroditen geben; ja er gesteht selbst, er glaube, diese als Weiber gekleideten Mannspersonen würden wohl nur wegen ihrer Feigheit mit dieser Kleidung gestraft. Hr. v. Paw nahm wohl deswegen diese Sage von den Hermaphroditen für Gewißheit, weil er dadurch die Ausartung der Amerikaner noch deutlicher bewiesen zu finden wünschte.

Indeß ist es doch sehr merkwürdig, daß eine Expedition, welche der Vicekönig von Mexico in den Jahren 1768 — 1770 nach den Neumexicanischen Provinzen Sonora und Cinaloa unternehmen ließ, in dem höher nördlich liegenden Neu-Albion, etwa gegen den 34sten Grad der Breite viele als Weiber gekleidete und gezierte Mannspersonen antraf. Besonders war dies der Fall in den Ortschaften der an dieser Küste gelegenen Inseln des St. Barbarakanals.

Die weiteren Entdeckungen mögen auch diese Sonderbarkeit aufklären.

Jetzt gehen wir zu großen Ländern über, die im Ganzen genommen weit unbekannter sind als Florida. Kein Naturalist hat sie bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts durchwandert, und das Wenige, welches wir mit einiger Bestimmtheit davon wissen, hat uns nur ein sie schnell durchlaufender, aber gültiger Augenzeuge erzählt.

Es ist hier die Rede von ungeheuren Ebenen, die sich Spanien unter dem Namen von

Neu-Mexico

zugeeignet hat. Bevor wir indeß zu diesem großen Lande selbst kommen, scheint es billig, noch etwas über die Theile von Louisiana, woran es in Nordwest angränzt, nach den neuesten, vor kurzem bekannt gewordenen Angaben des Obersten Pike hier beizubringen, und dadurch die im vorhergehenden Bande gegebenen Nachrichten von Louisiana zu verbessern und zu ergänzen.

Schon zuvor bemerkten wir, wie beträchtlich die Erdkunde von Amerika dadurch gewinnt, daß Florida und Louisiana anjetzt den vereinigten Staaten von Nord-Amerika größtentheils abgetreten ist. Die Reise des Astronom-Geodeten Ellicot, so wie die der Cap. Lewis und Clarke, hatten uns große Länder und ihre Bewohner kennen gelehrt, den Lauf mehrerer Flüsse berichtigt, und selbst zu den Quellen des Missouri geführt.

Die Staaten ließen es indeß hiebei nicht bewenden. Sie sandten in den Jahren 1805 bis 1807 eine ähnliche, der Geographie eben so wichtige Expedition sachkundiger Männer aus, sowohl die Quellen des Missisippi genauer zu bestimmen, als

auch die ungeheuern Länder von Louisiana näher zu untersuchen, welche nordwestlich von Mexico, gegen die große Bergkette hin, gelegen sind, worin sich der Rothe- und der Weiße-Fluß, der Arkansas-, der Platte- und der Nord-Fluß und andere bedeutende Ströme erzeugen, welche in den Missouri, oder in den Missisipi, oder endlich in den Mexicanischen oder Californischen Busen strömen, und wovon wir bis jetzt nur sehr schwankende Kenntnisse hatten, vorzüglich da dieser Theil der neuen Welt ein Hauptsitz der Pelzthiere ist, durch deren Handel die Canadischen Pelzhändler sowohl, als die der Hudsonsbay und der vereinigten Staaten so reichen Gewinn ernten.

Zuerst hier das Neueste über die Quellen des Missisipi. Der Karte des Cap. Pike zufolge, nimmt dieser Großvater der Flüsse seinen ersten Ursprung aus mehreren sehr kleinen Seen, welche sich gleich oberhalb des rothen Ceder-Sees finden, der selbst unter 47° 38′ n. Br. und 95° 8′ w. Länge gelegen ist. Etwas weniges südlich dieses Sees zeigen sich zu beiden Seiten noch mehrere Seen, z. B. der kleine Winipie, der größere See der Sangsue, der Otter-See in Westen, und aus allen diesen gehen kleine Gewässer oder Bäche hervor, welche dann durch mehrere aus den tiefer nach Süden hin gelegenen Seen strömende Wasser endlich den Missisipi bilden, der nur erst hauptsächlich bei dem, gegen 46° der Br. gelegenen unteren Ceder-See durch ähnliche Verstärkungen beträchtlich wird, und nun von dort aus unter seinem Hauptnamen zu den Antonius-Fällen fortströmt.

Aus eben jenen kleinen Seen, welche mit einander durch kleine Wasser verbunden sind, (und unter welchen dann tiefer herab der weiße Bärensee gelegen ist, der bis dahin gewöhnlich allein als der Ursprung des Missisipi angegeben wird) gehen dann auch, sagt Pike, in entgegengesetzter Richtung die Urgewässer des St. Laurenz-Flusses und des rothen Flusses der Hudsonsbay hervor; letzterer ist wohl zu unterscheiden von dem rothen Flusse, der sich in den Missisipi ergießt. Wahrscheinlich liegen diese kleinen Seen selbst ziemlich erhaben, da sie die Gewässer nach Norden und nach Süden hinabsenden; auch gibt die Karte von Pike selbst dort eine Gebirgskette an. Das ganze Gebiet um jene Seen, des Ursprungs des großen Flusses, ist von vielem Pelzwilde aller Art belebt, daher denn auch die Nordwestcompagnie sowohl am obern (rothen) Ceder-See, als auch am untern eine Niederlage errichtet hat.

Von der Stärke der hier umher und etwas tiefer hinab wohnenden Original-Völkerschaften hat uns jetzt Pike folgende sehr schätzbare Tafel mitgetheilt; das meiste von ihrer Lebensart ist bereits zuvor gesagt worden, und von einigen der Louisiana südlicher hinabwohnenden Völkerschaften soll hier sogleich noch mehreres hinzugefügt werden.

Namen der Nationen.	Anzahl der Krieger.	Anzahl der Frauen.	Anzahl der Kinder.	Total-Bevölkerung.	Anzahl der Ortschaften.	Anzahl der Hütten der wandernden Stämme.	Anzahl der Feuergewehre.
Die Saques oder Sawkies . .	700	750	1,400	2,850	3	=	700
Die Renard oder Ottagaumis .	400	500	850	1,750	3	=	400
Die Ayouas oder Ayowais . .	300	400	700	1,400	2	=	250
Die Puants, oder Winebages, oder Ochangras	450	500	1,000	1,950	7	=	450
Die Sioux oder Narcotah . .	3,835	6,430	11,800	21,675	3	1,270	1,265
Die Chipeways oder Ouchipairah	2,049	3,185	5,944	11,177	=	603	2,049
Die Folle-Avoine oder Menomenes	300	350	700	1,350	7	=	300
	8,034	12,115	22,394	42,152	25	1,873	5,414

Nach dieser Verbesserung der im vorhergehenden Bande beschriebenen nördlichen Länder, folgen hier die neuesten Nachrichten für die zwischen dem Missouri und dem rothen Flusse westlichsten Theile von Louisiana, ebenfalls nach Pike.

Unterhalb des großen Missouris, dessen Quellen wir bereits zuvor durch Louis und Clarke kennen lernten *), erzeugt das steinige Gebirge, (die Folge der großen Kette der Andes) oberhalb des 42. und 41. Breitengrades eine bedeutende Anzahl ansehnlicher Ströme, welche theils nach Osten und Südosten, theils nach Westen gegen Californien hinabfließen.

In der Richtung von Osten, Südosten und Süden bewässern diese die weiten Länder von dem obern Louisiana, das zwischen jener Bergkette und dem Missisippi gelegen ist. Hier, wo Pike einzelne dieser beschneieten Gebirge, 18000 Fuß hoch, fand, entspringt unter dem 42. Gr. der Breite und gegen $109\frac{1}{2}°$ w. L. von Paris der Arkansas, der nach O. S. O. hinströmt und sich in den Missisippi einmündet. Sehr nahe in Osten nimmt aus eben diesem Gebirge der platte Fluß seinen Ursprung und ergießt sich in den Missouri.

Gleich unter dem Arkansas entspringt aus einer dieser Gebirgsreihen der größere Rio del Norte, welcher fast gerade nach Süden zu dem mexicanischen Meerbusen hinabläuft. Auch die schöne **) Humboldsche Karte zeigt den Ursprung aus der sogenannten Serra Verde, jedoch etwas südlicher als Pike ihn nun bestimmen konnte, der ihn gegen den 41. Br. Gr. setzt.

Weiter südlich gegen den 38. und 37. Grad gehen aus eben dieser Bergkette mehrere kleinere Quellen hervor, die Wurzeln des ansehnlichen rothen Flusses (zwischen $36\frac{1}{2}$ und $37\frac{1}{2}$ Breiten- und 107 L. Gr. von Paris, Rio Rojo und R. Mora), der nach vielen beträchtlichen Windungen, in Verbindung mit dem kleinern, auf 15 Grad weiter in Osten entspringenden Washita, oder dem schwarzen Fluß, gleich oberhalb des 31. Grades Breite und 94° der Länge sich in den Missisippi ergießt.

Reich an Bewässerung durch ansehnliche Flüsse ist hier besonders die große Region zwischen der Einmündung des platten Flusses in den Missouri und ihm selbst bis zu dem rothen Flusse; auch ist es hauptsächlich jenem Hauptgebirge und seinen Seitenzweigen zu verdanken, daß diese große Leere, die selbst zuvor die neuesten, z. die Humboldsche Karte enthielt, ausgefüllt und belebt wird.

---

*) Man s. den 4ten Band dieses Lesebuchs.

**) Carte du Mexique et d. Pays limitrophes; zum Essai politique 1 Vol.

Außer den hier angezeigten Flüssen findet man unter mehreren den Kanses; ferner den der Osages, den Fluß der Mitte, und den weißen Fluß, welche selbst wiederum verschiedene bedeutende Zweige in sich aufnehmen.

Daneben finden sich hier mehrere einzelne Bergmassen mit beträchtlichen Erhabenheiten. Dergleichen Erhabenheiten zeigen z. B. die Gebirge gegen den 95. und 36. Längengrad von Paris, zwischen 34½ und 35. Breitengrad unweit des Arkansas-Flusses; so wie etwas westlich höher hinauf gegen 35½ Br. und 96½ L. Grade, woselbst die Quellen des Flusses Osages und Arkansas getrennt werden, wie denn der Richtung der Flüsse zufolge noch mehrere einzelne Gebirgszweige von jenem großen Hauptstamm hier nach Osten laufen.

Den Arkansas dürfen wir nicht verlassen, ohne zuvor folgende, wohl dereinst für den Welthandel wichtige Bemerkungen des Obersten Pike hier beizubringen.

Die Quellen des Arkansas entspringen unter dem 42. Breitengrade aus demselben Gebirgssystem, welches auf seiner westlichen Seite den beträchtlichen Fluß Colorado, ferner den Fluß Gila in den Meerbusen von Californien, mithin in den großen Ocean oder das Südmeer hinabsendet. Die kleineren Flüsse, z. B. der Bonaventura, Rafael, Alamos u. a., welche ebenfalls von hier aus nach Westen fließen, mögen unerwähnt bleiben. Der Colorado ist für den Golf von Californien das, was der Mississipi für den von Mexico ist, nämlich er kann zu einem trefflichen Handelswege dienen, er ist für ansehnliche Schiffe bis zu dem nördlichen Theile der Provinz Sonora fahrbar. Die Quellen dieser beiden Flüsse des Arkansas (der sich, wie oben gesagt, in den Mississipi einmündet) sind aber, den Berichten der Spanier zufolge, nur 70 Stunden (lieues) von denen des Colorado entfernt, und die dahin führenden Wege nicht unwegsamer als die Straßen, welche durch die Alleghany-Berge der vereinigten Staaten führen. So würde sich mithin ein ziemlich bequemer Handelsweg zwischen den beiden großen Meeren hervorbringen lassen, der nach dieser Abtretung von Louisiana an die Freistaaten vielleicht schneller zu Stande kommen möchte, als der, welchen uns die treffliche Humboldsche Karte *) zwischen dem Colorado und Rio del Norte bereits anzeigte.

Zugleich macht Pike auf eine andere Merkwürdigkeit dieser Gegenden aufmerksam. Es ist nämlich möglich, sich in diesem Gebirge eine solche Station zu wählen, aus welcher man in einem Tage die Quellen jener drei großen Ströme, des Rio Colorado, des Arkansas und des R. Norte,

*) Points de Partage et Communications projectées entre le Grand Ocean et l'Ocean atlantique. No. 2.

nebst mehreren ihrer Wurzeln besuchen kann, also die Quellen der Verbindungskanäle der beiden großen Meere der Erde.

Der Arkansas hat eine Länge von 2173 engl. Meilen, und hievon sind nur allein 192 innerhalb der Gebirge mit Böten unfahrbar. Indeß muß man hievon in der trocknen Jahrszeit eigentlich auf 500 Meilen abrechnen, indem sodann so viel von dem Sandboden, worauf er läuft, verschluckt wird.

„Die Ufer dieses ansehnlichen Stroms, sagt Pike, gewähren den umherwandelnden Stämmen der Wilden ein „wahrhaftes Eden. So weit man nur die Erde kennt, sah „man nirgends als hier eine so erstaunliche Fülle von Wildpret. Ich glaube, daß es längs den Ufern des Arkansas „eine solche Anzahl von Bisonten, Elenthieren und Hirschen „gibt, die ein ganzes Jahrhundert hinreichte, um alle Wilde des ganzen Gebiets der vereinigten Staaten von Amerika „zu ernähren, wenn man sie nicht anders unnützerweise zu „vertilgen suchte."

Zu den hier aufgeführten Thierarten verdienen noch hinzugesetzt zu werden: schwarze und graue Wölfe, verschiedene Arten Füchse; der kleine Wiesen-Hund (Brarau)*); wilde Ziegen; Fisch-Ottern; Biber; ein Paar Bärenarten; ferner von Vögeln besonders die wilden Puter.

Bei der auf vorbesagte Weise bedeutenden Abwechselung des Bodens finden sich vorzüglich treffliche Wiesen, und einzelne bedeutende Waldungen, und diese Wiesen nehmen oftmals ungeheuere Strecken ein. So ist z. B. das große Gebiet zwischen den Zweigen des Flusses Kanses (der in der Mitte des Missouris, in welchen er sich einmündet, und des Osages fließt) von 160 engl. Meilen, gleichsam eine an einander hangende Wiese.

Das Erdreich selbst zeigt ebenfalls bedeutende Verschiedenheiten. So fand Pike z. B. den Boden von der Einmündung des Missouri in den Missisipi gegen eine deutsche Meile hin stratificirt, weiter mit Waldungen bedeckt und bald darauf zeigte sich als eine ansehnliche solide Bergmasse eine so reiche Steinkohlenmine, daß er glaube, ganz Louisiana könne dadurch hinreichend versehn werden. Aehnliche Kohlenminen fanden sich ebenfalls an dem Flusse Osages, der von Süd-West her in den Missouri, gegen den 16ten Längengrad eintritt.

Auch mangelt es hier nicht an andern Mineralien, wovon bereits vormals mehrere angezeigt sind **). Reichlich

---

*) Man s. den vorhergehenden Band.

**) Man s. im vorhergehenden Bande Louisiana.

ist dieses ganze Gebiet bis zum rothen Flusse hinab besonders mit dem, dem menschlichen Haushalte so nöthigen Salze versehen. So zeigt die Karte bedeutende Strecken, woselbst sich dieß Mineral nicht nur durch die vielen salzigen Pflanzen kund gibt, sondern überall finden sich Salzquellen, die zum Theil beträchtlich sind, wie die Saline gegen den 34sten Breitengrad, und viele andere kleine Salzflüsse, die sich in den Arkansas ergießen.

Schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts waren aber dort Bleiminen berühmt, z. B. die von St. Barbe, Miramey u. a.; sie vermehrten den Wahnsinn, das baare Geld für die in diesem entfernten Lande zu hoffenden Schätze der berühmten Missisipi-Compagnie aufzuopfern.

Auch hat Louisiana schöne Marmorbrüche und heiße Quellen; die Pikesche Karte bezeichnet dergleichen am Flusse Kanses, unter dem 18ten Grad westl. Länge von Philadelphia.

Die hier am häufigsten vorkommenden Baumarten sind das Cotton Wood, oder die Canadische Pappel (Pop. canadensis); ferner die Ceder; der weiße und schwarze Wallnußbaum; die Eiche; die Esche und die Ulme. Besonders gut besetzt mit Holzung sind die Ufer des Osages von seiner Einmündung in den Missouri bis zum kleinen Fluß Gravier, eine Distanz von 118 engl. Meilen, und dieser ganze fruchtbare Boden wird zugleich von Wildpret belebt. Auch der bald darauf folgende Yungar, welcher sich von Süden her in den Osages ergießt, bietet gleiche Vorzüge dar. Er führt seinen Namen von der großen Menge Quellen um seinen Ursprung; viele dieser Gewässer sind sehr fischreich, kurz, diese ganze große Region bietet nicht nur für die Freistaaten von Nord-Amerika, sondern durch sie für die gesammte cultivirte Erde und ihren Handel die wichtigste Ausbeute dar.

Indeß sagt dennoch Pike, daß der große Erdstrich von dem westlichen Louisiana, zwischen dem Becken des Missouri und dem westlichen Ocean, sehr arm an großen Waldungen sey. Um dieß Phänomen zu erklären, nimmt er an, es sey dieser Landstrich niemals bewaldet gewesen, weil sonst die abfallenden Blätter ein fruchtbares Erdreich würden erzeugt haben, da hier dagegen alles sandig und daher unfruchtbar sey, daß man überall hohe Sandhügel vom Winde zusammengeführt fände, und diese Gegenden dereinst den Sandebenen von Afrika ähnlich werden könnten. Ich gestehe indeß, daß ich diese Angaben mit der Darstellung der schönen Wiesen und reichen Viehweiden nicht zusammen zu reimen vermag, woran wahrscheinlich die von Pike angegebene

geographische, mir nicht hinreichend verständliche Angabe der Lage dieses Landstrichs schuld seyn mag *).

Einige nicht unbedeutende Bemerkungen über ein Paar dortiger Urvölker, welche Pike vorzüglich besuchte, mögen diese Zusätze beschließen.

Die Osagen, einer der bedeutendsten hiesigen Völkerstämme, scheinen von Norden und Westen her eingewandert zu seyn; ihre Sprache beweist ihre Verwandtschaft mit den Kanses, den Otos, den Missouris und den Mahaws. Obgleich eine freie Nation, so erlauben sich dennoch ihre Kriegsoberhäupter einen großen Despotismus; sie unterstehen sich sogar Geringere zu schlagen. Sie theilen sich in die großen und kleinen Osagen, und jede hat unter sich zwei Volksklassen, Krieger und Jäger. Sie sind tapfer, haben aber furchtbare Feinde an den Sioux, die ihnen an Anzahl weit überlegen sind.

Die ihnen feindlichen Nationen leben an der Westseite des Arkansas-Flusses. Sie haben gute Pferde, bedienen sich auch des Feuergewehres, müssen indeß den südlichen Nationen, die gezogene Flinten (rifled guns) führen, nachstehen. Die Nation hält nur gegen 4000 Köpfe, hierunter 1300 Krieger. Ihre Zauberer kennen wir bereits, da sie mit denen vieler andern Wilden von Nord-Amerika übereinkommen. Oeffentliche Beamte sind bei ihnen die Köche; eine der gewöhnlichsten Speisen besteht aus den grünen Aehren von Mais in Bisontenfett gebraten. Durch die nähere Bekanntschaft mit den vereinigten Staaten sind ihre Sitten sanfter geworden; auch hat man bei ihnen die Vaccination eingeführt, da vormals die Blattern schreckliche Verheerungen anstifteten.

Die Panis, eine Nation von 6000 Menschen, worunter 2000 Krieger, wohnt längs den Flüssen Kanses und dem platten Fluß, und wird in drei Stämme getheilt. Kultur und Sitten kommen mit denen der Osagen ziemlich überein.

---

*) Il existe un space immense depourvu de forets entre les bassins du Missouri, du Mississipi et l'Ocean occidental, depuis l'embouchure de ce dernier fleuve jusqu'au 48. degré de latitude boreale p. 256. — Nach meiner Ansicht begriffe dieß ja das ungeheure Land vom Mississipi bis ans Südmeer. Sollte hier wohl nicht ein Versehen in den Angaben Statt gefunden haben, denn wir wissen ja aus andern Berichten, daß große Waldungen in mehreren Theilen von West-Louisiana, besonders oberwärts Californien vorhanden sind. Es scheint daher wohl nur auf große Landstriche zu gehen, die der Verfasser selbst bereist hat.

Auch sie bauen Getraide und Kürbisse, leztere verbrauchen sie, in dünne Scheiben geschnitten und getrocknet, besonders in ihren Suppen. Sie besitzen aber eine größere Anzahl und bessere Pferde als jene, ziehen sie selbst, erhandeln auch viele von den Spaniern. Die sehr hervorstehenden Backenknochen hält Pike für einen Beweis ihres asiatischen Ursprungs. Ihre Häuser sind völlig rund, und vor der Thür findet sich ein Vorsprung von 15 Fuß.

Die Nationen, mit welchen die Panis vorzüglich in Feindschaft leben, sind die Tetaus, die Yutas und die Kiaways. Die beiden leztern bewohnen die Gebirge von Neu-Mexico. Die Panis sind diesen besonders durch ihre Waffen überlegen, da wenigstens die Hälfte von ihnen Feuergewehr führt. Sie fechten aber fast stets zu Fuß gegen die feindliche Cavallerie, weil sie dadurch den Vortheil haben, die Gebirgs- und Felsengegenden besser zu benutzen. Auch bei diesen herrscht die grausame Gewohnheit des Skalpirens, welche wir hinreichend kennen. Die Panis sind dem Spiel sehr ergeben, und unterhalten hiezu vor jedem Dorfe einen eigenen gut eingerichteten Plaz. Das Hauptspiel beruhet darauf, durch einen großen Kreis (Tonnenband) mitten im schnellen Umlauf einen sechs Fuß langen Stab so zu werfen, daß der Kreis dadurch plözlich aufgehalten wird.

Eine kleinere Nation, die Kanses, an dem Flusse gleiches Namens wohnend, kommt im Ganzen mit den Osagen überein; selbst ihre Sprache scheint nur ein verschiedener Dialect von der Osagischen. Obgleich nur zwei Drittel von jenen der Anzahl nach, werden sie dennoch von ihren Feinden, selbst von den Panis, wegen ihrer großen Tapferkeit mehr gefürchtet.

Die lezte Nation, welche Pike zu Louisiana rechnet, ist von weit größerer Bedeutung, aber gänzlich ohne Anbau umherziehend, nur Krieger und Jäger. Dieß sind die von ihm sogenannten Tetaus, bei den Spaniern heißen sie die Camanchis, v. Humbolds Cumanches; die Panis nennen sie Padoucas, und so stehen sie auch auf den ältern Karten, z. B. auf Pownals großer Karte von Nord-Amerika *).

Das Gebiet, welches sie bejagen, gränzt in Westen an Neu-Mexico, in Süden an die Nationen des untern rothen Flusses; in Osten an die Osagen und Panis; nördlich aber an mehrere wenig bekannte Nationen, die Yutas, Kiaways u. a. Hiernach behauptet Pike, daß diese Nation noch zu Louisiana, also jezt zu den vereinigten Staaten gehöre. Sie

*) Im Jefferyschen Atlas.

sind die einzigen, welchen die Spanier die Unabhängigkeit zugestehen; auch fürchten sie sie sowohl wegen ihrer Stärke, als wegen der großen Gewandtheit ihrer, gleich den Arabern, stets fertigen Cavallerie (sie stellen auf 5000 Krieger, wovon gleichwohl nur $\frac{1}{10}$ Feuergewehr führt), auch vorzüglich wegen ihrer grausamen Gewohnheit, keinem erwachsenen Gefangenen das Leben zu schenken, und alle Kinder zu Sklaven zu machen. Da sie eine große Menge Dörfer verheeret haben, so ist nun ein Friede zwischen ihnen und den Spaniern zn Stande gekommen. Die Cumanchen, bemerkt v. Humbold, leben nomadisch auf den großen Wiesen unter Gezelten von Büffel- (Bisonten-) Fellen, und diese werden nicht etwa von Pferden, sondern von großen Hunden bei ihren Wanderschaften fortgeführt; eine Gewohnheit, die an das gegenüberliegende Asien erinnert. Sie sind übrigens geschworne Feinde der Apachen.

Hier zuletzt die tabellarische Uebersicht dieser Urnationen nach **Pike**.

Namen der Völker.	Anzahl der Krieger.	Anzahl der Frauen.	Anzahl der Kinder.	Total-Bevölkerung.	Anzahl der Ortschaften.	Anzahl der Hütten der wandernden Stämme.	Anzahl der Feuergewehre.	Werth in Dollars der Handels-Artikel.
Osages oder Wabasha	1,252	1,793	974	4,019	3	516	1,200	18,000
Kanses oder Kansa .	465	500	600	1,565	1	204	450	8,000
republ. Panis oder Pawnani	508	550	560	1,618	1	44	200	8,000
Panis des großen Dorfs	1,000	1,120	1,000	3,120	1	90	300	1,500
Panis Wölfe	485	500	500	1,485	1	40	200	8,000
Tetaus, Cumanches oder Padoucas	2,700	3,000	2,500	8,200	"	1,020	270	30,000
Summa	6,410	7,463	6,134	20,007	7	1,914	2,620	73,500

Neu-Spanien.

Wir kommen nun zu dem ungleich wichtigern großen Lande, zu Neu-Spanien oder Mexico. Bis auf die jetzige Zeit lag unsere Kunde von diesem großen und wichtigen Lande noch im Dunkel, denn sowohl die älteren Schriftsteller, als selbst Clavigero, thaten der allgemeinen Geographie kein Genüge, und der heutige politische Zustand von Mexico blieb größtentheils unbekannt. Unser verehrter Landsmann v. Humbold hat, nach unglaublichen Anstrengungen und großen Kosten, diese Nebel fast gänzlich zerstreut, wenn gleich selbst nach den neuern Zusätzen des Obr. Pike noch mehreres für kommende Beobachter und Geographen zurück geblieben ist.

Da die Humboldsche Eintheilung, indem sie ebenfalls ganz Neu-Spanien von Norden nach Süden hinabgeht, mit dem hier eingeschlagenen Gange zutrifft, so darf ich diesem Führer hauptsächlich folgen, und zugleich die Nachrichten des Obr. Pike zu Hülfe nehmen. Die allgemeine Uebersicht des Ganzen mag einer kurzen Darstellung der einzelnen Provinzen, als Resultat, folgen.

Ganz Neu-Spanien, welches anjezt politisch in 12 Intendantschaften und in drei (sehr entfernte) Provinzen abgetheilt ist, bringt v. Humbold unter zwei große Abtheilungen, nämlich A) die der gemäßigten und B) die der heißen Zone.

Die erste Hauptabtheilung zerfällt wieder in drei Regionen, in a) die nördliche, b) nord-westliche und c) nordöstliche. Zu a gehört Neu-Mexico und Neu-Biscaya; b begreift Neu- und Alt-Californien, welche wir schon zuvor kennen lernten, und die Intendantschaft Sonora; c enthält endlich die an den Golf von Mexico gränzende Intendantschaft von St. Luis Potosi, welche mehrere ansehnliche Abtheilungen umfaßt.

Also hier zuerst die Provinz Neu-Mexico; sie erstreckt sich von 31° bis 38° n. Br. und hält von Ost gegen Westen von 30 bis 50 fr. Meilen (lieues). Pike setzt diese Gränzen der Breite nach von 30½ bis 44, der Länge nach von 104 bis 108 *).

Da wir schon zuvor den Ursprung und den nördlichsten Theil des großen Flusses Rio del Norte kennen lernten, so fügen wir nur hier hinzu, daß er, der Pikeschen Karte zufolge, im Norden innerhalb der Gebirge gegen den 39sten Grad der Breite eine weite Ausbiegung nach Westen macht,

*) Wahrscheinlich von Greenwich, und so träfe er ziemlich mit v. Humbolds Karte zu, doch hat v. H. die Länge wohl nicht ohne Grund unbestimmt gelassen.

sodann aber, stets von den Gebirgsketten begleitet, fast gerade nach Süden hin bis gegen den 29sten Breitengrad (v. Humb. Karte) mit geringen Windungen fortsetzt; von hier an gegen den 106ten Gr. d. L. von Paris lenkt er sich aber stark nach Osten, bleibt ziemlich in dieser Richtung einige Längengrade hindurch, und steigt sodann nach N. N. O. hinab, wo er gegen 52° 56′ n. Br. und 99° 51′ 10″ w. L. von Paris in den Mexicanischen Meerbusen fällt. Dieser große Fluß wächst wie der Orinoko und Mississipi periodisch an, bis zum April, und nimmt vorzüglich vom Ende des Junius wieder ab; da alsdann bei starker Trockniß die Einwohner auf großen Pferden ihn durchwaden; diese Pferde werden in Peru cavallos chimbadores genannt, sie bringen mehrere Personen auf einmal schwimmend über den Strom.

Eine größere Merkwürdigkeit ist sein Verschwinden unter die Erde, welches sich im Jahre 1752 ereignete. Die Einwohner von dem sogenannten Passo del Norte (unter 32° 9′ gelegen) bemerkten, daß der Strom 30 fr. Meilen oberwärts und 29 unterhalb ihres Orts plötzlich ohne Wasser, sein Bett bloß ließ, und nur erst beim Presidio St. Eleazar wieder zum Vorschein kam. Die ganze große Landschaft umher stand lange in Trockniß, und nur nach mehreren Wochen nahm der Fluß wieder seinen alten Lauf, wahrscheinlich weil sich die Oeffnungen, worin er gestürzt war, verstopft hatten.

Von Seen kennt man nur zwei, und auch diese nur nach einem Theile ihrer östlichen Ufer. Dieß ist der See Tampanagos oberhalb des 40sten Br. Grades, und gegen 2 Grad südlicher ein Salz-See, worin sich der Fluß Bonaventura, der aus der Sierra Verde nach Westen fließt, einmündet. Der Pater Escalante hat die Ufer beider Seen bereist und zuerst bekannt gemacht.

Neu-Mexico ist übrigens sehr trocken, hat eine bedeutende Wüstenei. Die Wüste von Muerte nimmt 30 fr. Meilen ein, denn die Gebirge von Manos, dem Wege von Durango nach St. Fe zur Linken, geben keine einzige Quelle. Daher wird dieser Landstrich, ungeachtet seines milden Klimas, so wenig wie Alt-Californien und mehrere Distrikte von Neu-Biscaya schwerlich einer bedeutenden Bevölkerung fähig werden. Pike fand, daß die meisten Baumarten ein zwergigtes Ansehen hatten, nur längs den Ufern der Flüsse gedeihet die canadische Pappel.

Das Klima von Neu-Mexico, obgleich unter gleichen Breitengraden mit Persien und Syrien, ist dennoch bedeutend kalt. Selbst mitten im Mai friert es noch bei St. Fe unter 36° 28′ *) Breite, und der Nordfluß trägt oft so starkes Eis,

*) Nach Humbold; Pike legt es über 15 Min. nördlicher.

daß man darüber reiten kann. Offenbar sind hievon die Gebirge und die hohe Lage des Landes selbst die Ursach, denn innerhalb dieser Schneegebirge, deren große, stets beschneiete Höhe wir bereits zuvor angezeigt haben, ist die Kälte so heftig, daß mehrere von des Obr. Pike Gesellschaftern die Füße erfroren und das Thermometer fast 19 Gr. Reaumür unter Null zeigte.

Die animalischen Produkte von Neu-Mexico und des ihm angränzenden Neu-Biscaya sind sehr mannigfaltig und für die Societät bedeutend. Hier weiden so große Heerden von Bisonten, daß Pike dort auf einmal gegen 3000 Stück hauptsächlich Kühe mit ihren Kälbern erblickte. Auch stieß er auf große Rudel von Elenthieren, und die von den Spaniern eingeführten und verlaufenen Pferde haben sich hier ebenfalls stark fortgepflanzt. Man macht auf große Truppe wilder Pferde Jagd; allein oftmals verführen diese selbst die zahmen und nehmen sie mit sich in die Wildnisse. Ferner gibt es mehrere Hirscharten, wovon Pike die eine für bis jetzt unbekannt ausgibt, es muß daher wohl keine in den vereinigten Staaten bekannte Art seyn. Wilde Ziegenarten, wahrscheinlich die, welcher bereits bei Louisiana gedacht ist, so wie der Argali, innerhalb der Gebirge der schwarze Fuchs, der Wiesenhund, kommen hier vor; der von Pike sogenannte Panther ist wahrscheinlich der fast unter allen Breitengraden in Amerika lebende Cuguar (Felis concolor), oder auch eine größere gefleckte wilde Katzenart.

Unter dem Geflügel sieht man, außer dem wilden Truthahn, einen in den vereinigten Staaten unbekannten Vogel, von der Größe einer Wachtel. Die Farbe ist grün; der Kopf trägt einen Hollen; er ist fleischfressend; auch fand Pike eine Art Fasane.

Von Fischen ward eine Forellenart besonders in dem Fluß Osages, der sich in den Missouri ergießt, in Menge entdeckt.

Schon die Ansicht der großen Gebirgskette läßt auf keine unbedeutende Abwechslung von Mineralien schließen. Außer den primitiven Gesteinarten, findet sich Kalkflötz und Talk in großen spaltbaren Blättern; sie dienen zu den Fensterscheiben in den Städten.

Eine ergiebige Kupfermine trifft man unter dem 34sten Breitengrade in den Gebirgen am westlichen Ufer des Nordflusses; jährlich werden daraus 20000 Maulthierladungen gewonnen; alles Kupfer zum Bedarf der inneren Provinzen wird hievon genommen. Diese Mine enthält zwar zugleich etwas Gold, allein nicht hinreichend, um darauf zu arbeiten. Ein Engländer, Pursley, will ebenfalls unweit den Quellen des platten Flusses Gold entdeckt haben.

Bereits etwas nördlicher als Aqua caliente fangen spa-

nische Ortschaften an. Taos ist hier am westlichen Ufer gegen 37° 36′ n. Br. mit 1000 Menschen Bevölkerung bezeichnet, da Aqua caliente nur 500 civilisirte Indier und Mestizen angesetzt wird, das etwas südlicher liegende St. Juan an der Westseite dagegen wieder zu 1000 Menschen gerechnet ist. Die Wohnungen bestehen aus Häusern von einem Stockwerke mit plattem Dache, und Talk (Marienglas) zu Fenstern. Die Einwohner sind gutartig und gastfreundlich. In St. Juan fand Pike einen spanischen Geistlichen, der ziemliche Kenntnisse in der Staatsgeschichte zeigte; kein schlechtes Omen für unsere künftige Kunde dieses wenig bereisten Welttheils!

Die bedeutende Stadt dieses Distrikts, St. Fe, (Humbold setzt sie, jedoch ungewiß, unter 36° 12′ nördl. Br. und 107° 13′ westl. von Paris) liegt an einem kleinen Flusse, der sich unweit derselben in den großen Strom ergießt. Sie besteht nur aus drei großen Straßen zu beiden Seiten des kleinen Flusses, etwa eine engl. Meile lang. Die schlechten Wohnungen contrastiren sehr mit den schönen Glockenthürmen der beiden Kirchen. Ein ansehnlicher Platz enthält den sogenannten Palast des Gouverneurs, nebst den Wohnungen der Geistlichkeit und der Magistratur. Die gesammte Bevölkerung mag etwa 4500 Menschen betragen. Die Garnison besteht aus 100 Dragonern. Endlich gehört auch noch der Militairposten Passo del Norte hieher, ein in reizenden Umgebungen gelegener Ort; außer andern Früchten wird auch sehr guter Wein hieselbst gebauet.

Unter die bedeutendsten Stämme der Originalbewohner dieser Provinz zählt man folgende: Die Kiaways; sie sind sehr reich an Pferden, leben von der Jagd, und führen, bewaffnet mit Bogen und Pfeil, daurende Kriege mit den Yutas und Tetaus. Die Zahl ihrer Krieger setzt Pike auf 1000, dahingegen die Yutas, die ebenfalls nomadisch leben, wohl das Doppelte zählen, auch wegen ihres häufigern Zusammentreffens mit den Spaniern etwas gesitteter sind.

Die Nanahas leben in den Ländern südwestlich von St. Fe, und reden die Sprache der Panis und Apaches.

Diese letztern, welche auch Mecos genannt werden, erstrecken sich von den schwarzen Bergen, von Neu-Mexico an bis zu den Gränzen von Cohahuila. Wenn, wie es scheint, die schwarzen Berge die Sierra oscura im Gegensatz von den höheren, weißen Schneegebirgen sind, so würde ihr Gebiet oberwärts von St. Fe anheben und bis gegen 27° n. Br. hinabgehen.

Indessen verbreiten sie sich ebenfalls in die Nebenländer und sind den Spaniern so gefährlich, daß diese fast jederzeit 2000 Dragoner gegen sie in Bereitschaft halten müssen, um nur die Caravanen zu schützen. Die Humboldschen Nachrich-

ten theilen dieses furchtbare Volk in mehrere Stämme, die dann sehr tief nach Süden schwärmen, und besonders mit den Cumanches so wie mit den Spaniern in steter Fehde leben und wilde Vertheidiger ihrer Freiheit sind. Seitdem sie erfahren hatten, daß ihre von den Spaniern zu Gefangenen gemachten Landsleute nach Cuba gesandt würden, so geben sie den Spaniern im Kriege kein Quartier. Sie sind von solcher Wildheit, daß ihre eingekerkerten Gefangenen bald vor Verzweiflung sterben, und im Fall des Entkommens die schrecklichsten Grausamkeiten begehen.

Ihre Waffen (ein Bogen, der aus zwei halben Kreisen besteht, die in der Mitte vereinigt und an den Enden mit Thierhäuten überleimt sind, und 3½ Fuß lange Pfeile) wissen sie mit großer Geschicklichkeit und Stärke zu führen; sie durchbohren einen Mann auf 300 Schritt. Pike führt einen Parteigänger Raoul dieser Nation an, welcher über 300 Creolen mit eigner Hand getödtet hatte.

Ihrer Wildheit ungeachtet, lassen sie dennoch Proben von Dankbarkeit und Großmuth blicken. So schenkten sie, nach einem mit eben so großer Gewandtheit und Tapferkeit geführten glücklichen Gefecht, einem jungen Spanier das Leben, weil dieser Officier sich vormals gütig gegen sie betragen hatte.

Einige Stämme der Apachen haben indeß mit den Spaniern Frieden geschlossen. Letztere zahlen dafür ¼ Piaster täglich für jeden Krieger.

Einige dieser kriegerischen Nationen führen mit den spanischen Kolonisten einen stummen Handel. Sie hängen an aufgerichteten Kreutzen Büffelfelle, Hirschfelle und andere Waaren auf, da denn die Soldaten, welche dieser Zeichen kundig sind, dagegen Stücke geräuchert Fleisch oder andere Eßwaaren hinlegen. (Humb.)

Unter den civilisirten Indianern nehmen die Keres eine vorzügliche Stelle ein. Sie sind die Ueberreste von 24 Stämmen, und bewohnen jetzt besonders die Ortschaften St. Domingo, St. Philipp und St. Diaz. Es sind große, fleischige Menschen, mit schönen Zähnen und von heiterm Temperament; sie haben viel Aehnlichkeit mit den Osagen, dabei aber dem spanischen Militair so niedrig unterworfen, daß sie die rohesten und härtesten Begegnungen von ihnen geduldig ertragen.

Zwar nennen sie sich Christen, allein sie haben dennoch die meisten Gebräuche ihrer alten Religion beibehalten. Ihr einziges Fest im Jahre dauert drei Tage und wird mit Trinken und Schmausen verlebt.

Die gesammte Bevölkerung von Neu-Mexico gibt Hr. v. Humbold zu 40200 auf der ganzen Landesfläche von 5709

Quadrat-Lieues an. Die catholische Religion hat sich seit dem ersten Versuch, welcher im Jahre 1594 von zwei Mönchen hier gemacht ist, ziemlich verbreitet; übrigens können die bürgerlichen Einrichtungen bis zu den allgemeinen Angaben von Neu-Spanien verbleiben.

Die hierauf folgende, zu dieser Abtheilung gehörende südlichere Provinz von Neu-Biscaya oder Durango, ist von weit größerm Umfang und Bevölkerung. Auf 16873 Quadrat-Lieues, also auf einer Fläche größer als die drei Reiche Großbritanniens, hält sie 159700 Menschen, mithin nicht so viel als die beiden Städte Birmingham und Manchester (v. Humb.). Sie wird in Norden von N. Mexico, in Westen aber von Sonora und Sinaloa begränzt. Pike läßt sie in Süden bis zum 24sten Breitengrade hinabgehn. Die ganze Intendantschaft Durango setzt v. Humbold von 23° 55′ bis 29° 5′ Br. und von 104°40′ bis 110° Länge von Paris. Begreiflich ist schon deshalb das Klima viel milder, und dieser Unterschied muß durch das nun nicht so hoch in Norden gelegene Gebirge vermehrt werden, wenn gleich die große Bergkette, welche nachmals zu den Andes von Peru läuft, hier nicht unterbrochen erscheint. Denn das hohe benachbarte Gebirge von Neu-Spanien behält von der Hauptstadt Mexico an bis zur Kreisstadt Durango, der wichtigsten von N. Biscaya, also auf einer Strecke von 140 Meilen (lieues), von 5100 bis 8100 Fuß Höhe über der Meeresfläche.

Diese Bergkette theilt unsere Provinz von Norden nach S. S. Osten der ganzen Länge nach, ist überall von großer Fläche (Hochebene), und gibt vorzüglich gegen den 27sten und wiederum den 25sten Breitengrad einen bedeutenden Seitenast, jenen nach Osten, letztern nach Westen.

Dieses große Gebirge gibt indeß keine ansehnlichen Ströme. Der bedeutendste, der Rio Conchas, unter dem 29sten Breitengrad, unweit St. Cruz entsprungen, steigt bald, nachdem er sich bis zum 28sten Grad nach Süden gesenkt hat, nach Norden hinauf, und ergießt sich, der Humboldschen Karte zufolge, unweit Passo del Norte (Pike sagt unterm 31sten Grad) in den großen Rio del Norte. Ein Paar kleinere Flüßchen, R. Puebla und R. Florida, werden zuvor von ihm aufgenommen.

Man dürfte auch den R. Hiaqui zu dieser Provinz rechnen, da er wenigstens seine Wurzeln auf dem hieher gehörigen westlichen Gebirge hat, sodann aber sich nach Süden wendet und bald in die Provinz von Sonora *tritt*, um sich gegen 27½ Gr. der Br. unweit Beden in den Meerbusen Californiens zu ergießen.

Zwei kleine, östlich des Gebirges gelegene Seen, vielleicht von den beiden sich darin verlierenden Flüßchen, dem R. Na-

sas und R. Guanabal gebildet, der See Cayman und der See Parras, sind nur wegen ihrer Fische nicht unbedeutend.

Wichtig ist aber das Gebirge hier durch seine Gold- und Silberminen; mit dieser Provinz heben nämlich die großen Mineralschätze der Neuen Welt im Norden eigentlich an. Man zählt 60 verschiedene Reales oder Gegenden, um welche sich Minen finden; einige der reichsten sind um die Stadt Chihuagua, den Sitz des General-Capitains der Provinz.

Mehrere dieser Minen sind aber vom ergiebigsten Reichthum, z. B. die von Parral und Batopilas, und diese, nebst der von Casiquitiachi, nimmt, nach Humbold, den dritten Platz unter den Silberminen von Mexico ein; indeß scheint es in der Intendantschaft Durango noch reichere zu geben, da der jährliche Ertrag von Guarisamey und Rosario (das freilich zum angränzenden Sonora gehört) zusammen auf 400000 Mark geschätzt wird.

Außer dem Kupfer findet sich ebenfalls in dieser Intendantschaft Eisen verschiedener Art. Südlich von Chihuagua fand der Engländer Walker ein beträchtliches magnetisches Gebirge. Es soll geschichtet liegen, und Pike sah davon einen ansehnlichen Magnet von einem Cubicfuß.

Auch eines großen Klumpens Meteor-Eisen gedenkt Humbold unweit Durango. Es ist dort isolirt auf einer Ebene vorgefunden und wiegt beinah 1900 Myriagrammen oder gegen 300 Centner. Es kommt, seiner Natur nach, mit den Aerolithen und der bekannten Pallasischen Eisenmasse überein.

In dieser Gegend findet sich noch eine andere mineralogische Merkwürdigkeit, nämlich zwischen Durango und Nombre de Dios eine Gruppe von Felsen mit Schlacken bedeckt, Brena genannt, welche gegen 12 Meilen (lieues) lang und halb so breit ist; sie besteht aus basaltischen Mandelsteinen und ist wahrscheinlich vulkanisch in die Höhe gehoben.

Die Thierarten kommen zum Theil mit denen der vorhergehenden Provinz überein; es gibt hier ebenfalls Bären. Lästig und gefährlich sind vorzüglich die Scorpione von Durango. Sie brechen im Mai aus den Höhlen des Gemäuers in Menge hervor, und da sie in die Betten kriechen, verursacht ihr tödtlicher Stich manches Unglück. Zehn Meilen (lieues) von dort, sagt Pike (jedoch ohne die Direction anzugeben, wahrscheinlich gegen Norden), soll ihr Stich durchaus unschädlich seyn.

Die meisten der verschiedenen Stämme der Originalbewohner haben wir bereits zuvor kennen gelernt. Sie sind auch hier den Spaniern zum Theil furchtbar; man theilt sie in dieser Hinsicht in Indios bravos oder kriegerische, feindliche Indier, und in Indios de Paz, Indier die mit den Spaniern in Frieden leben.

Die Spanier und Creolen dieser Provinz zeigen bereits weit größern Luxus als die in Neu-Mexico. Man zählt in Neu-Biscaya nur eine Stadt, Durango, aber sechs ansehnliche Ortschaften (Villas) und 199 Dörfer, 75 Pfarren, 152 Pachtungen, 37 Missionen und 400 Hütten (Cabanen, Ranchos). Die Hauptstadt Durango, welche bereits 1550 erbauet wurde, der Sitz der Intendantschaft oder Regierung und des Bischofs. Humbold setzt die Bevölkerung nur auf 12000, Pike, wohl zu groß, auf 40000.

Durango ist sehr hoch gelegen, nämlich über 6261 Fuß, daher, obgleich nur unter 24° 25′ Breite gelegen *), schneiet es dennoch dort oftmals, und das Thermometer fällt bis auf 8° unter Null.

Ein nicht viel unbedeutenderer Ort ist Chihuagua, etwa 4 Grad nördlicher, da sich hier der Chef der Militairmacht der Provinz befindet, und die Bevölkerung 11600 Köpfe beträgt. Außer einigen schönen Kirchen, — die größte hat nebst ihren Verzierungen anderthalb Millionen Piaster gekostet — ist hier ein ansehnliches Hospital, wie auch der königl. Schatz, ferner vorzüglich reiche Kaufmanns-Gewölbe; eine beträchtliche Wasserleitung, und den großen Markt ziert eine Wasserkunst nebst reizenden Promenaden. Diese Stadt, und überhaupt die übrigen bedeutendsten dieser Provinz, werden zur Nacht durch Patrouillen gesichert (Pike). Von den übrigen Ortschaften verdienen St. Juan del Rio St. Rosa di Cosiquiraihi, wegen ihrer ansehnlichen Bevölkerung, die in jeder über 10000 steiget, und Parras deßhalb hier angezeigt zu werden, weil man dort die schöne Lage zum Anbau des Weinstocks glücklich benutzt hat.

Auch der Handel ist nun hier bereits beträchtlich. Diese Intendantschaft und die sogleich durchzugehenden beiden, ebenfalls metallreichen westlichen Nachbarn, ziehen aus dem Hauptlande, aus Mexico, eine große Menge von allerlei Waaren, auch Meubeln aus Europa, und liefern dagegen eine große Menge Hornvieh, Pferde und Maulthiere. Auf letztern werden hauptsächlich die Waaren fortgeschafft, man zahlt 8 Piaster für den Centner, und ein Maulthier trägt gegen 3 Centner; der Mittelpreis für ein Pferd ist nur 6 Piaster, doch werden zuweilen einzelne Pferde mit 100 Piaster bezahlt. Das Maulthier kostet dagegen gewöhnlich 20 Piaster, indeß gibt es einige zum Luxus, wovon das Paar 400 Piaster kostet.

Alle Zahlungen geschehen hauptsächlich in Silberbarren, zweimal im Jahre. In Chihuagua sind die Waaren gegen 200 pr. Ct. theurer als in den Seestädten der vereinigten Freistaaten!

*) Pike gibt 105° Länge an, v. Humb. aber 105° 55′.

Der Landbau bringt hier Hafer, Weizen, Flachs, Reis, Indigo, Wein und Baumwolle, auch ist jetzt bereits das Baumwollespinnen eingeführt.

Die im Westen angränzende ansehnliche Intendantschaft Sonora, Küstenland des großen Oceans, welche gewöhnlich vormals als Sonora und Sinaloa bekannt war, hieß auch wohl Neu-Navarra. Der nördlichste Theil ward nach einem ansehnlichen Stamme der Pimas, Pimeria benannt. Sie hebt in Norden mit der Einmündung des R. Colorado, gegen $32\frac{1}{2}°$ Br. an und erstreckt sich bis zum R. del Rosario gegen $22\frac{1}{2}°$ Br. Ihre größte Ausdehnung von Westen nach Osten beträgt unter dem 27sten Breitengrad über 128 Meilen (lieues), allein gegen den Fluß Gila hin schmälert sie sich bis auf 50 Meilen. Die ganze Oberfläche rechnet Hr. v. Humbold auf 19143 fr. Quadratmeilen, und die Bevölkerung auf 121400 Menschen. Von der im Osten gelegenen großen Gebirgskette laufen mindere Seiten-Erhöhungen, in und an diesen sind Schluchten und Flächen sehr reich an Wasch-Gold, besonders die von Pimeria; man hat hierunter zuweilen einzelne Massen von 4 bis 6 Pf. gediegenes Gold gefunden.

Die bedeutendsten Flüsse sind, von Norden aus gerechnet, der bereits angezeigte R. Gila, sodann der R. de l'Ascension und der ebenfalls schon erwähnte Hiaqui, im südlichen Sinaloa aber der R. Fuerte, jedoch finden sich noch mehrere kleinere Flüsse dort, z. B. der Culiacan u. a. Die Luft ist in dem ganzen Landstrich trocken, heiter und gesund, bis auf einzelne morastige Flecke.

Der Gegenden, woselbst sich Minen befinden, zählt man 65; sie sind unter sieben Departements vertheilt. Des beträchtlichen Wasch-Goldes ungeachtet, ist das wichtigste Mineral auch hier das Silber, worunter sich dann die Minen von El Rosario besonders auszeichnen. Die Bearbeitung geschieht ebenfalls hier auf zweierlei Art, mit und ohne Amalgamation.

In Sinaloa sollen die Minen von St. Rosa zu den reichsten gehören.

Außer den zuvor angezeigten Stämmen der Original-Bewohner kommen hier noch die Pimas vor, wovon viele zu den civilisirten Indiern gerechnet werden, die sich zur catholischen Religion bekennen und in Süden des Flusses Gila Ackerbau treiben.

Merkwürdig ist die Entdeckung der Geistlichen Franz Garces und Fonte, bei ihrer Expedition im Jahre 1773. Sie waren dorthin gesandt, um durch Ortsbestimmungen die Geographie dieser unbekannten Länder aufzuklären. Eine Meile (lieue) vom südlichen Ufer des Gila (die Humb. Karte setzt den Platz unter $33\frac{1}{2}°$ Br. und gegen $113\frac{1}{4}$ w. L. v. P.) fan-

den jene Missionaren in einer schönen großen Ebene die Ueberbleibsel einer alten Stadt der Azteken (Vorfahren der Mexicaner), in deren Mitte sich ein Gebäude erhob, welches man das große Haus (Casa grande) nannte. Es lag genau nach den vier Welttheilen, hielt von Norden nach Süden 408, von Ost nach West aber 252 Par. Fuß, und bestand aus Erdwällen; die Stücke der Pisearbeit waren zwar von ungleicher Größe, jedoch schichtweise; noch jetzt sind die Ortschaften der Moquis-Indier so gebauet. Man fand, daß dieß Gebäude eine Treppe und drei Stockwerke gehabt hatte, und durch einen eigenen Kanal vom Gila mit Wasser war versehen worden. Diese ganze Gegend ist dabei reich an irdenen Töpfen und Scherben von artiger weißer, rother und blauer Malerarbeit; auch kommt hiebei manches von Obsidian (Achates Islandicus niger) gearbeitetes vor, woraus Humbold schloß, daß die hierher gewanderten Azteken durch eine volkanische Gegend gekommen.

Auch in Neu-Biscaja gibt es ähnliche Ruinen. Die hier umherwohnenden Indier sind ruhige, gutartige Menschen, die man in so fern nicht mit dem Titel Indios Bravos belegen sollte. Sie wohnen zu 2 bis 3000 in Dörfern, Uturicut und Sutaquisa benannt, und bauen Maiz, Baumwolle und Kürbisarten. Um sie zum catholischen Glauben zu bewegen, zeigten ihnen die Missionare ein Gemälde der Hölle voll von Feuer und Flammen, um ihnen ihr Schicksal nach dem Tode, im Fall sie sich nicht bekehrten, vor Augen zu stellen. Dieß machte einen so widrigen Eindruck auf diese sanftmüthigen Menschen, daß sie baten, dieß Gemählde nicht weiter auseinander zu rollen, denn, sagte ihr Anführer: dergleichen Vorstellungen mögen bei Euch wohl nothwendig seyn, bei uns hingegen gar nicht, denn wir stehlen nicht, wir zanken uns selten, und wir bedürfen daher selbst nicht einmal eines Alcaden (Richters).

In Sonora und Sinaloa zusammengenommen zählt man nur eine Stadt, nämlich Arispe, woselbst die Intendantschaft ist. Sie liegt nicht weit vom Ursprunge des Hiaqui, nach Pike unter 31° Br.; Humbolds Karte setzt sie ½ Gr. südlicher bei 111° 12′ w. L. v. P. Nach ihm hält sie 7600, nach Pike nur 3400 Einwohner. Letzterer rühmt die Gastfreiheit und den Luxus der Einwohner. Die Tafeln sollen oftmals von goldenem Geschirr strotzen.

Unter den übrigen Ortschaften verdienen noch Sonora, Culiacan, Sinaloa und El Rosario, letztere wegen der dortigen Minen, bemerkt zu werden. Sonderbar genug sind, nach Humbolds Angaben, die beiden ersteren reicher an Bevölkerung als die Hauptstadt selbst.

Die große und reiche Intendantschaft St. Luis de Potosi mag jetzt folgen.

Sie umfaßt den gesammten nordöstlichen Theil von Neu-Spanien, und hiermit nicht nur die beiden Provinzen de Cohahuila und de Texas, welche Pike noch zu Neu-Mexico zählt, sondern die Provinz St. Luis selbst, die schon zum eigentlichen Mexico gehöret, wie auch das Reich Neu-Leon nebst der Colonie von Neu-St. Ander.

Die nördlichen Gränzen sollen bis jetzt, wegen der daran stoßenden wilden Völker, nicht hinreichend bestimmt seyn. Das ganze Gebiet wird auf 27821 Quadrat-Lieues geschätzt, hievon nimmt der gebirgigte Theil, Bolson de Mapimi genannt, über 3000 ein. Die Küsten dieses großen Gebiets längs dem mexicanischen Meere betragen 230 Meilen (lieues). In Süden läuft die Gränze fast bis zur Mündung des R. Tampico, gegen den 22sten Breitengrad hinab.

Der große R. del Norte, welcher uns bereits aus dem Vorhergehenden bekannt ist, theilt diese Intendantschaft in die nördliche und südliche Hälfte. Er fällt bei der Mündung unter 25° 55′ n. Br., und 99° 51′ 10″ L. von Paris in den mexicanischen Busen.

In Osten wird das Ganze eigentlich vom mexicanischen Meere begränzt, für die dortige Landgränze, zwischen den vereinigten Staaten, dürfte man aber den kleinen R. Mermentas, der Humboldschen Karte zufolge, und zugleich die Landgränze zwischen der zu dieser Intendantschaft gehörenden Provinz Texas, annehmen; die Mündung des Mermentas liegt unter 29° 36′ n. Br., und 95° 42½′ L. von Paris.

Außer jenem großen Strome kommen hier noch von Flüssen vor, im Norden der Rio Guadelupe, und weiter hinab der Rio Colorado de la Texas; der Rio de la Nuezes; mehrerer noch geringern Flüsse nicht zu gedenken.

Längs einem großen Theil dieser Küste und Flußmündungen finden sich aber entweder lange und schmale Erdzungen, oder seichte Stellen, wodurch der Handel sehr erschwert wird; indeß gibt es dennoch mehrere Durchlassungen oder Zugänge (Passo) zwischen den Lagunen und langen Inseln für kleine Schiffe.

Das Land selbst ist von sehr verschiedener Bildung. Die große Gebirgskette läuft schräg von Nord nach Südost, im Rücken von St. Luis hin, und an ihrem Fuße zeigen sich jene unermeßlich reichen Silberminen, wodurch dies Land seit Jahrhunderten berühmt ist. Der großen Gebirgsmassen in Norden, Bolson de Mapimi, ist bereits gedacht. Dagegen sind in Nordosten, gegen die Texas hin, sehr große Savannen.

Seen finden sich hier von keinem Belang; es sind nur folgende: der Laca de Cayman und de Parros, südlich vom

Bolson de Mapimi und der weiter westlich gelegene von Agua verde.

Aus der Lage des Ganzen ergibt sich bereits ein warmer Himmel, und bei den sich im Rücken anlehnenden Gebirgen eine mildere Luft. Pike führt indeß an, daß die Provinz Cohahuila um die Mitte des Mais von so heißen Winden leide, daß man glauben sollte, sie bliesen aus einem glühenden Ofen; sie trocknen die Haut aus und sind den Augen sehr nachtheilig; am empfindlichsten sind sie gegen Untergang der Sonne.

Das hochwichtige Erzeugniß dieser großen Intendantschaft gehört dem Mineralreich.

Vorzüglich reich sind, unter der bedeutenden Anzahl der hiesigen Minen, die um Catorce (gegen 23° 42′ in St. Andres), eigentlich la Purissima Concepcion de Alamor de Catorce genannt. Ihre vielen Gänge durchschneiden ein festes Kalklager, und es zeigen sich hier zugleich Massen von Basalt und lockerm Mandelstein von vulkanischem Ansehn, worin sich Olivin, Zeolith und Obsidian finden. Die einzige Mine la Purissima, das Eigenthum des Obersten Obregon, hat seit 1788 fast ununterbrochen einen jährlichen Ueberschuß von 200000 Piaster gegeben; im Jahre 1796 brachte sie 1,200000 Piaster, während daß die Bearbeitungskosten sich nur auf 80000 P. beliefen. Ueberhaupt gehören diese Minen zu der an Silber reichsten Gruppe von ganz Neu-Spanien, wie wir nachmals sehen werden, da sie, im Ganzen genommen, jährlich, nach von Humbolds Zeugniß, zwischen 18 bis 20 Millionen Franken geben; sie wurden nur erst im Jahre 1773 entdeckt.

So reich nun aber auch diese Provinzen an Bergwerken sind, so ist dennoch der Ackerbau hier nicht vernachlässigt; v. Humbold zeigt, wie selbst durch die Bergwerke der Ackerbau umher befördert werde.

Dagegen liegen in den weiter entfernten östlichen Gegenden dieser Intendantschaft, gegen die Freistaaten von Amerika hin, bei den Texas, außerordentliche Strecken unangebauet, höchstens von großen Heerden Bisonten belebt.

Die Provincia di Texas, auf deren größten Theil die Amerikanischen Staaten jetzt Anspruch machen, ward hauptsächlich durch die Reise des Weltumseglers de Pages bekannter.

Dieser beherzte Franzose unternahm um die Mitte des Jahrs 1767 ohne alle Gefährten von Louisiana aus nach Mexico eine Reise von fast 600 französischen Meilen quer durch eine ungeheure Strecke Landes, welches fast nur allein von Wilden bewohnt ist. Er wollte von dieser Hauptstadt Neu-Spaniens nach Acapulco, dem berühmten Hafen des

Südmeers, gehen, um von dort mit den Manilla-Galioten über die Philippinen in die alte Welt zurückzukehren. Dieses große und kühne Unternehmen führte er glücklich aus, und hatte durch seine Rückkehr ins Vaterland die Welt umreist.

Der Theil seiner Reise, der zu unsrer Absicht gehört, ging in einer Pirogue von Neu-Orleans auf dem Missisippi fort; von dort auf dem in diesen einmündenden rothen Fluß. Er eilte von den Nachitoches-Indiern zu den Adaissern, begleitet von einem einzigen Neger, fand aber bei den Indianern eine zwar dürftige, aber redliche Aufnahme. Die Spanier haben auch hier, jedoch sehr einzeln, Missionen und Presidios. Eine ihrer vorzüglichsten Nahrung kommt von indischem Korn. Aus dem Mehle desselben, Pynole genannt, backen die Indianer Tortillas, eine Art sehr dünner, auf Eisenblech gar gemachter Kuchen oder Fladen. Setzt man hiezu noch etwas an der Sonne gedörrtes Ochsenfleisch, so hat man den ganzen Proviant unsers Wanderers.

Die spanischen Soldaten verwildern mit der Zeit beinahe selbst. Diese Beschützer der Missionäre tragen eine Weste ohne Aermel, Beinkleider ohne Naht, die nur durch metallene Knöpfe zusammenhalten, lederne Strümpfe und Schuhe, an welchen das Oberleder in Streife zerschnitten ist, um die Luft frei durchzulassen, beim Reiten einen Mantel wie ein Meßgewand; aber weder Hut noch Hemde. Zu Pferde gleicht ihre ganze Rüstung der eines dürftigen Ritters der Vorzeit. Sie besteht in einem Harnisch von Hirschfellen, einem Schilde, einem langen Haudegen und einem Karabiner; die Sporen ragen über einen halben Fuß hervor und der Fuß ruhet in einem Steigbügel, der aus einem ungeheuern eisernen Kreuze besteht, das gegen 50 Pfund wiegt. Dies ist ihr militairischer Aufzug, in welchem sie gegen die Mecos-Indianer zu Zeiten Streifzüge thun oder die Heerden ihrer wildgewordenen Pferde auffangen; übrigens bringen sie ihr Leben mit dem Spiele hin, erhalten täglich einen Piaster und sind bei aller Dürftigkeit gastfrei.

Die spanischen Pflanzorte liegen aber hier selbst oft auf 250 fr. Meilen aus einander. Wildpret und eine Art kleiner feiger Wölfe sieht man haufenweise in diesen unermeßlichen Wildnissen, die dennoch vom fruchtbarsten Erdreiche bedeckt sind.

Die Tejas, wahrscheinlich die nach Andern sogenannten Ticas, oder Texas, deren weites Gebiet durch den R. Colorado de Texas von N. nach S. getheilt wird, gleichfalls eine wandernde Nation, fand de Pages schön, groß, von nervigtem edlen Bau und gutmüthig. Kühn auf ihren Jagden und gegen den Feind reiten sie fast gänzlich nackt mit größter Festigkeit die wildesten Pferde und feuern auf das

geschickteste im vollen Laufe ihr Gewehr ab. Man setzt hier auf sehr kleinen Flößen, die nur mit den Riemen der Pferde und Maulthiere zusammengebunden sind und durch einen guten Schwimmer fortbewegt werden, über die reißendsten Ströme. Das Land ist schön. In den Waldungen von Kastanien, so wie einer Art Mispeln und vielen andern beträchtlichen Bäumen, zeigt sich gleichfalls jenes flaggenartige Moos (Tillandsia Usneoides), es wird von den Franzosen der Spanierbart genannt; auch findet sich dort der wilde Weinstock. Hier leben in großer Menge wilde Ochsen, Rehe, Bären, wilde Truthühner, Kraniche, nebst vielen andern Vögeln; und die Unbekanntheit mit unserm boshaften Geschlechte macht letztere so traulich, daß selbst weiße Reiher sich ruhig auf die Rücken der Lastthiere setzen.

In St. Antonio (gegen den 30sten Br. Gr. am Flusse Medina) findet man eine Kolonie Spanier aus den kanarischen Inseln. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit der Viehzucht, haben oft mehr als 6000 Stück Vieh, Pferde, Maulthiere, Schafe und Kühe, die fast alle wild umherziehen und sodann durch Schlingen, die die Reiter ihnen um die Beine werfen, eingefangen werden. Für ein Paar Schuh kauft man ein Pferd oder ein Maulthier.

Die hiesigen Missionäre fangen auf ähnliche Weise mit Schlingen die Indianer selbst, führen sie in die Mission, behandeln sie milde, suchen sie zu bekehren, geben ihnen Weiber und bilden auf diese Weise aus ihnen friedfertige Christen.

Die bequemste Art, hier dem Reisenden das Nothwendige zu verschaffen, besteht darin, daß er Leinengeräthe zum Umtausch oder statt Geldes bei sich führt; und diese Indianer bezeugen in ihrem Verkehr Treue und Dienstwilligkeit.

Die weite Fläche von 80 Meilen von St. Antonio bis nach Lareda (Loredo), am Rio Bravo oder Grande, nach dem Missisipi der größte Strom des mexicanischen Busens, hält nur dornige Meskittenwälder und Cactusarten. Von Thieren finden sich hier Mephiten (Stinkthiere, Viverra Vulpecula oder Putorius) und der Aguti (Cavia Aguti), denn dies ist wahrscheinlich das Thier, welches de Pages hier unter dem Namen Tacouagge antraf, und dem Kaninchen der Gestalt und dem Geschmacke nach ähnlich fand; auch trifft man hier die Klapperschlange.

Nur erst nach einem gleich weiten Abstande erreichte unser Reisende die erste spanische Stadt Saltillo. Er hatte die Bergwerke von Sierra und Laiguana zu seiner Linken gelassen und war durch drei Dörfer der Indier gegangen, als er zu seiner Rechten den merkwürdigen Berg Caldera erblickte. Ein steiles, von allen Seiten wie senkrecht ausgehauenes Gebirg, zu dem nur ein einziger kaum zugänglicher Weg führt,

hält auf der flachen abgestumpften Spitze eine schöne, fruchtbare, quellenreiche Ebene. Hierauf bringt man vieles Vieh zur Weide. Der Ertrag davon ist sehr einträglich, und ein einziges Haus, welches jenen Weg einnimmt, macht es den Thieren unmöglich, diesen fruchtbaren Park zu verlassen. Diese Gegend wird von mehreren kleinen Flüssen bewässert; sie sind, was merkwürdig ist, mit einander salzhaltig.

Sartillo oder Saltillo, die erste spanische Stadt von dieser Seite her, gehört zur Intendantschaft Durango, ist gut gebauet, ziemlich groß und reinlich, hat breite Straßen, schöne Kirchen und öffentliche Plätze; sie ist mittelmäßig mit Spaniern und Indiern bevölkert; v. Humbold setzt die Bevölkerung auf 6000. Dieser Ort dient zur Niederlage der rohen Produkte jener wilden Länder, und die Indier tauschen hier gegen Fleisch, Pferde und Felle alles ein, was sie zur Kleidung oder sonstigen Bedürfnissen des Lebens für nöthig halten.

Die Gärten der Stadt liefern Feigen, Trauben, Aepfel, ja die meisten Arten europäischer Früchte, und der Maguey gewährt reichlich ein starkes Getränk.

Der Maguey (Agave americana L. Hexandr. Monogynia), oder die amerikanische Agave, da sie in ihrem Vaterlande, im Mexicanischen, so stark und so vielartig benutzt wird, verdient hier einer genaueren Erwähnung.

Sie ist auch bei uns unter dem Namen der amerikanischen Aloe lange berühmt und auch hinreichend bekannt.

Es gibt mehrere Varietäten der Agave, wovon einige, wegen der Abtheilung der Corolle, der Länge der Staubfäden und der Bildung des Stigma wohl als verschiedene Arten anzusehen wären. Die Agave oder Metl, mit stachlicht-gezähnten Blättern, von welcher hier die Rede ist, darf nicht verwechselt werden mit der Agave odorata, oder Cubensis des Jacquin, welche stachlicht gefranzte Blätter trägt. Die Pflanzungen jener Agave, des Metl, erstrecken sich so weit, als die aztekische (mexicanische) Sprache. Die Völkerschaften der Otamiten, Totonaquen und Misteken bedienen sich aber ihres Safts, des Pulchs, nicht. Auf dem Centralbuckel oder der Hochebene von Neu-Spanien bauet man diese Pflanze kaum nördlich von Salamanca (20° 33′ n. Br.). Die schönsten Pflanzungen fand Humbold südlicher in den Thälern von Toluca und Cholula (Intendantschaft Puebla). Hier entwickelt sie bereits im 8ten Jahre ihren Stamm, so daß schon gleich darauf ihre Ernte anheben kann; sonst hält man eine Pflanzung nur etwa im 15ten Jahre benutzbar. Ein Eigenthümer, der 30 bis 40000 Stämme anbauet, läßt seinen Nachkommen eine reiche Erbschaft. Es gibt unweit Hocotitlan, bei Toluca, Pflanzungen, die 40000 Livr. ein-

tragen, und einzelne Familien von Cholula besitzen Agaven-Pflanzungen zu 1 Million Livres.

In Mexico dient diese schöne große Pflanze zu Befriedigungen und Zäunen; denn sie erreicht dort nicht nur eine sehr beträchtliche Höhe, sondern ihre stachlichten sechs Fuß langen Blätter bilden durch ihre Steifigkeit eine feste Schutzwand, während daß die schönen wohlriechenden gelben Blüthen drei Monat hindurch einen herrlichen Anblick gewähren. Dies ist indeß nur einer ihrer minderen Vortheile. Man verfertigt nämlich aus den wie Hanf gerösteten Blättern Fäden, Garn und Zwirn zu Kleidungsstücken. Der Botaniker Clusius sah davon in Madrid Hemden. Der starke Stengel der Blume dient beim Baue indianischer Häuser als Balken und Sparren, die dürren Blätter als Schindeln und die Spitzen oder Stacheln statt der Nägel. Das Mark der frischen Blätter gibt gekocht eine schmackhafte Speise.

Sein wichtigstes Produkt ist aber stets das Getränk, der Poulchre oder Pulque. Hat nämlich die Agave eine beträchtliche Höhe, dann wird der Stamm da, wo er noch von Blättern umgeben ist, abgehauen. In der dadurch sich bildenden Höhlung fließt eine erstaunliche Masse süß säuerlichen weißlichen Safts zusammen und erzeugt ein geistiges Getränk, welches den Indianern den Wein ersetzt. Aus einer starken Agave erzielt man in 6 Monaten gegen zweitausend Pfund Saft. Diesen schüttet man zur Gährung in einen eigenen Kübel und setzt, um die Gährung zu befördern, ein Kraut, Ocpatli genannt, hinzu. Dieser Aloewein oder Pulque ist minder berauschend, harntreibend und dient als Heilmittel gegen heftige Diarrhöen. Es ist aber die Konsumtion davon in der Hauptstadt erstaunlich groß. Im Jahre 1774 wurden 63 Millionen und 800tausend römische Pfunde verbraucht; und die jährliche Accise beträgt anietzt im Durchschnitt auf 800tausend Piaster, dennoch wird sehr viel Pulque heimlich eingeführt.

Nach dieser genauern Bekanntschaft mit einem, den dortigen Bewohnern so wichtigen Erzeugniß, gehen wir in Auseinandersetzung der Intendantschaft St. Luis de Potosi und der übrigen Theile Neu-Spaniens weiter.

Die bedeutendsten Orte dieser Intendantschaft sind folgende:

Die Residenz des Gouvernements St. Luis de Potosi, am westlichen Ufer des Panuco; sie hat 12000 Einwohner.

Nuevo St. Ander, Hauptstadt der Provinz dieses Namens; die Barre hindert hier das Einlaufen der Schiffe, und hiemit den Handel. Diese Provinz ist überhaupt sehr unfruchtbar; man kauft sogar Ländereien von 10 bis 12 Qua-

dratmeilen (lieues) von fruchtbarem Erdreich zu 2 bis 3 Piaster.

Die Ortschaft Catorce ist begreiflich wegen jener reichen Minen wichtig; in Montery ist der Sitz des Bisthums, und St. Antonio de Bejas, der Sitz der Mission unter den Tejas, haben wir so eben durch de Pages, als einen wichtigen Ort für diese Völker, kennen lernen; sie heißt, als Hauptstadt für diese Provinz, St. Antonio de Begar.

Die beiden benachbarten Intendantschaften Zacatecas und Guanaxuato gehören ebenfalls dem großen Bergrücken an, welcher ganz Neu-Spanien durchläuft. Die Arealgröße der ersten beträgt 2555 Quadratmeilen (lieues) und hierauf eine Bevölkerung von 153000 Menschen, von Guanaxuato aber nur 911 Quadratmeilen, dagegen eine Bevölkerung von 517300 Menschen.

Die Höhe des Erdbuckels der ersten setzt v. Humbold über 6000, und von Guanaxuato fand er den höchsten Punkt sogar auf mehr als 8445 Fuß.

Beide Intendantschaften muß man unter die reichsten Bergländer der bekannten Erde rechnen. Das Minenland von Zacatecas besteht hauptsächlich aus Sienit, auf welchem dann Schiefer von der ersten Bildung und schiefrigter Chlorit ruhet. Der Reichthum des aus dortigen Minen gewonnenen Silbers betrug von 1785 bis 1789 1,205000 Mark.

Uebrigens ist die Intendantschaft Zacatecas ein unwirthsames, gebirgigtes Land von rauher Luft. Unweit der Hauptstadt gleiches Namens, die wegen der vielen reichen, umhergelegenen Minen 33000 Einwohner hält, finden sich fünf kleine Salzseen, worin sehr viel kohlensaures Alcali (carbonate de soude), und da dieß bei der Schmelzung von Glaserz und anderm mit Schwefel mineralisirten Silber sehr wichtig ist, so hat der Advocat Garces von Zacatecas bereits seine Landsleute hierauf aufmerksam gemacht. Bei den alten Mexicanern ward dieß Tequixquilit genannt, und Hr. von Humbold behauptet, der große Buckel Asiens (Tibet) sey nicht reicher an solchem Alcali, als diese hohe Gegend von Mexico.

Ein merkwürdiger Ort dieser Intendantsch. ist noch Sombrerete, als Sitz einer Deputation des Bergwesens. Die Mine Veta Neyra de Sombrerete hat eine größere Ergiebigkeit von Silber dargeboten, als irgend eine der gesammten Erde. Man rechnet in dieser Intendantschaft außerdem noch viele sehr ergiebige Silberminen.

Die anjetzt bevölkerteste Intendantschaft Guanaxuato ward anfänglich, nach der Ankunft der Spanier, und nach Vertreibung mehrerer hier hausender nomadischer Völker-

stämme, hauptsächlich durch ihren Anbau wichtiger als durch ihre Minen.

Anjetzt übertrifft sie dagegen in letzterer Rücksicht alles, was wir auf der Erde von metallreichen Ländern kennen. Man erzielt aber hier, außer dem Silber, eine sehr ansehnliche Quantität Goldes.

Die Hauptresultate, welche uns v. Humbold über die hiesigen Silberminen nach einer genauen Tabelle mitgetheilt hat, bestehen etwa aus Folgendem:

	Werth des Goldes und Silbers.	Mittelwerth des einzelnen Jahrs.	Mittelwerth in Mark.
von 1766 — 1775	30,320503 Piaster.	3,032050 Piaster.	342241 Mark.
von 1776 — 1785	46,692863 —	4,669286 —	523121 —
von 1786 — 1795	48,682662 —	4,868266 —	560936 —
von 1796 — 1803	39,306117 —	4,913265 —	551319 —

Daß hiebei das Gold selbst von beträchtlichem Werth ist, ergibt sich aus einer genauern Tabelle, worin für jedes einzelne Jahr das Gold vom Silber abgesondert angezeigt wird, wie beides, sowohl durch den Amalgamations- als Schmelzprozeß, erhalten ist. Das Gold wird dort nach Castellanos, Tomines und Grane gerechnet. Eine Mark Gold hält 50 Castellanos, und ein Castell. 400 Tomines oder 4800 Gran. In jener Tabelle kommen nun einzelne Jahre, z. B. 1798, vor, in welchen durch Amalgamation 92074 und 34393 Castell. oder zusammen beinahe 2530 Mark Gold gewonnen waren, außer der großen Silbermasse von 104048 Mark.

Diese für jedes einzelne Jahr von 1766 bis 1803 beigebrachte Tabelle beweist, daß der Distrikt der Minen von Guanaxuato in 38 Jahren 165 Millionen Piaster eingebracht habe, die Mark Silber zu $8\frac{1}{2}$ Piaster und die Mark Goldes zu 136 Piaster gerechnet, und daß von 1786 bis 1803 ein Mitteljahr 556000 Mark Silber abwarf, also 4727000 Piaster, während daß alle Minen von Ungarn und Siebenbürgen zusammen genommen nur 85000 Mark Ausbeute geben (v. Humbold).

Das Gestein, worin diese reichen Gänge der edlen Metalle belegen sind, besteht zuerst aus Thonschiefer, welcher auf Granit ruhet. Hr. v. Humbold hält ihn für Schiefer von der ersten Bildung; er ist grau schwärzlich, und wird von einer Menge kleiner Quarzgänge durchschnitten, welche in großer Tiefe in Talkschiefer und schiefrigten Chlorit übergehen.

Auf dem Thonschiefer ruhen zwei Steinarten von sehr verschiedener Bildung, nämlich Porphyr, und alter Sandstein; jener zeigt sich in den Höhen oft unter sonderbarer, giganti-

scher Gestalt, und wechselt seiner Natur nach ab; letzterer nimmt die Schluchten und minder erhabene Gegenden ein.

Als Merkwürdigkeit des Bodens von Guanaxuato erwähnen wir hier noch der warmen Wasserquellen bei St. Josef de Comangillas. Sie entspringen in einer basaltischen Breccie und ihre Hitze fand v. Humbold auf 96° 3′ des hunderttheiligen Thermometers.

In dem Gebiet dieser reichsten Intendantschaft finden sich 3 Städte, 4 Villas, 37 Dorfschaften und 448 Meierhöfe.

Die Hauptstadt Guanaxuato, welche von den Spaniern 1554 zu erbauen angefangen, ist an ihrem höchsten Punkte über 6939 Fuß hoch gelegen. Im Jahre 1803 bestand ihre Bevölkerung aus 41000 Köpfen innerhalb der Mauern der Stadt selbst und aus 29600, welche in der umherliegenden Gegend beschäftigt waren; hierunter fanden sich 4500 Indier.

Die Stadt Celaya ist in den neuern Zeiten wegen ihrer schönen Kirche berühmt; die Ortschaft St. Miguel el Grande aber durch die Baumwollenarbeiten ihrer Einwohner, und Villa de Leon wegen des reichen Kornbaues.

Die angränzende große Küsten-Provinz des Südmeers, die Intendantschaft Guadalaxara, enthält auf 9612 Quadratmeilen (lieues) 630500 Menschen, und die Länge ihrer Küsten beträgt 123 solcher Meilen.

In Osten ist sie an das hohe Kettengebirge angelehnt, und nimmt selbst noch einen Theil davon ein.

Auch gibt es einzelne ansehnliche Gebirge, unter welchen der Volkan von Colima, der westlichste aller Feuerberge Neu-Spaniens, zuweilen mit Schnee bedeckt ist, obgleich nur unter einer Breite von etwa $18\frac{3}{4}$ Graden, welches auch beinahe die südliche Gränze der Intendantschaft selbst ist, von wo sie bis gegen 23° 39′ nach Sonora hinauf steigt.

Von Flüssen ist besonders der R. Grande de St. Jago wichtig. Er entspringt, der Karte nach, in dem Gebirge im Rücken von Mexico, unter dem Namen R. Lerma, läuft so fort nach Osten zu dem See Chapala, den er im Norden berührt; von dort steigt er gegen Norden und endigt sich, nachdem er sich bogenförmig gegen Süden herabgesenkt hat, mit ansehnlicher Mündung beim Hafen von St. Blas im Südmeere. Er kann, bei steigender Kultur und Anbau, ein wichtiger Handelskanal werden (v. Humb.).

Diese Intendantschaft hat 2 Städte, 6 Villas (Flecken) und 322 Dörfer. Die Hauptstadt Guadalaxara, worin der Sitz des Bischofs und der Gerichte sich befindet, hält 19500 Menschen; die Hafenstadt St. Blas hat ein so heißes und schlechtes Klima, daß die Bedienten des See-Departements sich in ihrer Nähe in der kleinen Stadt Tepec, auf einer Höhe gelegen, aufhalten.

Südlich wird von dieser Intend. durch den Rio Grande geschieden die Intendantschaft Valladolid, im Lande gewöhnlich Michuacan genannt, ebenfalls eine Küsten-Provinz des großen Oceans. Sie wird hier und in Osten von den wichtigsten Intend. Mexico's begränzt. Auf 3446 Quadratmeilen (lieues) hält sie 376400 Bewohner. In Westen, am Abhange der Cordilleren gelegen, bietet sie durch ihre schönen Thäler dem Auge ein, für ihre warme Lage, seltnes Schauspiel von großen, schön bewässerten Wiesen dar; nur wenn man von den Höhen bei Ario herabsteigt, ist das Klima so ungesund, daß sich gegen die Küste hin böse Fieber zeigen.

In dieser Provinz sahe man im Jahre 1759 das wichtige Phänomen eines ansehnlichen, gleichsam vor unsern Augen hervorwachsenden Volkans.

Bereits seit dem Junius 1759 hatte man in den mit Zuckerrohr und Indigo reich angebaueten, zwischen zwei Bächen gelegenen Feldern, westlich von Aquasarco, ein unterirdisches Getöse vernommen, als plötzlich in der Nacht vom 28sten zum 29sten September das große Land, Malpays genannt, mit einem furchtbaren Krachen sich, gleich einer Blase, in die Höhe hob. Die auf die Gebirge geflüchteten Einwohner sahen, wie nun in das Weite von mehr als einer halben Meile die Erde Flammen blies, und glühende Felsenstücke auf eine große Höhe weit fortschleuderte. Jene Bäche stürzten sich in die glühenden Oeffnungen und vergrößerten hiedurch den Kampf der Elemente. Große Massen schlammigter Erde und Thonlagen wurden in die Höhe geworfen, tausend kleinere Feuermündungen spieen Flammen von sich und erhoben das ganze umherliegende Gebiet. Umgeben von mehr als tausend kleinen dampfenden Kegeln stiegen sechs große brennende Erdhügel hervor; jetzt ist nun unter ihnen der heutige Volkan von Jorullo oder Xorullo der höchste. Er trat, mit Lava und Asche bedeckt, 1551 Fuß über die umliegende Ebene, über das Meer aber 3708 Fuß empor, und seine Ausbrüche dauerten noch häufig und heftig ein Jahr lang fort und haben sich nur erst nachmals minder gezeigt. Hier entstand also, nur in einem weit größern Styl, ein Volkan wie der Monte nuovo unweit Neapel, der noch jetzt den Einwohnern furchtbar ist, da selbst viele Jahre darnach die umliegende Landschaft vor Hitze unbewohnbar blieb. Unser berühmter Landsmann ist nebst seinem Gefährten, dem Hrn. Bonpland, in den Krater hinabgestiegen, und fand die dortige Luft reichlich mit Kohlensäure geschwängert.

Diese merkwürdige Geburt eines ansehnlichen Volkans hat der Pater Raphael Landivar, aus Guatimala gebürtig, in einem lateinischen Gedicht besungen.

Die Indianer, welche noch den ganzen mittägigen Theil

der Intendantschaft bewohnen, bestehen aus drei verschiedenen Völkerschaften, aus den Tarasken, die schon im 16ten Jahrhundert wegen ihrer sanften Sitten, ihrer reichen und harmonischen Sprache, und ihrer mechanischen Kunstfertigkeiten bekannt waren, 2) den Otomiten, ein Stamm, der selbst jetzt noch in der Kultur weit zurücksteht, und eine Sprache redet, voll von Kehl- und Nasentönen; 3) den Chimiquen, welche die alte mexicanische Sprache behalten haben. Man trifft in diesen mittägigen Provinzen keinen andern Weißen als die Seelsorger, und ihre Besoldungen sind so gering, daß es schwer hält, Männer zu diesen Stellen zu finden, in einem Lande, wo das Spanische kaum gehört wird.

Die wichtigsten Ortschaften sind: die Hauptstadt Valladolid de Michoacan, der Sitz des Bischofs, in dem herrlichsten Klima, unter 19° 42′ der Breite, auf einer Höhe von etwas über 5850 Fuß, wo selbst bisweilen Schnee fällt. Eine Wasserleitung, welche der Bischof Fr. Antonio de St. Miguel mit einer halben Million Livr. auf seine Kosten hat erbauen lassen, versieht die 18000 Einwohner mit trinkbarem Wasser.

Pascuaro, an dem reizenden See gleiches Namens gelegen, hält 6000 Menschen, und ist durch den edlen Bischof Vasco de Quiroga berühmt, der für die Tarasken, durch Ermunterung zum Fleiß und Sittlichkeit, ein zweiter las Casas.

Der dritte Ort, Tzintzontzan, ist nur deshalb merkwürdig, weil er die ehemalige Hauptstadt, Huitzizilla, von ganz Michoacan war; jetzt hat er nur 2500 Einwohner. Bedeutende Minen finden sich in dieser Intendantschaft hauptsächlich viere.

Jetzt kommen wir zu der wichtigsten, und zugleich benachbarten Intendantschaft, zu der von Mexico, vormals Anahuac.

Diese große Landschaft von 5927 Quadratmeilen (lieues) ist gänzlich unter der heißen Zone gelegen. Sie hebt in Süden mit 16° 34′ n. Br. am Südmeere an, und läuft quer in der Richtung von Nordost bis 21° 57′ Br. hinauf. Ihre größte Erstreckung beträgt 136 Meilen (lieues); längs dem Südmeere hat sie die größte Breite. Vom Hafen Zacatula bis gegen das Gebirge Chilpanzinga beträgt sie 92 Meilen. Nur ein Erdstrich von 9 Meilen versagt ihr in Norden das atlantische Meer.

Ueber zwei Drittel des gesammten Landes sind gebirgig; hierunter gibt es große Erdbuckel, von 6000 bis gegen 10000 Fuß Höhe; einige derselben haben Flächen von 50 Meilen in der Länge, bei einer Breite von 10 Meilen. Das höchste Gebirge, der vormalige Volkan Nevado de Toluco, erreicht die Schneelinie und ist 8100 Fuß hoch. Dieses in einer frucht-

baren Ebene gelegene Porphyrgebirge verliert indeß den Schnee in den Regenmonaten September und Oktober.

Der merkwürdigste Theil dieser Intendantschaft ist die Stadt und das Thal von Mexico selbst; nach diesem darf man den Hafen von Acapulco nennen.

Das Thal von Mexico ist im Mittelpunct der Cordilleren von Anahuac auf dem Rücken von Porphyr und basaltischem Mandelsteingebirge 6831 Fuß hoch gelegen, und durch höhere Gebirge von eben dieser Natur umkränzt. Es ist von eiförmiger Gestalt, hält über 244 Quadratmeilen (lieues), und der Umfang, nach dem Kranze der umgebenden Höhen gemessen, beträgt 67 Meilen. Diese Bergmauer ist im Süden am höchsten, durch die beiden Volkane, Popocatepetl von 16626 Fuß, und Iztaccihuatl 14730 Fuß, und den Berg Mecameca 7644 Fuß Höhe.

Mitten in diesem großen Thale zeigen sich 5 Seen oder Lagunen, wovon nur der nördlichste, der See von Zumpango, von geringer Größe ist, dahingegen die übrigen ansehnlich sind. Der größte unter ihnen, der von Tezcuco, der nächste Nachbar der Hauptstadt, nimmt 1010 Quadratmeilen (lieues) ein, mit ihm aber betragen die vier übrigen, die Seen Xochimilco und Chalco, ferner St. Cristobal und Zumpango nur 22 Quadratmeilen. Der von Cristobal und Chalco enthalten jeder zwei Inseln. Der salzigste von allen ist der am stärksten mit Seesalz und Mineral-Alkali (Muriate de soude) geschwängerte; der See Xochimilco, wenn gleich von diesem nur durch eine schmale Erdzunge geschieden, hat das reinste, frischeste Wasser, welches auch deshalb durch einen Kanal in die Stadt geleitet wird. Die große Quantität von geschwefeltem Wasserstoffgas, welches sich aus dem See Tezcuco stets entwickelt, macht das Thal von Mexico oftmals ungesund, indeß sind dennoch die intermittirenden Fieber in den Umgebungen des Sees sehr selten.

Dieser größte See hat an Umfang beträchtlich abgenommen, und dieß ist die Ursache, warum die Stadt Mexico, vormals an und zum Theil in ihm, anjetzt 13500 Fuß weit von ihm nordwestlich und zwischen dem See Xochimilco gelegen ist, wenn gleich auf eben demselben Fleck, wo das alte Mexico oder Temochtitlan stand.

Der erstaunlichen Ausdünstung wird hauptsächlich diese Abnahme oder das Zurückziehn des Sees zugeschrieben. Denn übrigens sammelt sich alles Gewässer, das von dem Gebirgskranze in mehr als zwölf Flüssen herabströmt, innerhalb des Thals von Mexico; nur der einzige Bach Tequisquiach ergießt sich nördlich in den Fluß Tula, der die Einfassung durchbricht, und viere derselben ergießen sich sogar in den See Tezcuco selbst. In dem Thale von Mexico finden sich eben

falls Mineralwasser, nämlich die von N. Dame de la Guadaloupe und bei Penon de los Banos (Felsen der Bäder), hier sind bequeme und heilsame Bäder zugerichtet, auch bereiten die Eingebornen Salz, und diese Saline war bereits zur Zeit des Motezuma vorhanden.

Die Lage der Hauptstadt innerhalb des Thales, die fünf neben ihr darin gelegenen Seen, und die von der Gebirgseinfassung dahinabströmenden Gewässer, machen es bereits begreiflich, wie die Stadt bei irgend einer starken Zunahme der Wasser in Gefahr kommen mußte, überschwemmt zu werden. Mexico ist aber nach genauem Nivelliren kaum so hoch gelegen, als der ihr zunächst stehende größte See Tezcuco, nur der große Platz (Plaza Major) der Stadt steht gegen 4 Fuß höher, dahingegen die übrigen beträchtlichen Seen weit über den Wasserstand von Mexico erhoben liegen: so liegt der See von Cristobal beinahe 8, der von Zumpang gar gegen 22 Fuß über den höchsten Punct von Mexico. Diese Erhebung der Seen nimmt aber durch die von den Gebirgsflüssen hinein geführte schlammigte Erde jährlich zu. Wenn daher Mexico bereits in frühern Zeiten der Aztekischen Kaiser großen Ueberschwemmungen ausgesetzt war, und man damals diese Gefahr theils durch Dämme, theils dadurch zu vermindern suchte, daß man die Häuser auf Holzpfeiler erbauete, ohne dennoch hiedurch der Stadt Sicherheit zu verschaffen, so mußte man auf zweckmäßigere Mittel, auf Ableitungskanäle bedacht seyn, um diesen Unglücksfällen zuvorzukommen. Da man die Anschwellungen des nördlichen Flusses Guantitlan durch sein Ergießen in den Zumpango, der über 21 Fuß höher als Mexico gelegen ist, und mit dem See Cristobal in Verbindung steht, als die Hauptursache der Ueberschwemmungen ansieht, so machte ein talentvoller Ingenieur-Geograph, Heinrich Martins (Enrico Martinez), der Sage nach ein Deutscher oder Niederländer, obgleich in Spanien erzogen, im Jahre 1607 den Vorschlag, vermittelst eines, durch den Nochistongo des Gebirges Sincoq geführten unterirdischen Kanals den Gewässern jenes Flusses Guantitlan eine andere Richtung zu geben, so daß dann diese in den größern Fluß Tula, und durch ihn zum atlantischen Meere abgeleitet würden.

Nach eilfmonatlicher Arbeit war im Jahr 1608 nun der Kanal, der Desague de Huehueteca (da er an letzterm Orte in den Fluß tritt) bereits so weit gediehen, daß Martinez den Vicekönig und den Erzbischof einladen konnte, dort das Wasser des Sees Zumpango und des Flusses Guantitlan unterirdisch in den größern Fluß fließen zu sehen. Dieses bewundernswürdige Werk, die unterirdische Gallerie, war damals schon so beträchtlich, daß der Vicekönig darin 6000

Fuß lang zu Pferde machen konnte. Nachmals ist indeß dieß alles um sehr vieles verbessert und vergrößert, besonders durch die in den Jahren 1796 von D. Cosmo Mier und 1798 von Castera hinzugefügten Kanäle aus den Seen Zumpango und Cristobal. Es bot sich auf die Weise, seit 1804, ein Monument menschlicher Talente der neuen Welt dar, welches sich fast mit jedem ihm ähnlichen der alten Halbkugel messen darf.

Der Kanal ist 4¾ Meilen (lieues) lang und hievon ist ⅛ in den Hügel von Nochistongo, östlich des Cerro di Sincoq zu einer großen Tiefe, bei dem letzten sogar von mehr als 90 Toisen, unterirdisch geschnitten.

Vom Jahre 1608 bis 1804 betrugen die Kosten dieses bewundernswürdigen Werkes 6200000 Piaster *). Dadurch ist nun aber auch die Hauptstadt vor der Verheerung durch große Ueberschwemmungen größtentheils gesichert, denn die beiden Seen Zumpango und Cristobal sind nicht nur auf engere Gränzen beschränkt, sondern man hat sie auch verhindert, ihre Gewässer nicht mehr bei Regenzeit in den der Stadt nächsten See Tezcuco fließen zu lassen.

Bei allen diesen Kosten scheint dennoch Mexico so lange noch nicht ganz sicher vor Ueberschwemmung zu seyn, bis ein eigener Ableitungskanal durch den See Tezcuco geführt seyn wird.

Die Stadt Mexico, Hauptstadt von ganz Neu-Spanien, ist nun an dem kleinen Flusse oder Verbindungs-Kanal der beiden Seen Tezcuco und Xochimilco gelegen; nach der neuesten Ortsbestimmung liegt die Hauptkirche unter 19° 27′ 57″ n. Br. und 101° 25′ 20″ w. von Paris. Die Stadt bildet ein Quadrat, wovon jede Seite 8250 Fuß beträgt.

Die Breite und Regelmäßigkeit ihrer Gassen und ihrer großen Pläze, nebst der Schönheit der Gebäude, macht einen so herrlichen Eindruck, daß Hr. v. Humbold, der seit nicht sehr langer Zeit hinter einander Neapel, Rom, Paris, die großen Städte Deutschlands, ferner Philadelphia, Washington und Lima gesehen hatte, sie diesen mit einander vorzieht.

Die große Ausdehnung der Stadt verursacht, daß man die sonst beträchtliche Bevölkerung von 137000 Einwohnern nicht sehr bemerkt. Die Bauart ist größtentheils in einem schönen Styl; die Gebäude sind nicht zu sehr mit Zierrathen überladen. Die beiden Steinarten, der poröse Mandelstein (Tetzoutli), und ein Porphyr mit glasigtem Feldspath, geben ihnen ein solides Ansehn. Die Dächer sind, wie in Italien, flach. Die Balustraden sind von Eisen, mit bronzenen Verzierungen.

---

*) Man erhält einen sehr richtigen Begriff von dem Ganzen durch die beiden trefflichen Karten des v. Humboldischen Atlasses No. 3. und besonders No. 15.

Folgende Gebäude zeichnen sich als vorzüglich sehenswerth aus: 1) Die Hauptkirche, zwar im gothischen Styl, jedoch mit schönen Pfeilern und Statuen geziert. 2) Die Münze, zum Palast des Vicekönigs gehörend; seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts sind von dort aus 6000 Millionen an edlen Metallen vermünzt. 3) Die Klöster, besonders das der Franziskaner. Es hat eine jährliche Rente von ½ Million Livres, und ist gerade auf demselben Fleck erbaut, wo vormals der Tempel des Kriegsgottes der alten Mexicaner, des Huitzilipochtli (daher unrichtig Vitzliputzli), stand. 4) Das Hospitium für unvermögende Kinder und Alte; es werden darin überhaupt 1400 Personen ernährt, vermittelst der Einnahme von 250000 Livres, und des neuerlich von einem reichen Handelsmanne ihm zugefallenen Legats von 6 Millionen Livr. 5) L'Accordada, ansehnliche Gefängnisse, enthalten gegen 1200 Menschen, hierunter viele unglückliche Contrebandiers. 6) Die Bergakademie; hierin treffliche Sammlungen für Physik, Mechanik und Mineralogie. 7) Der botanische Garten, in einem Theile von des Vicekönigs Palast, zwar nicht sehr groß, aber sehr reich an seltnen und merkwürdigen Pflanzen für Technologie und Handel. 8) Die Gebäude der Universität und der öffentlichen Bibliothek. 9) Die Akademie der schönen Künste; hierin eine vorzügliche Sammlung von Gipsabgüssen der Antiken. 10) Die Statue zu Pferde vom König Carl IV., auf dem Plaza Major, nebst dem Grabmonument, welches der Herzog von Monteleone dem berühmten Cortez hat setzen lassen. Mit Recht, und zur Unehre der Menschheit ist, nach Humbolds richtiger Bemerkung, von Patagonien an bis zum Norden von Amerika, nirgend ein Monument für den wahrhaft großen Columbus!

Bereits aus den hier zuletzt angeführten Gebäuden läßt sich einigermaßen auf den Grad der dortigen Kultur schließen. Europa erstaunt, wie hier in der Neuen Welt wissenschaftliche Anstalten hervorgegangen sind, die sich selbst den ihnen gleichnamigen der am höchsten kultivirten Länder der Alten Welt gleichstellen dürfen.

Die beiden Institute, die Akademie der Künste (Academia de los Nobles Artes de Mexico) und die Bergakademie haben das vorzüglichste Verdienst um die Erweiterung und Eingriffe der Wissenschaften in das praktische Leben. Man wundert sich, sagt Humbold, die Meisterstücke des Alterthums mit unglaublichen Schwierigkeiten und den Kosten von mehr als 200000 Livr. hier in der Neuen Welt, über das Gebirge geführt, auf einer Erhabenheit wohlbehalten und schön vorzufinden, welche die Höhe des Klosters St. Bernhard unserer Alpen übertrifft. Die jährliche Einnahme dieser Aka-

demie steigt auf 125000 Livr., wovon die Regierung 60, das Corps der Bergleute 25, und die Kaufmannschaft 15000 erlegt. Diesem Aufwande entspricht aber auch ihr Nutzen. Ohne selbst die dadurch verbreitete Verfeinerung und Humanität überhaupt in Anschlag zu bringen, verdankt man diesem Institut hauptsächlich sowohl die Schönheit und Regelmäßigkeit der Gebäude, als besonders ihre große häusliche Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit. Die Anlagen aller nützlichen Art haben sich durch sie verbessert, wie auch ebenfalls die Erleuchtung in und außerhalb der Wohnungen.

In dieser Akademie wird der Unterricht umsonst ertheilt, durch sie ist daher eine Mischung der Stände, eine Nacheiferung unter allen, welche sich den schönen Künsten gewidmet haben, entstanden. Als Zeichner, Bildhauer, Architekten, Dekoratoren hat sich eine bedeutende Menge der Bevölkerung der Hauptstadt besser als vormals ernährt, und die ungeheuern, auf einzelne Familien angehäuften Geldmassen werden auf die Weise in hundertfältige Kanäle geleitet, und sind dem Ganzen weit heilsamer, menschenernährender geworden.

Indeß sind selbst diese, wenn gleich bedeutende Vortheile, noch beträchtlich von denen übertroffen, welche die Bergakademie oder Bergwerksschule dem Staate gewährt. Sie verdankt ihren Ursprung dem berühmten D. Joach. Velasquez Cardenas y Leon. Dieser außerordentliche Mann verdient näher gekannt zu werden, da er zugleich die Creolen gegen die Unbilligkeit des sarcastischen Verächters der Amerikaner (Paw) schützt, und beweiset, daß das dortige Klima ebenfalls treffliche Talente zu erzeugen fähig ist. Er war in einem Meierhofe unweit des Dorfes Tizicapan geboren. Sein erster Lehrer, ein Indier von vorzüglichen Gaben, brachte ihm, nebst den indischen Sprachen, die Kenntniß der Geschichte und Mythologie von Mexico bei. Als er nachmals in das Tridentinische Collegium der Hauptstadt kam, studirte er, bei seiner Dürftigkeit fast gänzlich durch anhaltenden Eifer und Genie unterstützt, die Mathematik und die alten Sprachen. Er war glücklich genug, Newton's und Bacon's Werke zu bekommen, und nur allein sein seltner Kopf und eiserner Fleiß machten ihm diese großen Männer verständlich.

Sein hiedurch geweckter Trieb zur Astronomie vermochte es nur, den Mangel an allen praktischen Hülfsmitteln zu überwältigen. Er schuf sich, wie unser Tobias Mayer, selbst einen Quadranten und schliff, mit Hülfe seines Freundes Guadalaxara, (jetzigen Lehrers der Mathematik an der Akademie der Künste) Fernröhre. Was ihm nur irgend sein einträgliches Amt eines Sachwalters erlaubte, verwendete er nun auf Instrumente, und nachdem er als Professor der Mathematik Gelegenheit zu einer Reise nach Californien erhielt, so

war er es und nicht Chappé d'Auteroche, der zuerst bemerkte, wie alle Karten durch einen sehr beträchtlichen Fehler seit Jahrhunderten Amerika um mehrere Grade zu weit nach Westen hinaus legten. Der franz. Astronom Chappé d'Auteroche, welcher 1769 dort unsern Velasquez vorfand, bestätigte dieß, und bestimmte St. Joseph an der Südspitze der Halbinsel drei ganzer Grade östlicher, als man es bisher angenommen hatte.

Wie wichtig ist die Entdeckung dieses Irrthums für die Erdkunde! Wie manches Schiff mag bereits, durch die vormalige unrichtige Angabe verleitet, an Felsen und Riefen gescheitert seyn!

Durch Velasquez Bestimmungen, verbunden mit denen der Astronomen Doz und Chappé, legt v. Humbold diesen Punkt Californiens unter 23° 3′ 25″ n. Br. und 112° 3′ 25″ westl. von Paris.

Im Jahre 1773 unternahm Velasquez eine große geodetische Arbeit von Neu-Spanien. Er bereiste hiezu den größten Theil des ganzen Reichs, und Hr. von Humbold gedenkt der Benutzung dieser Arbeit mit Dank; auch leistete er bei den Arbeiten des großen Ableitungskanals (Desague de Huehueteca) sehr wesentliche Dienste.

Das, wofür ihm indeß das Vaterland am mehrsten verbunden seyn muß, bleibt stets die Einrichtung der Bergwerksschule; er war 1786 der Direktor des Tribunal de Mineria, und endigte als solcher am 6ten März dieses Jahrs seine ruhmvolle Laufbahn.

Durch dieses Institut werden aber zugleich fast alle Grundlehren der Naturwissenschaften verbreitet. Ein vorzügliches Laboratorium dient zur Auseinandersetzung der neueren Chemie, so wie ein ansehnliches Mineralienkabinet unsers trefflichen Werners Mineralogie dort eingeführt hat. Endlich wird hier die eigentliche Physik und Mathematik in ihren wichtigsten, und selbst in ihren höhern Zweigen auf das gründlichste gelehrt, und durch einen vorzüglichen Apparat von Instrumenten unterstützt.

Da aber die Botanik hier nicht wohl ihren Sitz haben kann, so füllt der zuvor angezeigte königliche, reichlich ausgesteuerte, botanische Garten auch diesen Theil der Naturkenntnisse aus.

Für jedes dieser Fächer hat man vorzügliche Lehrer gewählt, es hält mithin dieser Theil der Neuen Welt bereits seit mehr als zehn Jahren fast gleichen Schritt in allen Fächern der nützlichsten Aufklärung mit den am höchsten kultivirten Ländern von Europa.

Dieß alles muß denn nothwendig in die den hiesigen Landen wichtigsten technologischen Arbeiten tief eingreifen. Und da die Natur hier einen so unerschöpflichen Reichthum edler Metalle darbietet, so hat sich die Bearbeitung und Benutzung

der Erze, besonders seit der Rückkunft des Don Fausto de Elhuyar (eines der echten Schüler der berühmten Freybergischen Bergakademie) zu einer noch größern Höhe erhoben, indem sowohl die beiden Arten des Processes, nämlich die Schmelzung als die Amalgamation, als auch der Bau und die Mechanik der Minen verbessert worden sind, wenn gleich, so wie überall, der Bergmann nur mit großer Mühe von seinen alten Gewohnheiten und Herkommen zurück zu bringen ist.

Uebrigens ist die Methode der Amalgamation, in Rücksicht der Quantität des dadurch erzielten Silbers, stets die vorherrschende; es wird nämlich dort dadurch im Allgemeinen $3\frac{1}{2}$ mal so viel Silber erzielt, als durch die Schmelzung. Die Angabe der Masse der in Neu-Spanien gewonnenen Metalle wird weiterhin bei der Anzeige der Landesprodukte überhaupt ihren Platz finden.

Mexico selbst hat beträchtliche Glas- und Seifenfabriken, wovon das natürliche Alkali der dortigen Gegenden eine der Grundlagen darbietet. Ebenfalls findet sich nur drei Meilen von dort, zu St. Fe, die große Pulverfabrik, ohne der übrigen minder bedeutenden Manufakturen der Hauptstadt zu gedenken.

Von Fabrikanten zählte man im Jahre 1790 in der Stadt auf 1474, und Handwerker 8157; dagegen nur 40 Bergleute.

Eine der wichtigsten Anstalten sowohl für das ganze Reich, als besonders für die Hauptstadt, bleibt stets die Münze, und die dazu gehörigen Einrichtungen. Sie enthält 10 Plättmühlen (coupoirs), 9 Ajustagebanken, 20 Maschinen zum Rändern, eben so viel Druckwerke zum Stempeln, und 5 Amalgamationsmühlen. Ein Druckwerk schlägt binnen 10 Stunden über 15000 Piaster, man vermünzt daher in 14 Tagen 14 bis 15000 Mark Silber. Der gesammte Werth alles im Jahre 1796 geschlagenen Metalls belief sich auf 25,644566 Piaster, hierunter waren an Golde für 1,297794 Piaster. Zum Vergleich stellt v. Humbold das in Frankreich vermünzte Metall dagegen auf; nämlich von 1726 bis 1780 war in allen Münzen Frankreichs vermünzt für 2446 Mill. 700 Livr., in der Münze der Stadt Mexico allein für 3364 Million. 138060 Livr. Man bedenke, daß in Lima noch mehr ausgemünzt wird, als in Mexico *).

Da die Stadt Mexico der Mittelpunkt der ungeheuern Schätze Neu-Spaniens ist, da ferner mehrere der reichsten Minen einzelnen Familien eigenthümlich gehören, so muß nicht nur der Verbrauch der edlen Metalle, ja ihre Verschwendung hier eben so groß seyn, als der Unterschied der Vermögensumstände der Privatpersonen.

*) M. s. w. unten den Totalwerth alles Geldes der Neuen Welt.

Die Masse edler Metalle, welche in den Jahren von 1798 bis 1802 zu Mexico in Geräthschaft aller Art und Form verarbeitet wurde, belief sich, nach einem Mitteljahre gerechnet, jährlich auf 385 Mark Gold und 26803 Mark Silber. In den letztern Jahren wurden dort Silberservice zu 150 bis 200000 Livres geliefert, welche an Schönheit und Eleganz mit allen ähnlichen in unserm Europa sich vergleichen ließen.

Ebenfalls zeigt sich der Luxus sowohl bei den Kirchen, als bei den Bedürfnissen der Privatleute. Man verfertigt die trefflichsten Candelabern von vergoldeter Bronze zu sehr hohen Preisen, und wenn gleich mehrere der schönsten Kutschen noch englischen Ursprungs sind, so bauet man dennoch ähnliche bereits in Mexico selbst. Die Ebenisten zeigen ebenfalls vorzügliche Geschicklichkeit in den Möbeln der dort wachsenden feinen Holzarten, z. B. der Swietenien, Cedrelen, Cäsalpinien und Mimosen. Auch verfertigt man bereits hier sehr gute Instrumente, besonders Pianoforte's.

Die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter mußte schon seit Jahrhunderten Statt finden, weil mehrere der ersten Spanier sich gänzlich dem Bergwesen hingaben, und durch die wachsende Menge reicher Gänge ein ungeheures Vermögen zusammenbrachten.

Unter mehreren zeichnen sich besonders hier aus die Familien der Grafen Valenziana und Fagoaga. Die erstere besitzt innerhalb der Cordilleren für mehr als 25 Millionen Livr. in liegenden Gründen, ohne einmal ihre reiche Mine von Guanaxato zu rechnen, welche jährlich 1½ Millionen Livr. Ausbeute gibt.

Die Familie, welche in drei verschiedene Linien zerfällt, hat, überhaupt genommen, selbst in mittelmäßigen Jahren 2,200000 Livr. Einkünfte.

Die Familie Fagoaga ist Besitzer eines Bergwerks, im Bezirk von Sombrerete, wovon ein einziger Gang alles an Einträglichkeit übertrifft, was man in dieser Art kennt; er hat binnen 5 bis 6 Monaten, alle Kosten abgerechnet, einen reinen Gewinn von 20 Mill. Livr. gegeben (v. Humbold).

Der Reichthum von Neu-Spanien und zugleich die widrige Vertheilung der Glücksgüter zeigt sich ebenfalls sehr deutlich durch die Einnahme der Geistlichkeit; von der ganzen dortigen Geistlichkeit (sie beträgt nur 10000 Personen) besitzen einige wenige eine fürstliche Einnahme, dahingegen die größere Menge nur geringe besoldet ist, ja zum Theil wirklich in Armuth lebt. Der Erzbischof von Mexico hat jährlich 130000 Piaster, der von Puebla 110000, der geringste der Bischöfe, der von Sonora, nur 6000; hingegen haben sehr viele Pfarrer kaum 500 Livr., also 125 Rthlr. Einnahme.

Bei allen diesen großen Schätzen glaube man indeß nicht

an die Mährchen, welche einige Reisende verbreitet haben, von goldnen Schlössern und Schlüsseln, von silbernen Pferdehufen und Geschirre oder gar von silbernen Küchenkesseln und Pfannen. Dieß mag zum Theil davon herrühren, daß man in den Hauptstädten oftmals Menschen barfuß sieht, die dennoch große silberne Sporen tragen.

Uebrigens findet sich in der Hauptstadt eine eigene Menschenklasse, die sogenannten Saragates oder Guachinangos, welche, wie die Lazaroni in Neapel, weder Dach noch Fach haben, sondern selbst die Nacht im Freien schlafen, nur etwa in ein Stück Flanell gewickelt. Es sind Indier und Mestizen, die nur einen, höchstens zwei Tage in der Woche arbeiten wollen und die übrige Zeit in dürftiger Muße hinbringen. Von Natur faul und gutmüthig, sorgen sie nie für den folgenden Morgen, erhalten sich kümmerlich von ihrem geringen Erwerb durch die wohlfeilen Pulche und von den Enten, welche in großer Menge die Seen von Mexico bedecken, fallen daher nie als Bettler lästig.

Bevor wir die Hauptstadt verlassen, verdient eine ihrer sich auszeichnenden Merkwürdigkeiten besondere Erwähnung; dieß sind die Chinampas, oder die schwimmenden Gärten.

Wenn gleich die Natur in mehreren, an beträchtlichen Gewässern gelegenen, Ländern aus dem Gewebe von Wurzeln, lebenden Gewächsen und daran hangenden Erdarten Massen erzeugt, welche dann, durch ihre Leichtigkeit fortgetrieben, schwimmende Inseln bilden, so benutzte man sie dennoch nirgends, außer etwa in China, so geschickt, als dieß von den Mexicanern bereits seit dem 14ten Jahrhundert soll geschehen seyn. Umgeben von übermächtigen Feinden, suchten hier die Azteken mitten in den nicht sehr fischreichen Seen aus dem wenigen, was ihnen die Natur selbst zu ihrem Schutz und Unterhalt darbot, die größtmöglichsten Vortheile zu ziehen.

Sie verbanden und verflochten jene schwimmenden Inselchen unter einander durch Gesträuch, bedeckten diese nun vergrößerten Massen mit fruchtbarer Erde, und bepflanzten sie mit Maiz, großem Pfeffer und Küchenkräutern. Nachmals erwuchsen bei dem steigenden Flor des Reichs, und besonders der Hauptstadt, hieraus ebenfalls Blumengärten. So treiben sie anjetzt mit den schönsten Blumen, mit ganzen Rosenhecken umpflanzt, und mit einer Hütte des Gärtners, als reizende Lustgärten der Reichen umher; verändern vermittelst großer Stangen nach Gefallen den Ort, und gewähren dem Besitzer mannichfaltige Abwechslung. Die Spazierfahrt, welche man um und zwischen diesen schwimmenden Gärten auf kleinen Fahrzeugen macht, gewährt unendliches Vergnügen.

Aehnliche vormals bewegliche Chinampas sind jetzt beim Zurücktreten des Sees Tezcuco fest geworden, auch sieht man

deren mehrere in den sumpfigen Theilen der Seen von Chalco.

Uebrigens bestehen die Lustbarkeiten und Zeitvertreibe hauptsächlich in einem spanischen Theater, in (wenigstens vormals) Stiergefechten und Hahnenkämpfen. Die letztern werden regelmäßig verpachtet und brachten der Regierung jährlich auf 45000 Piaster ein; der Verkauf der Spielkarten aber sogar 120000 P.

Dieß mag hinreichen, einen Begriff von der Hauptstadt des goldreichsten Landes der bekannten Erde zu geben; wir wenden uns kürzlich zu ihren übrigen Städten und Ortschaften von Bedeutung.

Von den 15, welche uns v. Humbold angibt, erwähnen wir nur folgende:

Tezcuco, an der nördlichen Ostseite, unweit jenes Sees, wegen seiner Baumwollenmanufakturen berühmt, obgleich sie jetzt abgenommen haben. Die Anzahl der Einwohner beträgt nur 5000.

Tasco und Pachuca (2349 und 7446 Fuß hoch gelegen) sind wegen des hohen Alters ihrer reichen Minen berühmt. In ersterer Stadt hatte der Franzose La Borde in kurzer Zeit durch den Bergbau ein so erstaunliches Vermögen erworben, daß er (um die Mitte des 18ten Jahrhunderts) die schöne Pfarrkirche gründete und reich dotirte. Nur allein der Bau kostete ihm 2 Millionen Franken; dennoch starb er arm.

Queretaro, im Norden der Hauptstadt, ist, bei einer Bevölkerung von 35000 Menschen, sowohl wegen der Schönheit seiner Gebäude, als wegen seiner Tuchmanufakturen berühmt.

Cadareita hat vorzügliche Steinbrüche von Porphyr (Thonporphyr).

Die bedeutendste Stadt nach Mexico, wenn gleich nur ein elender Seeort, ist aber Acapulco. Gewöhnlich ist er nur von 4000 Menschen bewohnt, allein zu der wichtigen Zeit der Ankunft der Manilla-Galeonen erhebt sich diese Population bis auf 9000, größtentheils farbiger Menschen.

Dieser berühmte Handelsplatz des Südmeers ist, dem neuesten, trefflichen Humboldschen Plan zufolge, unter 16° 50′ 29″ n. Br. und 102° 9′ 33″ westlich von Paris gelegen *); die mittlere Temperatur beträgt 27 Grad des hunderttheiligen Thermometers.

Ein sehr großes Becken, gleichsam wie geschnitten aus geschichtetem, grobkörnigten Granit, bildet den Hafen, mehr als 12tausend Fuß weit. Seine Oeffnung ist gegen Südwest, und die kleine davor gelegene Insel la Roquetta oder Grifo, erlaubt zwei verschiedene Eingänge. Das Ganze, eingefaßt

*) Nach v. Humbolds verbesserter Angabe; im Supplem. 861.

von hohen zackigen Gebirgen, gewährt nur einen traurigen Anblick. Der Hafen, einer der schönsten der Erde, kann indeß höchstens nur 10 Schiffe aufnehmen. Zur Winters- oder Regenzeit ist er, wie mehrere andere längs der Westküste von Amerika gelegene Hafen, sehr gefahrvoll; schwere Stürme, hier Benvedavates genannt, herrschen sodann. Selbst die größten Bäume stürzen sie zu Boden; so sahe Humbold einen Ceiba (Bombax Ceiba), dessen Stamm über 21 Fuß im Umfange hielt, entwurzelt.

Acapulco ist ebenfalls häufigen Erderschütterungen unterworfen, und wahrscheinlich haben die sonderbaren Gestalten der Felsenumgebungen ihnen ihre Form zu verdanken; nur während des kurzen Aufenthalts des großen Reisenden de Pages, von wenigen Tagen, ließen sich dreie spüren. Sie sind in neueren Zeiten häufiger geworden, und man schreibt sie vorzüglich untermarinen Vulkanen zu, denn man bemerkt hier, wie bei Lima, daß das Meer bei größter nächtlicher Stille und Heiterkeit plötzlich furchtbar in Bewegung gesetzt wird.

Das Klima von Acapulco gehört zu den ungesundesten. Das durch die Felsenumgebungen bewirkte Zurückstauchen der Luft unter diesem warmen Himmel vermehrt die stinkenden Ausdünstungen und die zahllosen Heere der Insekten. Die Einwohner, deren Wohnungen an den Felsen gelehnt, in dieser glühenden, von grünlichen Dünsten kaum durchsichtigen Atmosphäre, sind den galligten und Faulfiebern sehr ausgesetzt, wenn gleich der Oberst Bareiro in Westen, unweit der Stadt, vermöge eines Durchbruchs durch die Felsenumgebung, Abra de St. Nicola genannt, einen heilsamen Luftzug zuwege gebracht hat. Diese schrecklichen Krankheiten, welchen vorzüglich die von Manilla kommenden Kauffahrer ausgesetzt sind, werden besonders durch einen östlich von Acapulco liegenden See, Sinega di Castillo, vermehrt, der, da er in einigen Theilen des Jahrs verschwindet, eine ungeheure Menge Larven der Wasser-Eidechsen zurückläßt und durch ihre Fäulung die Luft verpestet.

Ein solcher Ort konnte daher sicher nie sehr bevölkert seyn, auch gibt ihm nur der durch seinen trefflichen Hafen dorthin geleitete wichtige Handel pausenweise Leben und Thätigkeit.

Der Handel von Acapulco zerfällt in den mit Peru oder Lima, und in den weit wichtigern mit den Manillen. Der erste wird vorzüglich durch die Windstillen, welche sich besonders um den Aequator zeigen, ferner durch die heftigsten Winde aus Nordost und N. N. O., Papagallos genannt, vom Oktober bis zum Mai erschwert, und endlich durch das gefährliche Landen östlich von Acapulco.

Zum Handel selbst bringen die Fahrzeuge von Lima und

Guayaquil Kupfer, Oel, und etwas Wein; von Chili eine geringe Quantität Zucker, Chinarinde und Cacao. Die Rückfracht besteht in Wollenwaaren von Queretaro, Cochenille und ostindischen Waaren, letztere als Contrebande.

Der Haupt- und älteste Handel ist nun der zwischen der Alten und Neuen Welt, zwischen Manilla und Acapulco, wovon uns besonders L. Anson zuerst eine richtigere Auseinandersetzung gab.

Dieser Handel verwandelt das öde, traurige Acapulco, jedoch nur auf mehrere Wochen, in einen der thätigsten und wichtigsten Handelsorte der Erde. De Pages, welcher von der Hauptstadt nach Acapulco ging, um sich dort nach Manilla einzuschiffen, lernte auf demselben Wege eine besondere Art von Fähren oder Flößen kennen, mit welchen er über den deshalb so genannten breiten und tiefen Strom Rio de las Balsas (wohl Humbolds Ixcatepec) fuhr. Die Flößen bestehen aus Rohr, welche auf Flaschenkürbissen ruhen.

Die Lebensmittel und alle Waaren werden übrigens in diesem Gebirgslande auf Maulthieren und Eseln fortgeführt, und oftmals beladet sich der Indier selbst damit.

Die wichtige Messe in Acapulco hebt im December oder einige Wochen später an, um welche Zeit die große Manilla-Galeone, von 12 bis 1500 Tonnen, gewöhnlich eintrifft. Sie wird zuweilen von einer Fregatte begleitet, läuft gewöhnlich in der Mitte des Julius oder Anfangs August von Manilla unter dem Commando eines königlichen Schiffscapitains aus, segelt ganzer 3000 Seemeilen ohne anzulegen; die regelmäßigen Winde erleichtern indeß diese lange Fahrt beträchtlich. Vormals erhob sie sich bis zum 35sten Grade nördlicher Breite, allein seitdem man mit Guadeloupe, einer der Ladronen, bekannt ist (28° 53′ n. Br.), hält man sich südlicher. Die Ladung besteht (von Manilla aus) hauptsächlich in ostindischen Baumwollenzeugen und Gewürzen, roher und chinesischer Seide, und Goldschmidtsarbeiten, ferner in Ambra, Bezoar, Moschus, orientalischen Perlen (da die Fischerei von Californien nicht stark betrieben wird), Goldstaub und Goldstangen. Der Werth des Ganzen sollte sich nur auf 1 oder 1½ Millionen erheben, allein er überstiege gewöhnlich 2 Million. Piaster.

Auch bringt die Galeone den Sold und die Kleidung für die Besatzung und Beamte von Guam, der Hauptinsel der Ladronen; wogegen dann der dortige Gouverneur frische Eßwaaren, besonders Rind- und Schweinefleisch, einladen läßt, denn das Hausvieh hat sich auf den Ladronen stark vermehrt.

Um diese Zeit hat man nun ebenfalls alles, was zur Zahlung und Rückfracht aus Mexico nach Manilla geführt werden soll, von der Hauptstadt über das Gebirge nach Acapulco

geschafft. Es besteht fast gänzlich in Silberbarren und Piastern, oftmals 1,300000 Piaster, etwas weniges Cochenille, Cacao, Wein, Oel und spanische Wolle. Die Anzahl der Passagiere geht oft über 100, größtentheils Verwiesene und Mönche; daher sagt man, das Schiff (Nao) von China sey das Schiff für Silber und Mönche.

Der Gewinn der Unternehmer, und besonders der Seeleute der Galeone, ist sehr groß. Man rechnet für den Capitain 40000, und so stufenweise hinab bis selbst zu den gemeinen Matrosen 1000 Piaster.

Bevor wir diese Hauptprovinz verlassen, verdienen hier als die wichtigsten Bergwerke genannt zu werden: La Veta Biscaina de Real Monte, unweit Pachuca; ferner Zinapa; el Doctor et Tchulilotepeo, bei Pasco.

Die am innigsten an Mexico angränzende Intendantschaft de Puebla hält auf 2696 Quadratmeilen (lieues) 813300 Einwohner, und berührt nur auf einer Strecke von 26 solcher Meilen in Süden den großen Ocean. Sie erstreckt sich von 16° 57′ bis 20° 40′ n. Br., liegt also ganz in der heißen Zone, wird aber größtentheils von den hohen Cordilleren durchschnitten, und bildet auf die Weise einen an Maiz, Agave und andern schätzbaren Früchten reichen Erdbuckel. Hier findet sich dann ebenfalls der höchste Berg und Volkan von ganz Mexico, der Popocatepetl; unser Humbold, der ihn zuerst bestieg und maß, gibt seine Höhe an zu 2771 Toisen oder 16626 par. Fuß. Er übertrifft an Höhe alle übrige Gebirge von Nordamerica bis auf den Mont Elias, oben hinter Nutka.

Die Hochebene der Intendantschaft Puebla zeichnet sich ebenfalls durch mehrere Zeugnisse der Kultur der alten Mexicaner aus. In ihr sieht man die berühmte Pyramide oder das Gotteshaus von Cholula, deren bereits zuvor gedacht ist *).

Auch finden sich hier die freilich jüngern Spuren der Befestigungswerke von der berühmten Republik Tlascala. Eine andere, eine natürliche Seltenheit, kommt hier ebenfalls vor. Dieß ist der wegen seines hohen Alters und seiner ungeheuern Größe berühmte Ahahuete oder Cypressenbaum beim Dorfe Atlixco. Im Umfange hält er 73 Fuß; innerlich gemessen, denn er ist hohl, beträgt sein Durchmesser 15 Fuß, also hat er beinahe die Größe des Baobabs vom Senegal **).

Unter die berühmtesten Ortschaften dieser Intendantschaft gehören:

---

*) M. s. die Einleitung.

**) M. s. den ersten Theil dieses Lesebuchs.

1) Die Hauptstadt La Puebla de los Angelos mit 67800 Einwohnern, sodann

2) Tlascala, jene Republik, welche dem Eroberer von Mexico so tapfern Widerstand leistete. Sie ist von ihrer Höhe sehr herabgesunken und nur von 3400 Menschen bewohnt.

3) Cholula, deren wir eben gedachten, zeichnet sich noch überdem durch die trefflichen Pflanzungen von der Agave und eine Bevölkerung von 16000 Menschen aus.

Uebrigens äußern die Bewohner dieser Provinz keine besondere Betriebsamkeit für das Bergwesen; die hier gelegenen Minen werden nur schwach bearbeitet.

Oaxaca oder Guaxaca (wie sie nach Thierry geschrieben wird), die Intendantschaft, welche an diese in Süden angränzt, von 4447 Quadratmeilen (lieues), genießt mehrere bedeutende Vortheile vor vielen andern.

Längs einer Strecke von 111 Meilen (lieues) gränzt sie in Süden an den großen Ocean. Auf ihren Hochebenen (die Grundlage besteht nicht, wie die von Mexico, Valladolid und Puebla, aus Basalt, Mandelstein und Porphyr, sondern aus Granit und Gneiß) findet sich ein Gebirg, von welchem man beide Meere, den großen Ocean und das atlantische Meer zugleich erblickt, dieß ist der Cerro di Senpuoltepec, unweit Villalta (gegen 98° 33′ Länge und 17° 15′ Br.). Der reiche Boden gewährt die üppigste Vegetation aller Art; eine Cypresse, nach dem Orte de St. Maria di Tule genannt (Cupressus disticha), aus drei Stämmen in einander gewachsen, übertrifft selbst die so eben erwähnte von Atlixco, und diese Provinz ist dann der Hauptsitz jenes so einträglichen als blendenden Farbenmaterials, der Cochenille *).

Auch in dieser Intendantschaft finden sich noch merkwürdige Alterthümer, nämlich die Mauern des Palasts der alten Könige von Mitla. Diese Grabmonumente, welche aus drei Gebäuden bestehen, worunter sich vorzüglich ein Saal auszeichnet, der auf sehr einfachen Porphyrsäulen ruhet, geben durch die Aehnlichkeit der Figuren à la Grecque der Zierrathen mit denen auf den sogenannten Etruscischen Vasen, zu räthselhaften Vermuthungen Anlaß.

Nach den neuern Zählungen von 1792 hält die Hauptstadt Guaxaca (16° 42′ Br. und 99° 31′ Länge) 24400 Einwohner. Tiery de Menonville, der ihr zu seiner Zeit (1777) nur ein Viertel zutheilte, rechnet ihre Lage, eine Meile von den Gebirgen am Anfange dreier Ebenen, zu den herrlichsten der Erde. Dadurch wird diese Stadt der Mittelpunkt der Indigo-, Cochenille- und Vanille-Ernten; dabei wird sie reichlich

*) M. s. weiter unten.

mit jeder Art von Früchten versorgt und sowohl durch den hübschen Rio Verde, als durch gut angelegte Wasserleitungen von den Bergen mit sehr gesundem Wasser wohl versehen. Die Luft, Morgens durch den Ostwind, und Abends vom Westwinde gekühlt, ist rein und von angenehmer Temperatur; das Thermometer zeigte Morgens 16, Mittags 22 Gr. Reaum.

Die Stadt ist viereckig, hält, die Nopalereien (zur Cochenille) mit eingerechnet, 1600 Toisen in der Länge und 1000 in der Breite; die Gassen sind weit, gut gepflastert, von gehauenen Steinen; die Häuser zwei Stockwerk hoch, und der große Platz bildet durch den Palast des Bischofs, durch das Rathhaus und die Hauptkirche, ein schönes Ganze.

Ein zweiter Ort, der Hafen am Südmeere, Tehuantepec (16° 19′ Br. n. der Karte), wird nur erst dann einen sehr großen Werth erhalten, wenn die Schifffahrt überhaupt, und vorzüglich der Transport des Indigos von Guatimala auf dem Flusse Guasacualco ansehnlicher wird.

Von den Minen dieser Intendantschaft sind die von Villalta, Zolaga, Yxtepexl und Totomostla die vorzüglichsten.

Die nach Mexico wichtigste Intendantschaft Vera Cruz, unter dem heißen Erdstrich längs dem Meerbusen von Mexico gelegen, erstreckt sich von der Bai de Terminos, im vormaligen Tabasco, nach Norden bis zum kleinen Hafen Tampico, in einem Bogen von 210 Meilen (lieues), hält aber in der Breite nur 25 bis 28 solcher Meilen.

Diese Provinz zeichnet sich auf mehrere Weise, nämlich sowohl in physischer als politischer Hinsicht, vor vielen andern aus. Es kommen darin fast alle Klimate, und dadurch auch fast alle Arten der jedem angehörenden organischen Produkte vor; ja sie stehen hier als nächste Nachbarn. Die Folge der jedem Klima zukommenden Pflanzen findet sich nirgends so deutlich, und so nahe neben einander, als auf dem Wege von der Küste unweit Vera Cruz bis zu dem höchsten Gipfel von Perote (Coffre de Perote) von 12534 Fuß.

Die ganze Physiognomie des Landes, der Himmel selbst, die Gestalt der Pflanzen und der Thiere, die Sitten der Bewohner und die Natur des Anbaus, dem sie sich widmen, alles mit einander sieht man hier stufenweise verändert neben einander. Binnen wenigen Stunden durchläuft hier der Naturforscher fast alle Grade der Vegetation, von der Heliconie und dem Pisang mit den prächtigen, ungeheuern Blättern, bis zu den harzigen, fast zu einer Linie eingeschrumpften Nadeln der Fichtenarten hin.

Die hiesige Cordillere enthält zugleich mehrere lebende und todte Volkane. Zu den erstern gehört der berühmte Citlatepetl oder Pic von Orizava, den Humboldschen Messungen zufolge

16302 Fuß hoch, ein nach Südost geneigter abgestumpfter Kegel; sodann der kleine Volkan des Dorfes Tuxtla, vier Meilen südöstlich der Hauptstadt. — Zu den letztern aber vorzüglich jener Coffre de Perote. Es ist ein Porphyr-Gebirge, über 1200 Fuß höher als der Pic von Teneriffa, dient den Schiffern zum Signal; obgleich anjetzt kein Krater zuoberst zu sehen ist, so deuten dennoch die dicken Lagen Bimsstein, welche den Berg umgeben, und die Lavenschichten in seiner Nähe auf einen vormaligen lateralen Ausbruch.

An diese Provinz verspendete die Natur die kostbarsten vegetabilischen Reichthümer. Am Fuß der Cordillere schlingt sich, in stets grünenden Waldungen, von Papantla und Tutla das feinste Gewürz, die Vanille; bei den Dorfschaften Colipa und Misantla wächst die schöne blumigte Winde, die Jalappe; die östlichen Wälder sind reich an dem Pimentpfeffer (Myrtus Pimenta) und der Cacao von Acayucan bedarf nur eines stärkern Anbaus. Der östliche Abhang des Volkans von Orizaba und die Thäler von Cordoba gewähren den trefflichsten Tabak, der jährlich der Krone über 18 Millionen Franken einträgt; die Baumwolle längs der Küste ist wegen ihrer Weiße und Feinheit berühmt; das Zuckerrohr ist eben so reichhaltig als das auf St. Domingo, und in den feuchten Tiefungen gedeihet die echte Sassaparille.

Auch von Alterthümern bietet die Provinz von Vera Cruz dem Forscher die Pyramide unweit der großen indischen Dorfschaft Papantla dar. Dies Monument des höchsten Alterthums ward uns, da es in einer dichten Waldung gelegen ist, durch Jäger vor einigen dreißig Jahren bekannt. Es ist aus großen Porphyrquadern erbauet, die schichtweise auf einander gemauert, dabei polirt und mit Hieroglyphen geziert sind. Sieben und funfzig Stufen führten zur obersten Fläche dieses Tempels; hier wurden die gräßlichen Menschenopfer vollzogen. Wir haben über dieses Monument und seine Hieroglyphen einige Zeichnungen und Erklärungen von Dupé und Marquez. Nach der Anzeige, welche wir davon durch Humbold erhalten haben, scheinen die Hieroglyphen auf die Jahrstheilung Bezug zu haben.

Am wichtigsten ist dann aber diese Intendantschaft durch den Hafen und die Stadt Vera Cruz selbst, den Sitz der Regierung. Von diesem Stapelort der Handelsprodukte der Neuen Welt ist der Hafen an dem atlantischen Meere gelegen, unter 19° 11′ 52″ n. Br. und 98° 29′ w. von Paris. Die sechs ihm gegenüberstehenden kleinen Inseln und Sandbänke bilden, nach dortigem Ausdruck, gleichsam einen umgekehrten Beutel oder eine Tasche, zu welcher dann mehrere Zugänge offen stehen. Hauptsächlich ist er geschützt durch die Werke, welche man auf der größern, in Norden etwa 800

Schritt weit gelegenen Insel von St. Juan d'Ulva, mit sehr schweren Kosten (man fabelt von 200 Mill. Livr., also auf 50 Mill. Thaler) erbauet hat. Auch ist der sicherste Platz für die Schiffe im Hafen zwischen dem Fort von Ulva, der Stadt selbst und der nächsten östlichen Bank la Lavandera, denn im übrigen sind die heftigen Nordwinde ihnen oftmals so furchtbar, daß sogar ein Linienschiff, la Castilla, obgleich mit neuen Tauen an der Bastion von Ulva befestigt, losgerissen ward, und auf den Bänken der Küste los Hornos strandete.

Die Stadt selbst bildet landeinwärts einen halben Kreis bei flacher Sehne gegen das Meer, von etwa 700 Toisen, und wird durch mehrere Befestigungswerke gedeckt, wovon zwei besonders den Eingang vertheidigen.

Vera Cruz liegt übrigens in einer öden, sandigen Ebene, woselbst der Wind häufig Sandhügel zusammenjagt, und da sich in Süden faule Moräste befinden, so erzeugt die durch den Reflex jener Sandhügel bereits fast glühende Atmosphäre die schrecklichsten Krankheiten, das schwarze Erbrechen (Vomit) oder das gelbe Fieber, und ähnliche tödtliche Uebel.

Jenseits des Gebirges finden sich Waldungen, die reichlich mit Wild besetzt sind.

Die Straßen der Stadt sind regelmäßig, weit und licht. Alle Gebäude und Häuser bestehn aus Bruchsteinen voll Madreporen; sie sind aus dem Meere gebrochen. Das Ganze ist angenehm, jedoch ohne vorzüglich ansehnliche Gebäude; die Kirchen ausgenommen, in welchen zugleich ein großer Reichthum von Silber herrscht.

Da es der Stadt an gutem Wasser mangelt, so hat man deshalb nicht nur viele Cisternen zum Sammeln des Regenwassers erbauet, worunter sich die des Schlosses der Insel St. Ulva besonders auszeichnen, sondern ebenfalls auf Wasserleitungen gedacht, um das Wasser aus dem schönen Flusse Xamapa herbeizuleiten; nach Humbolds Berichten scheint dies Unternehmen bis jetzt noch nicht ausgeführt zu seyn, obgleich die Untersuchungs- und darauf gewandten Proceßkosten sich damals bereits auf mehr als 500000 Thaler sollen belaufen haben; denn, setzt er hinzu, alles wird im Spanischen Amerika zum Proceß.

Vera Cruz enthält 16000 Einwohner, ohne das Militair und die Matrosen zu rechnen. Die Bevölkerung muß aber in den letzten Zeiten sehr zugenommen haben; die ältern Nachrichten erwähnen nur 4 bis 5000, und selbst Thierry de Ménonville rechnete 1777 nur 7 bis 8000 Menschen. Er beschreibt die darunter sich befindenden Spanier sehr religiös, und auf ihre Reichthümer stolz, so daß niemand dort in

Ansehen stehe, der nicht eine halbe Million oder darüber im Vermögen besitze.

Dabei leben sie, vermittelst einer guten Policei, sehr ordentlich und mäßig, sind besonders für den Handel von großer Thätigkeit und voll Vaterlandsliebe.

Die Frauenzimmer sind nicht besonders schön, halten sich, wenigstens äußerlich, sehr eingezogen; man sieht sie überhaupt selten auf den Straßen zu Fuße, und dann nie ohne in einen großen Mantel von Kopf zu Fuß gehüllt. Im Hause tragen sie über dem Hemde nur ein seidenes Leibchen mit einer goldenen Schnur befestigt, das Haar in einen Knoten geschürzt. Dagegen sind sowohl der Hals als die Arme reich an goldenen Ketten, und in den Ohren die kostbarsten Smaragde.

Zu Vergnügungen dient den gebildetern Ständen eine Art Kaffeehaus, die Neogorcy genannt; der Geringere ergötzt sich an Stiergefechten und religiösen Processionen, die den Franzosen wegen der willkührlichen Geisselungen zum Eckel fielen. Thierry zählte in Zeit von acht Tagen über achtzig solcher Mummereien. Bei einer derselben zeigte sich der größte Luxus. Es wurden 4 mannbare Mädchen, einem Legate zufolge, ausgestattet, und diese Kinder der Dürftigkeit hatte man mit erborgtem Golde, vielen Demanten und Perlen gleichsam im Triumphe umhergeführt.

Der Handel von Vera Cruz gehört zu dem größten der ganzen bekannten Erde; denn hier vereinigen sich von Acapulco aus die Kostbarkeiten Ostindiens, mit den unermeßlichen Reichthümern fast der gesammten neuen Welt, und dieß alles wird noch durch die eingeführten Waaren Europens erhöhet.

Vorzüglich zu den Zeiten der Ankunft der Manilla-Galeone, und also der Messe von Acapulco, sind die Heerstraßen von dort nach der Hauptstadt des Reichs, dem Centrum alles Binnenhandels von Neu-Spanien, mit einer erstaunlichen Reihe von Lastthieren aller Art bedeckt, um Ostindiens Waaren über das Gebirge zu führen. Hierauf gehen sie weiter nach Osten über Puebla und Xalapa nach Vera Cruz.

Andere Gebirgswege führen die Erzeugnisse von Guatimala und Oaxaca herbei, und alle diese ungeheuern Schätze häufen sich hier bis zum Abgang der Flotte nach dem Mutterlande an.

Die Zeit der großen Messe hebt an, sobald die Flotte aus Spanien anlangt; oftmals sieht sie sich genöthigt, hier zu überwintern. Gewöhnlich wird bereits im April geladen, um im May abzusegeln; indeß verzieht sich dieß zu Zeiten bis zum August.

Begreiflich herrscht während der ganzen Zeit eine ungeheure Thätigkeit und die dort aufgehäuften Massen Gold und Silber sind für den Europäer ein Anblick ohne Gleichen.

Um von dem erstaunlichen Werth der von Vera Cruz ausgeführten Reichthümer einigen Begriff zu geben, mögen mehrere der Hauptartikel des Zollamts für ein Mitteljahr hier eine Stelle finden.

Gold und Silber in Stangen oder in Silbergeräth für	17,000000 Piaster.
Cochenille	2,400000 —
Zucker	1,300000 —
Mehl	300000 —
Mexicanischer Indigo	280000 —
Salzfleisch und Hülsenfrüchte	100000 —
Gegerbte Häute	80000 —
Sassaparille	90000 —
Vanille	60000 —
Jalappe	60000 —
Seife	50000 —
Campeche-Holz	40000 —
Pimento (Pfeffer)	30000 —
	21,790000 Piaster.

Hiebei ist indeß weder der Indigo von Guatimala (der bedeutendste), noch der Cacao genannt, obgleich beides in Vera Cruz wichtige Handelsartikel zur Kriegszeit.

Die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Tauen, Leinwand, Seiden-, Baumwollen- und Wollen-Zeugen, bis auf 9,200000 Piaster; ferner aus Papier, 300000 Ries, für 1 Mill. Piaster; Branntwein für 1 Mill.; Cacao 1 Mill.; Quecksilber 650000 Piaster; Eisen 600000 Piast.; Stahl 200000 Piast.; Wein 700000 Piast.; Wachs 300000 Piast.

So darf man das Mitteljahr schätzen

an Ausfuhr auf	22 Mill.
an Einfuhr auf	15 —
Also das ganze umlaufende Capital	37 Mill.

Hiebei ist indeß der sehr bedeutende Schleichhandel nicht in Betracht gezogen.

Dieß ist übrigens nur von solchen Jahren zu verstehen, in welchen der Handel nicht beträchtlich durch den Krieg gestört ward.

Wie traurig ist es, daß diese unermeßlichen Geschäfte und menschliche Thätigkeit durch so schreckliche Krankheiten so oft gestört werden!

Einen halben Grad nördlicher als Vera Cruz verdient noch die Stadt Xalapa, in sehr romantischer Lage an einem Basaltgebirge, von Cortez gegründet, eine Erwähnung. Sie

gewährt von dem dortigen Franziskaner-Kloster die herrliche Aussicht auf die Kolossen des Pic von Orizava, den Coffre von Perote, den ganzen Abhang der Cordilleren, den schönen Fluß Antigua und den Ocean. Zugleich genießt man bei dem heitersten Himmel der herrlichsten Spaziergänge in Wäldern von Piment Myrthe, Melastomen, balsamischem Storax und baumartiger Heide.

Die Höhe der Stadt gibt Humbold zu mehr als 3960 Fuß an, und die Zahl der Einwohner zu 13000.

Die benachbarte und letzte Intendantschaft des eigentlichen Neu-Spaniens ist für uns Merida. Sie besteht aus der Halbinsel, dem vormaligen Yucatan, welches von den beiden Baien von Campeche und Honduras im Norden und Süden umfaßt wird, und landeinwärts südlich an das Königreich Guatimala gränzt.

Auf einem Areal von beinahe 6000 Quadratmeilen (5977 lieues) hält sie 465800 Bewohner.

Diese zungenförmige Halbinsel erstreckt sich durch das Vorgebirge Catoche bis gegen 21° 24′ n. Br. nach Norden hinauf. Das Land besteht aus einer großen Ebene, welche von einer Reihe von Hügeln mit ihr in einerlei Richtung von S. W. nach N. O. durchschnitten wird.

Obgleich unter dem heißen Erdstrich, ist diese Halbinsel dennoch sehr gesund. Dieß verdankt man der großen Trockenheit, denn vom St. Franziskus-Fluß bis zu jenem äußersten Cap im Norden findet man kein süßes Wasser. Nur auf der Nordseite der Halbinsel sieht man unweit der Mündung des Flusses R. Lagartos mitten unter dem Salzwasser süßes Wasser hervorquellen; man nennt diese merkwürdigen Quellen die Münder (Boccas) von Conil.

Seitdem die Engländer an der Honduras-Küste festgesiedelt sind, haben die Spanier und Indier die Nordküste von Yucatan größtentheils verlassen, um den Schleichhandel zu vermeiden. Die Population ist daher, bis auf den Militairposten von Salamanca, fast gänzlich an der Nordseite der Halbinsel.

Die hiesigen Indianer zeichnen sich durch eine eigene, sehr gutturale Sprache, Mayra genannt, aus. Es ist merkwürdig, daß Yucatan, obgleich vormals nicht unter der Herrschaft von Mexico, dennoch zu der Zeit der spanischen Eroberung sehr civilisirt war. Man fand dort viele Gebäude und pyramidalische Tempel vor, welche von Stein erbauet waren.

Berühmt und wichtig ist das Land besonders wegen des Färbe- oder Blauholzes *). Auch wird hier eine sehr feine

---

*) Man s. hievon weiter unten.

Baumwolle gebauet, die aber, da sie mühsam von den Samen zu trennen ist, nicht so vortheilhaft ausfällt.

Von Ortschaften sind besonders merkwürdig: 1) Merida de Yucatan, die Hauptstadt, in einer sandigen, 10 Meilen von der Küste entfernten Gegend; sie hält 10000 Menschen.

2) Campeche, am St. Francisco-Fluß. In der erwähnten Mayra-Sprache bedeutet Cam eine Schlange, und Peche, eine dort heftig stechende Milben-Art (acarus), welche hier äußerst schmerzhaft fällt. Die Stadt hat 6000 Einwohner.

3) Die kleine Stadt Valladolid; hier wird vorzüglich die erwähnte Baumwolle gebauet.

Hiermit wären die Intendantschaften oder Provinzen beendigt, welche, nach Humbold, das eigentliche Neu-Spanien ausmachen. Es ist zu bedauern, daß wir bis jetzt von diesem trefflichen Beobachter nicht ebenfalls genauere Nachrichten über das kleinere, angränzende Königreich Guatimala erhalten haben. Da dieses vormals ebenfalls zu Neu-Spanien gerechnet ward, und auch sowohl in Rücksicht der Lage als der Erzeugnisse mit jenen übrigen Provinzen größtentheils zutrifft, so mag dieß und die daran gränzenden Provinzen von Nicaragua und Costa Ricca hier folgen, bevor wir einen allgemeinen Rückblick auf ganz Neu-Spanien werfen.

Das Königreich Guatimala begreift anjetzt mehrere Provinzen unter sich, wovon die des eigentlichen Guatimalas die wichtigste ist, sowohl als Sitz der Regierung, als auch wegen der Vorzüglichkeit ihrer Produkte und ihres Handels.

Bei der Unentschiedenheit, worin uns Humbold bis jetzt gelassen hat, mögen hier in diesem Königreich alle Provinzen zusammen gefaßt werden, welche von Guatimala bis nach Panama hinab längs den beiden Meeren die schmale Landenge bilden.

Das Königreich Guatimala begreift, außer der Provinz dieses Namens, die Länder Tschihapa (Chiapa), Verapaz, Honduras, am mexicanischen Busen, ferner Nicaragua und Costa Ricca, da die angränzende Provinz Veragua bereits zur Terra firma gerechnet wird.

Diese Provinzen zusammen genommen geben ein großes Land unter der heißen Zone, etwa von dem 17ten Grade der Breite an bis unter den 9ten hinab, dessen Erstreckung von Nordwest nach Südost auf 300 Meilen (lieues) betragen mag, jedoch aber bei einer ungleich geringern Breite, oft nur von 18 Meilen.

Die Cordilleren laufen über das Königreich zum Theil nach Süd-Amerika fort, indem sie einen Seitenzweig von nur geringer Höhe gegen Yucatan (Merida) schicken. Sie schneiden besonders die Hauptprovinz Guatimala selbst von

Nordost nach Südwest von den übrigen ab, und machen sie dadurch zu einem langen, schmalen Küstenlande des großen Oceans. Ein feuchtes, heißes Klima mit dem reichsten, zum Theil aus verwitterten Laven bestehenden Erdreich, gewährt erstaunliche Fruchtbarkeit; der Maiz gibt hier dreihundertfältig, und reicht, so wie der Cacao, fast für das ganze Königreich hin.

Von der größten Vorzüglichkeit ist aber der hiesige Indigo; auch steigt hier der Werth seines Anbaus bis auf 12 Millionen Livres. Die Waldungen sind dicht mit den schätzbarsten Färbe- und Balsamhölzern besetzt, bewohnt von dem schönsten Geflügel. Die Häfen des Landes bieten Gelegenheit zu dem größten Verkehr und Absatz dar.

Diesen großen Vorzügen halten aber das Gegengewicht die furchtbaren Volkane und Erdbeben, wovon Guatimala seit vielen Jahrhunderten leidet.

Selbst die Hauptstadt ist mehrmals so schrecklich davon heimgesucht worden, daß man sich genöthigt gesehen hat, ihre Lage zu verändern. Die Stadt Guatimala stürzte nämlich bereits 1534 durch das Erdbeben zusammen, man glaubte sie daher höher bergan bauen zu müssen. Indeß konnte sie hiedurch einem ähnlichen Unglück nicht entgehen. Im Jahre 1777 ward sie am 7ten Junius fast gänzlich zerstört, es kamen dabei 8000 Familien um, dennoch ist sie wiederum zu einer sehr bedeutenden Handelsstadt angewachsen. Der Engländer Gage, der sich dort lange als Priester aufhielt, gibt uns Nachricht von ihrer merkwürdigen Lage.

Sie ist an der Mündung eines sich nach und nach zum Meere hin erweiternden Thals, zwischen zwei einander gegenüberstehenden Feuergebirgen gelegen. Obgleich beides Volkane sind, so wird davon nur der eine der Feuerberg, der andre aber der Wasserberg genannt.

Der erste, der minder hohe, speiet nämlich häufig Feuer, dahingegen der zweite, höhere, seit langer Zeit keinen Auswurf gezeigt hat. Vielmehr enthält er die segensreichen Quellen mehrerer fischreichen Bäche, woraus sich sogar kein unbedeutender See gebildet hat. Dieser Wasserberg zeigt die schönste Vegetation, dahingegen der Feuerberg kahl und öde, nur mit Schlacken und andern Laven bedeckt, häufige unterirdische Donner hören läßt, und der Stadt stets den Untergang drohet.

Guatimala, der Sitz der Regierung, des Erzbischofs und einer Universität, an dem kleinen Flusse de las Vaccas (Kuhfluß), ist gut gebauet. Sein beträchtlicher Handel macht viele der Einwohner sehr vermögend; Gage spricht von Kaufleuten und Pächtern, welche mehrere hunderttausend Dukaten besäßen, hauptsächlich trugen ihnen die Maulthiere zum Fortschaffen der Waaren sehr viel ein; verschiedene hielten 4 und

mehr hundert Maulthiere, welche die im Julius und zu Anfang Augusts nach dem Golfo dolce im mexicanischen Busen Higueras aus Spanien gebrachten Waaren, sowohl über das Gebirge nach der Stadt, als wiederum in die übrigen dahin gehörenden Provinzen Sonusco, Chiapa, Nicaragua u. s. w. fortschaffen.

Guatimala hatte nur eine Cathedralkirche, die übrigen gehörten zu den Klöstern. Diese sind außerordentlich reich; man sah darin silberne Lampen und Marienbilder in Lebensgröße von erstaunlichem Gewicht.

Gage fand hier Luxus und Ausschweifung; besonders beschuldigt er die reichen Spanier und Creolen eines außerordentlichen Aufwandes für ihre Liebhaberinnen, sowohl unter den Mulattinnen, als selbst den Negermädchen. Das creolische Frauenzimmer hat die sonderbare Gewohnheit, einen feinen Thon, woraus man Tafelgeschirre verfertigt, zu ganzen Händen voll zu essen; sie opfern hiebei ihre Gesundheit nur allein deshalb auf, weil diese Erde ihnen eine weißere Farbe geben soll.

So ließen denn diese civilisirten Schönen jene rohen Otomaken weit hinter sich zurück; denn letztere nöthigt doch nur der Hunger, und zum Theil der Wohlgeschmack, Erde zu fressen.

Eines Dorfes, unweit der Hauptstadt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, nämlich des Dorfes Amatitlan, ein Name, dessen Ursprung sehr ehrwürdig ist, indem Amat einen Brief und Jtlan eine Stadt bedeutet. Hier soll nämlich, der Sage nach, die Kunst der Mexicaner, auf Baumrinde zu schreiben (eine Art von Hieroglyphen), entweder erfunden seyn, oder sie ward hier doch vorzugsweise getrieben.

Endlich ist der Hafen Sonsonate, oder, wie Gage ihn nennt, der Dreieinigkeitshafen am Südmeere merkwürdig, als der einzige von Wichtigkeit in diesem Landstriche.

Auch hier findet sich eine noch vorzüglichere Art Thon für Geschirre; allein die Gegend selbst zeigt höchstwidrige, volkanische Phänomene.

Ohne einen wirklichen Volkan, steigt nämlich aus dem Boden stets ein dicker, schwärzlicher, schwefelhaltiger Rauch empor, der oft in lichte Flammen ausbricht.

Die zu dem Königreich Guatimala gehörende ansehnliche Provinz Chiapa nennt Gage inländisch, da sie nirgends das Meer berührt. Sie ist von nicht unbedeutenden Gebirgen durchlaufen, und gibt, so wie die Humboldsche Karte sie darstellt, mehrere beträchtliche Flüsse; der ansehnlichste davon, der Tabasco, ist sehr fischreich; allein Gage schildert ihn zugleich als gefährlich wegen seiner vielen Krokodile.

Auch gewinnt man in dieser Provinz eine sehr große Quan-

tität Cochenille, und die Städte treiben ansehnliche Gewerbe und Handel. Besonders findet man in der Stadt Chiapa selbst, welche 4000 Einwohner hält, mehrere Manufakturen, und um dieselbe Zuckermühlen (Ingenios). Ein zweites Chiapa, von diesem ersten, das das Beiwort de los Indos führt, zu unterscheiden, heißt Chiapa de los Spagnolos oder Ciudad Real, und wird nur von 400 spanischen Familien bewohnt.

Uebrigens ersetzt unter diesem heißen Himmel der Maiz den Mangel an Korn. Aus dem Maizmehl bereitet man hier ein nahrhaftes und angenehmes Getränk, Atolli genannt. Hiezu wird der Maiz mit Kalch abgekocht, und sodann zerstoßen. Den darauf in Wasser sich setzenden Teig läßt man durch ein Sieb seihen, da denn der weiße dicke Saft aufgekocht wird, und mit Zucker, Zimmt oder Cacao genossen (Gem. Careri).

Die hier angränzende Provinz Verapaz, welche in Osten an den Busen von Honduras stößt, genießt eines milden Klimas, nur dauert der Regen 9 Monat. Sie ist besonders berühmt wegen der trefflichen Balsambäume mehrerer Art und des Guajacs, so wie wegen sehr schöner Hölzer für Ebenisten. Die Rohrarten gedeihen hier zu einer Größe von 100 Fuß, dabei sind sie von einem Umfange, daß ein einziger Schuß (von einem Knoten oder Gelenk zum andern) oftmals 25 Pfund Wasser halten kann.

Die Waldungen werden von vielen, zum Theil gefährlichen, Thieren, z. B. von den amerikanischen Tigerarten, wie auch vom Danta (Tapir) bewohnt; auch findet sich hier ein Ueberfluß von Geflügel aller Art. Die hiesigen wilden Bienen liefern reichlich einen sehr brauchbaren Honig, der aber stets flüssig bleibt, und da er leicht in Säurung übergeht, schnell verbraucht werden muß.

Die Hauptstadt der Provinz heißt Coban.

Die hier angränzende Provinz Honduras oder Hibueras ist zwar wegen der Mosquito-Küste unter uns etwas bekannter; allein von dem Innern wissen wir dennoch nur wenig. Sie soll bald nach ihrer Entdeckung durch die Grausamkeit der damaligen Spanier sehr entvölkert worden seyn. Indeß haben die Eroberer dennoch einige Städte, z. B. Truxillo, Valladolid u. a. angelegt, wovon einige nachmals wieder verlassen worden. Die berühmte Honduras-Bai endigt mit dem Vorgebirge Gracias a Dios, unter dem 14ten Breitengrade. Die Engländer haben sich hier mehrere Etablissements längs der Küste zugeeignet, welche, nach einer wilden Nation, die Mosquito-Küste (Mosquitos shore) genannt wird.

Einigen englischen Karten zufolge erstrecken sich diese Besitzungen fast durch drei Längengrade, nämlich vom Golfo dolce an ostwärts, und begreifen auch die kleine Insel Utila; auf andern Karten erscheinen sie etwas verschieden.

England führt von dort sehr beträchtliche Massen der schönsten Holzarten aus, z. B. im Jahre 1769, auf 800000 Fuß Mahagony; und 200000 Pfund Sassaparille, außer 10000 Pfund Schildpatte.

Von Honduras aus gelangt man über die Bergwerke von Chalateca nach der südlichern Provinz Nicaragua. Sie ist wegen der Schönheit des Landes und ihrer seltnen Fruchtbarkeit berühmt. Die besten Früchte gedeihen in Vollkommenheit, und Correal fand einzelne Bäume von so erstaunlicher Stärke, daß sie nur 12 Menschen umklaftern konnten. Dagegen werden diese Vorzüge durch die Hitze, durch die sechsmonatlichen Regen und besonders die häufigen Erdbeben einigermaßen vermindert. Indeß bringen dennoch jene Vorzüge, wie auch das Klima selbst, bei hiesigen Einwohnern einen Hang zu einer wollüstigen Unthätigkeit hervor; und wenn es nicht so sehr leicht wäre, mit geringer Anstrengung durch Versendung der herrlichsten Naturprodukte aller Art zu gewinnen, so dürfte man schwerlich so viel vermögende Häuser hier erwarten.

Die Provinz Nicaragua wird in Westen vom großen Ocean, in Osten aber vom atlantischen Meere bespült. Daneben enthält ihr Inneres zwei Seen, wovon der eine, der von Nicaragua, so beträchtlich ist, daß er eine bedeutende Anzahl von Inseln enthält, und bis über die Hälfte der ganzen Breite der Provinz von Westen nach Osten in das Land hineintritt. Da nun ferner sogar der Fluß St. Juan diesen See mit dem atlantischen Meere in Verbindung setzt, und auch an seiner Mündung mit einem Hafen versehen ist, so scheint hier eine Verbindung der beiden Meere nicht schwer zu bewerkstelligen.

Aeltere Karten geben sogar einen kleinen Fluß an der Westseite des großen Sees unter dem Namen Rio Partido an, welchen die kleine Landenge von etwa 15 Minuten, also noch keine 4 Meilen, als Canal zum Golf von Papagayo des Südmeers führte. In der schönen Humboldschen Karte *) von den meisten Projecten zur Verbindung der beiden Oceane, findet sich dieser freilich nicht, indeß erscheint dennoch auch hier alles so wasserreich, besonders da der kleinere nördlichere See Leon, der ebenfalls mit dem großen Nicaragua verbunden ist, im Norden noch näher an den großen Ocean anzutreten scheint, daß man allerdings diese Verbindung als minder schwer und nicht sehr kostspielig ansehen dürfte; auch sind wegen dieser Bildung des Landes bereits mehrere Vorschläge zur Vereinigung beider Meere vorgelegt worden. Indeß ist dieser ganze

*) Points de Partage et Communications projettées entre le Grand Ocean et l'Ocean atlantique. Atlas zum Essai statist. Nr. 4.

Erdstrich mit vielen hohen einzelnen Volkanen besetzt, man kennt dabei selbst die Natur und Höhe des Bodens nicht, ja in allen Vorschlägen ist nirgends auf ein nothwendiges Nivellement dieser Gegenden hinreichende Rücksicht genommen worden, so daß dies wichtige Project bis jetzt nie unternommen worden ist.

Die Wichtigkeit einer solchen Verbindung, welche hauptsächlich bei Gelegenheit des Handels der Engländer an der Honduras-Küste in Anrede gekommen ist, ergibt sich beim ersten Anblick einer Karte von der Neuen Welt. Was für ein ungeheurer Weg, was für große Gefahren und Kosten würden nicht erspart, wenn man, um nach Peru zu gelangen, nicht mehr um die Spitze von Südamerika zu gehen hätte, und die Reise sicher um mehr als 1600 deutsche Meilen verkürzte! wenn alle Schätze jenes reichen Landes nicht mehr über das Gebirge auf Maulthieren gebracht werden dürften! wenn man selbst von den Manillen und China alle Kostbarkeiten Ostindiens ohne weitere beschwerliche Landtransporte nach Spanien führen könnte!

Man denke sich, um den ganzen möglichen Werth eines solchen Durchschnitts zu übersehen, daß auch die übrigen Handels-Nationen Europens gegen Erlegung eines billigen Zolles die Freiheit dieses Canals genössen! Die Freistaaten gingen nicht mehr zum Handel mit Nootka um ganz Amerika; England und Frankreich benutzten diesen Weg für ganz Australien und vielleicht China für die Molukken und Hinter-Indien! welche Aussichten selbst für die Länderkunde auf diesem leichtern und vielfachen Durchkreuzen des großen Oceans! Doch wir kehren zu der Provinz von Nicaragua selbst wieder zurück.

Von bedeutenden Städten finden sich St. Leon, die Hauptstadt. Sie ist an dem See gleiches Namens gelegen, und ein kleiner Arm des Südmeers reicht ebenfalls beinahe dorthin; Dampier fand die Stadt nur 20 engl. Meilen von der Seeküste auf Wiesengründen, nebst einigem bewaldeten Lande, gelegen.

Nördlich, 9 Meilen von der Stadt, ist der Hafen Realejo, der durch den beträchtlichen Volkan weit bemerkbar ist. Er ist aus flachen Inseln gebildet. Die engen Einfahrten machen ihn unbequem, da er sonst wohl 200 Schiffe halten könnte.

Jener Volkan und die häufigen Erdbeben, wodurch die Stadt so oftmals leidet, sind die Ursache, weshalb die Häuser nur niedrig seyn dürfen, obgleich sie übrigens gut von Steinen erbauet, und mit schönen Gärten umgeben sind. Diese Unbequemlichkeiten abgerechnet, ist Leon eine der anmuthigsten Städte, die zugleich bei der Nähe von beiden Meeren sich selbst leicht alle Bequemlichkeit verschafft.

Die zweite Stadt ist Grenada, am See Nicaragua gelegen. Sie ist besser gebauet als Leon, hat auch schönere und reichere Kirchen, daher denn der Bischof hier oftmals seinen Sitz nimmt. Der Handel ist so beträchtlich, daß Gage an einzelnen Tagen 300 Maulthiere sahe, welche Zucker, Indigo, Cochenille und Leder geladen hatten.

Nicoja, ebenfalls unweit des Südmeers, an dem Flusse gleiches Namens gelegen, genießt den Vortheil, nur wenige Meilen von dem ansehnlichen Meerbusen gleiches Namens entfernt zu seyn, gewöhnlicher benennt man ihn aber Golfo de las Salinas. Nicoja erbauet daher Schiffe, hat auch Tuchfabriken, und in den Umgebungen finden sich Zuckermühlen und ansehnliche Viehweiden.

Die letzte südlichste Provinz des Königreichs Guatimala ist Costa Ricca. Nach der Beschreibung des Gage sollte sie gerade umgekehrt die arme heißen, denn er fand auf seiner Reise bis zu der Hauptstadt Carthago, außer einzelnen Hütten für Reisende, fast nichts als Wüsteneien und Waldungen, woraus jedoch gutes Schiffholz zu fällen wäre; übrigens ist unsere Kunde von dieser Provinz bis jetzt noch geringer als die von den vorhergehenden. Carthago, der Sitz des Statthalters, bestand damals etwa aus 400 Haushaltungen (oder Familien?) worunter sich indeß reiche Kaufleute fanden. Hier ist auch ein Bisthum.

Zuletzt muß noch von dem ganzen Königreiche Guatimala, nach Humbold, bemerkt werden, daß es überhaupt 26,152 Quadratmeilen (in Meilen von 25 auf den Aeq. Gr.) beträgt, auf welchen 1,200000 Einwohner leben.

Die Aehnlichkeit der Lage und der Natur von Guatimala mit Neu-Spanien erlaubt jetzt einen allgemeinen Rückblick auf beide Königreiche. Das Humboldsche allgemeine Resultat seiner Nachrichten von Mexico mag hiebei zur Grundlage dienen.

Die gesammten Besitzungen Spaniens in der Neuen Welt nehmen in Norden mit 37° 48′ nördl. Br. in Neu-Mexico ihren Anfang, und laufen in Süden auf dem festen Lande hinab bis zum Fort Maullin, gegenüber der Insel Chiloe; also bis 43° 34′ südl. Breite *).

Diese Erstreckung von 79 Breitengraden übertrifft selbst die des russischen Reichs auf dem festen Lande, obgleich diese von Westen nach Osten 160 Längengrade befaßt; denn sie

*) Wäre von Inseln die Rede, dann würde diese Erstreckung nicht nur bereits durch den Archipel von Chonos eine größere südliche Breite geben, sondern durch die Malouinen würde sie bis über 52° südl. vergrößert.

hat in einer so hohen Breite Statt, daß diese Grade dort nur noch die Hälfte eines Aequator-Grads betragen.

Die spanische Sprache, bemerkt v. Humbold, erstreckt sich also auf mehr als 1900 fr. Meilen, und da der Graf Florida Bianca regelmäßige Posten von Paraguay bis zur Nordwest-küste von Amerika eingeführt hat, so kann man von der Mission bei den Guaranis-Indiern bis nach Neu-Mexico sich mit einander unterhalten.

Was Neu-Spanien selbst betrifft, das heißt, sowohl das vormals von Motezuma beherrschte Reich der Azteken, als die Republiken Tlascala und Cholula und andere Theile, woraus sonst das alte Anahuac bestand, so beträgt die Arealgröße 118000 Quadratlieues, wovon zwei Drittel der gemäßigten Zone angehören. Die Ausdehnung des Landes von S. S. Osten nach Westen hin hält 600 Lieues. Die größte Erstreckung aber, unter dem 30sten Br. Grade, von Rio Colorado bis zum Südmeere in Sonora bei der Insel Tiburon, beträgt 364 Lieues.

Fangen wir in Norden mit jenen zuvor durchgegangenen weitläuftigen Gebieten an, welche anjetzt an die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika anstoßen, so zeigt sich der große Erdgürtel der Cordilleren bis selbst zu den hoch in Norden gelegenen, so weit sie uns nur bekannt geworden sind, fast gleichförmig fortlaufend. Allein in jenen, durch Pike nun besser bekannten Regionen, gehn von dem Hauptstamme, besonders unter dem 41sten und 42sten Grade, einige Seitenzweige nach Osten hin. Von und zwischen ihnen strömen, von den steinigen Gebirgen entspringend, verschiedene beträchtliche Flüsse, theils zu dem Missouri, theils zum Vater der Flüsse, dem Missisipi, theils zu dem Meerbusen von Mexico selbst. Dieß war der Fall mit dem Missouri selbst, dem weißen und schwarzen Fluß, mit dem der Osages, dem flachen Flusse (R. Plate), mit dem Arkansas, dem rothen Flusse und dem Colorado de Texas.

Viele der langen Thäler, welche sie durchströmen, erzeugen durch diese Bewässerung oft schöne Waldungen, und die reichsten Savanen, belebt von großen Heerden Bisonten, Elenthieren, Hirschen, wilden Putern und anderm Geflügel, während das Gebirge selbst vom Argali, wilden Ziegen, Bären und Füchsen bewohnt wird.

Etwas tiefer nach Süden, gegen Spaniens nördlichste Besitzungen hin, hat sich, so scheint es den neuesten Karten nach, diese ungeheure Weltzone in zwei Hauptstränge getheilt. Der eine Theil, der westliche, läuft über Californien hin und endigt nur erst mit dieser Halbinsel selbst, unweit des Cap Pulmo. Der andere, der größere Zweig, folgt dem Hauptlande selbst. Unter St. Fe, in Neu-Mexico, läuft das

Gebirge einförmig nach Süden zu den übrigen Provinzen Neu-Spaniens hinab, und ist so wenig von tiefen und großen Thälern unterbrochen, daß man von St. Fe bis zur Hauptstadt Mexico auf einer Weite von 500 Lieues in Wagen fortrollt. Dieß Kettengebirge bildet übrigens merkwürdige Hochebenen, welche, da sie unter einem warmen Himmel gelegen sind, in ihren unteren Regionen dem Menschen die fruchtbarsten Landsitze darbieten, da hingegen einzelne Spitzen über die Schneelinie bis auf 2500, ja 2770 Toisen oder 16620 Fuß sich erheben, und zum Theil durch ihr volkanisches Feuer Menschen und Thieren unbenutzbar und furchtbar sind. Dennoch finden sich in Neu-Spanien selbst nur fünf Volkane in dieser Bergkette; der neuere Volkan, der Jorullo, liegt allein außerhalb derselben. Dahingegen ist der Theil des Gebirges, der in den Königreichen Guatimala und Neu-Granada, besonders vom 11ten und 13ten Breitengrade an, dichter mit Volkanen, und zwar mit sehr furchtbaren, besetzt. Ihre großen Erhabenheiten fand man unter dem heißen Erdstriche, zwischen 6900 und 7200 Par. Fuß; und diese hohen Gipfel waren oftmals noch mit Eichen und Fichten bekränzt.

Jene große Gebirgskette bleibt indeß nicht jederzeit der Richtung des Landes selbst genau treu. Sie hält nicht stets gleichen Abstand von den Küsten, dieß zeigt sich z. B. in dem Königreich Guatimala, woselbst dieser hohe Bergrücken sich beträchtlich dem Südmeere nähert, da er hingegen in der benachbarten Provinz Oaxaca die Mitte des Landes einnimmt.

In den Aequinoctial-Gegenden genießt man alle Abstufungen der verschiedenen Klimate. Die Küstenländer von Neu-Spanien, zwischen den 15ten und 22sten Graden der Breite, feucht und ungesund, haben eine Temperatur von 25 bis 27 Grad des hunderttheiligen Wärmemessers, da man hingegen auf der Centralhochebene eine reine und sehr gesunde Luft einathmet, worin jener Wärmemesser nur 16 bis 17 Grad zeigt.

Ueber die Linie des beständigen Schnees dieser Höhen gibt v. Humbold Folgendes an. Unter dem Aequator beträgt sie 2460 Toisen (14760 Fuß), unter dem 45sten Breitengrad 7800 Fuß. In Mexico unter dem 19ten bis 20sten Breitengrad 8100 Fuß, auch haben daher nur 4 mexicanische Berge daurenden Schnee. Die Gränze der Veränderung dieser Linie je nach den Jahrszeiten fand er hier 2400, dahingegen unter dem Aequator diese Gränzen der Veränderung nur 180 bis 210 Fuß betragen.

Wenn daher gleich von Neu-Spanien 50000 Quadrat-Lieues unter der heißen Zone gelegen sind, so genießen dennoch hievon über drei Fünftel eines sehr milden, ja zum Theil kalten Klima's. Denn das ganze Binnenland von Me-

G 2

xico, vormals unter dem Namen Anahuac und Mechoacan bekannt, bildet eine Hochebene von mehr als 6000 Fuß Höhe.

Eine so große Ländermasse von gleicher Erhabenheit fände sich nun wohl in dem großen Buckel der Tatarei, indeß zeigt die viel nördlichere Lage dieses großen Erdbuckels, daß wenigstens bei weitem nicht jene Abstufungen der Temperatur, und mithin der von ihr größtentheils abhangenden organischen Erzeugnisse, dort zu erwarten stehen, als in Mexico. Das einzige, bis jetzt wenig bekannte, Afrika könnte vielleicht dereinst etwas ähnliches darbieten.

Die Winter von Neu-Spanien sind übrigens beträchtlich kalt. Hieran ist nicht nur der ewige Schnee der Gebirge, sondern noch wohl mehr die Nähe der großen, weiten, nördlichen, sehr kalten Länder in N. Westen schuld.

Diese für die reichste Fülle der Naturerzeugnisse so vortheilhafte Bildung des Landes wird aber besonders im eigentlichen Neu-Spanien einigermaßen vermindert durch den Mangel an bedeutender Bewässerung oder ansehnlichen schiffbaren Flüssen. Hier zeigen sich nur zwei Ströme von Bedeutung. Der zum Golf von Mexico hinabfließende Rio Bravo del Norte, dessen bereits zuvor hinreichend gedacht ist, und der ebenfalls schon erwähnte Rio Colorado von Californien. Ersterem gibt Humbold zwar nur 512 Lieues, allein da Pike's Entdeckungen zufolge seine Quellen nördlicher gelegen sind, so ist diese Länge größer.

Die Länge des Rio Colorado soll über 250 Lieues betragen. Beide Flüsse bedürfen bei ihrem Lauf durch unangebauete Länder eine stärkere Bevölkerung, um von großem Handelswerth seyn zu können.

Nicht blos wegen der Schmälerung des Landes, als besonders weil die Cordilleren in geringem Abstande vom Meere hinlaufen, und dabei einen schnellen Abhang haben, können sich keine bedeutend benutzbare Flüsse in den südlichern Theilen von Neu-Spanien erzeugen.

Hr. v. Humbold zählt für Neu-Spanien besonders viere, welche noch für den Betrieb zu benutzen stehen. Die beiden südlich von Vera Cruz laufenden Flüsse Alvarado und Guasacualco; ferner den R. Motezuma, wodurch die Gewässer der Seen des Thales von Tenochtitlan in den Fluß Panuco geführt werden *); sodann den Fluß Zacatula, der zum Südmeere fließt, und endlich den ansehnlichen Fluß der Provinz Guadalaxara, den großen Fluß von St. Jago, der ebenfalls zum Südmeere führt.

Von den kleinen Flüssen der Landenge verdient besonders der Fluß Chagre eine Erwähnung. Nicht weit vom schmal-

*) Man s. den Artikel von Mexico.

sten Theile der Erdzunge, gegen Panama über, ergießt er sich westlich von Porto Bello in das Meer der Antillen, und ist dabei von dort bei St. Lorenzo de Chagre bis nach Cruces wenigstens für kleine Fahrzeuge benutzbar, eine Fahrt, die etwa 4 bis 5 Tage erfordert. Es bliebe daher nur eine sehr kleine Strecke, freilich keine unansehnliche Gebirgshöhe, zu durchbrechen, um bei Panama zum großen Ocean zu gelangen. Da nun der Fluß Chagre eine bedeutend weite Mündung von 720 Fuß hat, so scheint dieß Project der Vereinigung beider Meere eben so wichtig, als vielleicht annehmlich, selbst wenn das Gebirge hoch und fest wäre; auch ist dieser Plan bereits mehrmals vorgelegt worden, wenigstens lohnte es schon der Mühe, ein genaues Nivellement deshalb vornehmen zu lassen, da der mögliche Vortheil von so erstaunlichem Umfange seyn würde.

Seen finden sich in diesen beiden Königreichen einige von Bedeutung. In Mexico, woselbst sie, Humbold zufolge, nur Ueberreste der ungeheuern Wassermassen zu seyn scheinen, welche vormals die großen und hohen Ebenen innerhalb der Cordilleren anfüllten, und anjetzt beständig im Abnehmen sind, zeigen sich der See von Chapalu (Intendantsch. Guadalaxara), von 160 Quadrat-Lieues; ferner die zuvor hinreichend erwähnten Seen des großen Thals der Hauptstadt, wovon sie ein Viertel einnehmen; sodann der See Patzcuaro (Intendantsch. Valladolid); die Seen Mextitlan (Cayman?) und Parras. Auch sieht man noch in der Intendantsch. Merida drei kleine schmale Seen.

In den sich nun stark schmälernden Theilen gegen den Isthmus zu, kommen wenig Seen von einiger Bedeutung vor, bis man zu dem See Leon, unter dem 17ten Grade der Breite gelanget, welcher durch einen kleinen Kanal (die Humboldsche Karte nennt ihn Livitapa-Fluß) mit dem großen See Nicaragua *) zusammenhängt.

Dieses ansehnliche Gewässer von mehr als 30 Meilen, von N. W. nach S. Ost, scheint wohl den Volkanen viel zu verdanken zu haben, weil man unter mehreren Inseln, womit es bedeckt ist, und wovon einige an Größe gar nicht unbedeutend sind, auf ältern Karten noch eine rauchende Insel Onotepet gewahr wird.

Bei dieser, im Ganzen genommen, eben so malerisch schönen, als zur größten Fruchtbarkeit geeigneten Bildung fehlt es indeß einigermaßen diesen herrlichen Ländern, ungeachtet ihrer weiten Erstreckung, stets an guten Häfen von hinreichender Anzahl.

Vorzüglich arm an guten Häfen ist aber die Ostküste, die

---

*) Man s. zuvor Nicaragua.

Seite des mexicanischen Meerbusens. Hier, sagt Humbold, hat und muß sich durch den dauernden Umschwung des Oceans der heißen Zone von Westen nach Osten, stets mehr Sand und überhaupt Erdreich ansetzen, wodurch dann nicht blos das Land in dieser Richtung vergrößert, sondern zugleich seine vorhandene Häfen versandet, und neue schwerlich können gebildet werden; und dieß hat sich allerdings durch die Erfahrung, durch das weitere Zurücktreten des Oceans an dieser Küste bestätiget. Auch findet sich auf dem ganzen Striche der Küste von der Mündung des großen Rio del Norte an, bis zum Alvarado oder Papaloapan, südlich von Vera Cruz kein einziger guter Hafen. Und selbst dieser sogenannte Hafen von Vera Cruz, einer der ersten Handelsstädte der Welt, die jährlich einen Umsatz von 50 bis 60 Millionen Piaster begreift, ist eigentlich nur ein elender, ja höchst gefährlicher Landungsplatz.

Die entgegengesetzte Küste, die des großen Oceans hat die Natur in dieser Rücksicht etwas mehr begünstigt. Drei vorzügliche Häfen zeichnen sich besonders aus, nämlich oben in Neu-Californien der Hafen St. Franziskus; ferner St. Blas, in der Intendantschaft Guadalaxara, am Flusse Tololotlan oder de St. Jago; der dritte endlich ist der treffliche Hafen von Acapulco *); südlicher dann in Guatimala findet man den Hafen Realejo, so wie den von Guajaquil, durch einen schönen Fluß gebildet.

In der guten Jahrszeit sind ebenfalls die beiden offenen Rheden, Tehuantepec und Guajaquil, ohne Gefahr benutzbar.

Jener Mangel der Ostküste an sichern Häfen ist aber desto mehr zu bedauern, da die Lage von Mexico und besonders die der Hauptstadt selbst, im übrigen so ausgezeichnet trefflich ist für den Welthandel.

Auf einer Erdzunge gelegen, sagt Humbold, die vom großen Ocean und atlantischen Meere bespült wird, ruft die Natur selbst Mexico gleichsam auf, eine höchst bedeutende Rolle bei allen politischen Ereignissen beider Continente zu spielen. Ein König von Spanien, der in dieser Hauptstadt seinen Sitz hätte, könnte seine Befehle in fünf Wochen in der Pyrenäischen Halbinsel, und in sechs Wochen in den Philippinen bekannt werden lassen. Bei gutem Anbau wäre das große Königreich Mexico allein im Stande, alles hervorgehen zu lassen, was die Handelswelt auf der ganzen Erde hauptsächlich in Bewegung setzt: Zucker, Cochenille, Cacao, Baumwolle, Caffee, Indigo, die meisten Getreidearten, Hanf, Flachs, Seide, Wein und Oel; alle Metalle, selbst das Quecksilber nicht ausgenommen; die trefflichsten Bau-, Farbe- und

---

*) Man s. zuvor.

Einlegehölzer; und einem hiemit zu bewirkenden unermeßlichen Betriebe stellt sich nichts in den Weg, als jener Mangel an guten Häfen!

Bevor wir nun die Bewohner dieses herrlich ausgesteuerten Landes kennen lernen, macht jene Darstellung mit Recht auf eine etwas genauere Uebersicht der wichtigsten Erdprodukte selbst aufmerksam. Wir heben davon besonders diejenigen aus, welche den bedeutendsten Einfluß auf die Societät haben, deren Entdeckung dem Handel der gesammten Erde einen neuen Umschwung gab, ja den Werth aller zu schätzenden Dinge veränderte; wir fangen mit dem todten, dem Mineralreich, an, um so zu dem lebenden hinaufzusteigen.

Längst bevor Mexico uns bekannt ward, hatten sich die dortigen Völker der edlen und geringern Metalle sowohl zu ihrem Hausrathe, als zu ihrem Putz, ja zum Theil als Geld bedient. Auch fehlt diesem großen Lande fast keines der nützlichsten Minerale. Ohne vorerst hier der edlen Metalle zu erwähnen, beweist Clavigero, daß die alten Mexicaner sich nicht nur der Cacaobohnen als Münze bedienten, sondern daß ebenfalls das Zinn, ein weniger allgemeines Metall, in Form eines Hammers statt des Geldes bei dem Handel gebraucht wurde.

Das Quecksilber bot sich hier als Zinnober dar; das Eisen aber fand man dort überall, sowohl als einen gelben und rothen Ocher und als Eisenstein, wie auch in erstaunlichen Massen von sogenanntem gediegenen Eisen oder Meteorstein, wie dieß bereits bei den Intendantschaften von Durango und Zacatecas angezeigt ist. Humbold sagt ausdrücklich: die hiesigen Gebirge hielten, wie die der alten Welt, Eisen, Kupfer, Blei, Quecksilber, nebst vielen andern Mineralen. Da ist es denn sehr merkwürdig, daß die Azteken und selbst noch die Mexicaner, zur Zeit der Eroberung durch Cortez, nirgends sich des Eisens bedienten oder vielmehr es sich zu bedienen fähig waren, da doch auf unserm Continente der ungleich rohere Hottentotte von diesem festesten, und daher nützlichsten Metall Herr ward. Die mexicanischen Waffen und sonstigen harten und scharfen Geräthschaften bestanden dagegen aus Kupfer, welches, wie wir durch unsern berühmten Reisenden lernen, mit Zinn verbunden, eine sehr große Härte erhielt.

Es ist aber wohl nur der erstaunliche Ueberfluß der edlen Metalle, welcher die Arbeiten auf Eisen bis jetzt zurückgehalten hat. Und dafür muß denn der Staat hart büßen, denn vor wenigen Jahren war bei jetziger Hemmung des Handels der Preis des Eisens so erstaunlich gestiegen, daß man statt 20 Franken 240 für den Centner zahlen mußte. Man über-

schlage jetzt den übermäßigen Gewinn Englands von Neu-Spanien an, nur allein für Eisen- und Stahlwaaren aller Art.

Von der außerordentlichen Fülle der schätzbaren und genauern Nachrichten über Neu-Spaniens Minerale, welche Humbold uns geliefert hat, hier nur dasjenige, was der größern Anzahl der Leser besonders zuspricht.

Die edlen Metalle, vorzüglich das Silber, finden sich hier gangweise, wenigstens werden diese hier am mehrsten bearbeitet, seltner kommen Stockwerke vor. Gewöhnlich fällt das Metall innerhalb der Ur- und Uebergangsgebirge, minder gewöhnlich in den Gebirgen der zweiten Ordnung. Die reichste Mine von Guanaxato streicht im ältesten Thonschiefer; ganz vorzüglich ist das Porphyrgebirge reich an Gold und Silber.

Unser Landsmann Sonnenschmidt, der ebenfalls als geschickter Mineraloge einen sehr großen Theil von Neu-Spanien bereist hat, fand in der Intendantschaft Mexico die Minen von Xamala, Cardonal, Lomo und Toro im Norden von Zimapan innerhalb der Uebergangskalksteins-Gebirge, und zwar bei letzterm Stockwerke von Blei, welche binnen kurzer Zeit zugleich über 124000 Centner Blei Ausbeute gaben.

Die Höhe, auf welcher sich hier die Erzgänge zeigen, übertrifft bei weitem die unserer europäischen Minen. Gehen die Gänge von Freiberg und Klausthal in einem Gebirge zu Tage, welches etwa 1050 bis 1710 Fuß hoch ist, so hat hier hingegen die Natur die Metallschätze fast auf den Rücken der Cordilleren gelegt. In Mexico sind die Schachten der berühmtesten Minen auf 5400 bis 9000 Fuß.

Eine ganze Gegend, welche von Minen oder Erzlagen umgeben ist, wird unter dem Namen Real befaßt; diese sind dann in 37 Distrikte oder Diputaciones de Mineria vertheilt. Solcher Reales zählt v. Humbold in 9 Intendantschaften über 330, außer mehrern einzelnen Minen innerhalb den Intendantsch. Puebla, Vera Cruz und Alt-Californien.

Uebrigens werden hier, wie dieß auch auf dem alten Continente der Fall ist, theils sehr viele arme Gänge und wenig reiche bearbeitet. Die Minen von Guanaxuato, Zacatecas und Real del Monte haben jede nur einen einzigen Gang; und der Hauptgang von Guanaxuato hat bei einer Länge von mehr als 38100 Fuß eine Mächtigkeit von 120 und 135 Fuß; auch hat man daraus binnen den letzten 10 Jahren mehr als 6 Millionen Mark Silber gewonnen! Der einzige Gang gibt also gegen ein Sechstel alles Silbers, das Amerika jährlich liefert; ja ein einziger Gang, das Eigenthum des Grafen Valenciana, gibt gewöhnlich im Jahr anderthalb Millionen reinen Gewinn an Gold und Silber, und zuverläßigen Berichten zufolge, hat der Distrikt von Guanaxuato in

38 Jahren 165 Millionen Piaster an Gold und Silber geliefert.

In Rücksicht des Reichthums oder der Ausbeute an Silber theilt Humbold die dortigen Minen-Distrikte in drei Klassen. Hievon sind die drei wichtigsten die von Guanaxuato, Catorce (Intendantsch. St. Potosi) und Zacatecas; hierauf folgen fünf minder ergiebige, worunter eine wiederum in der letztgenannten Intendantschaft, eine in der ersten, eine in der Intendantsch. Mexico, und eine, El Rosario, in der Intendantsch. Sonora sich finden. Von der hierauf folgenden oder dritten Klasse fallen die fünf Distrikte in die Intendantschaften von Durango, Mexico, Zacatecas und Louis de Potosi. Die größte Anzahl der Distrikte, welche größtentheils in andern Intendantschaften gelegen sind, muß daher nur sehr arme Erze halten.

Die Art der Erze selbst ist hier mancherlei; die größte Masse, sagt v. Humbold, gehört zu denen, welche die Bergkundigen dürre Erze nennen, als besonders Glaserz, Fahlerz, Grau- und Schwarzgiltig, Hornerz, Sprödglaserz und Rothgiltig.

Nicht häufig sieht man gediegen Silber, doch kommen davon bisweilen bemerkenswürdige Massen bis zu dem Gewicht von mehr als 400 Pfund in Neu-Biscaya (Intendantsch. Durango) in den vormals so reichen Gängen von Batopilas vor. Ebenfalls sind die gemeinen Schwefelkiese, wovon mehrere Verschiedenheiten vorkommen, oftmals sehr ergiebig. Uebrigens übertreffen die armen Erze in den Cordilleren bei weitem die reichen durch ihre Menge in der Summe der Ausbeute. Don Elhuyar's vielfache Untersuchungen haben ergeben, daß, als Mittelwerth aller dortigen Silbergruben gerechnet, ein Centner Erz (von 1600 Pfund) zwischen drei und vier Unzen Silber enthält.

Dieß Resultat des sachkundigsten Berghauptmanns oder Oberhaupts aller dortigen Minen contrastirt sehr mit den Uebertreibungen mehrerer Reisender, wenn gleich allerdings einige einzelne Gänge eine erstaunliche Ausbeute geben, wie z. B. die so eben angeführte Mine des Grafen Valenciana bei Guanaxuato.

Der Bau dieser Mine erfordert aber auch einen erstaunlichen Vorschuß. Die Bergleute (ihrer sind 1800 *) und alle übrigen dabei nothwendigen Arbeiter kosten jährlich 3,400000 Livr.; das Pulver, das Holz, die Seife, das Leder, der Stahl und die übrigen Bedürfnisse 1,100000 Livr. Das Pulver allein hievon 400tausend und der Stahl zu den Werkzeugen 150tausend.

*) Der ganze Bergdistrikt oder Bergrevier von Guanaxuato hatte im Jahre 1803 fünftausend Bergleute und Arbeiter überhaupt.

Die gesammten Kosten, also 4½ Million Livr., verglichen mit der reichsten Mine von Freiberg, der zum Himmelsfürsten, gilt sie 36 mal so viel als diese. Uebrigens ist sie nicht die einzige Mine von großer Ergiebigkeit; so hat die berühmte, zum Bergrevier Catorce (Intend. St. Louis de Potosi) gehörende Mine La Purissima Concepcion &c., das Eigenthum des Obristen Obregon (von der Familie Valenciana), seit 1788 jährlich einen reinen Gewinn von 200000 Piastern abgeworfen. Begreiflich müssen hiedurch einzelne Minenbesitzer ein erstaunliches Vermögen sammeln, wie denn in Guanaxuato zwei Söhne des Bergmanns Otero, jeder ein Capital von 6½ Million. Piaster erworben hatten, ohne daneben die jährliche reine Ausbeute ihrer Minen zu rechnen, welche noch über 400000 Livr. betrugen. Die reichste Ausbeute, welche irgend eine Mine je gegeben hat, ist aber bereits zuvor bei der Intendantschaft Zacatecas angeführt.

Von diesen unermeßlichen Schätzen beträgt indeß das Gold bei weitem den geringsten Theil.

Das Gold findet sich in Neu-Spanien hauptsächlich im angeschlemmten Erdreich, und hieraus wird es durch Waschwerke gewonnen. Dieß ist der Fall in der Intendantschaft Sonora. Auch hat man viel Gold in dem Sande des Thals des Rio Hiaqui in eben dieser Intendantschaft entdeckt; und nördlicher, unter dem 31sten Breitengrade, sind im eigentlichen, wenig bekannten Pimeria, ansehnliche Patzen oder kleine Massen Gold von 5 bis 6 Pfund gefunden worden.

In wirklichen Gängen kommt das Gold in der Intendantsch. Oxaca vor, und zwar in Gneis und in Glimmerschiefer, in letzterm ist der reichste Gang in den Minen des Rio St. Antonio. Er läuft dort in milchichtem Quarz und hat oftmals einen Fuß Mächtigkeit, ist aber von sehr ungleichem Gehalt.

Endlich sind die meisten Silbererze Neu-Spaniens goldhaltig. Man findet es oftmals octaedrisch cristallisirt, dann auch blätterig oder gestrickt. Die reichen Minen von Guanaxuato halten etwa $\frac{1}{1000}$ ihres Gewichts an Golde.

Wenn die gesammte Masse, welche Neu-Spanien von Silber jährlich bei ungestörter Einführung von Quecksilber zum Amalgamiren liefert, 22 Millionen Piaster beträgt, dann ist daneben der Ertrag des Goldes eine einzige Million, also zusammen an edeln Metallen 23 Millionen.

Was uns durch Gage und Andere von den Metallen des Königreichs Guatimala bekannt geworden ist, zeigt wenigstens, daß die Natur auch dort sie nicht gänzlich fehlen ließ. Er erwähnt nämlich des Orts Aqua caliente, gegen die Mitte des Landes zu, zwischen der Stadt Guatimala und Acasabastlan, den Karten nach an einem Flusse gelegen, wo-

selbst die Indianer vormals eine hinreichende Menge Gold auswuschen, um damit den Spaniern ihren Tribut zu zahlen; indeß soll sich dieß nachmals verloren haben. Vielleicht wird uns Humbold diese Länder nächstens besser kennen lehren, denn über die Provinzen dieses Königreichs, so wie überhaupt über Darien sind wir jetzt noch nicht viel besser unterrichtet, als zu den Zeiten eines Dampiers und Wafers. Wahrscheinlich halten die Zweige und Seitensprossen der Cordilleren von Neu-Spanien ebenfalls hier mehrere edle und unedle Metalle.

Bei jenem erstaunlichen Reichthum edler Metalle ist es zu bedauern, daß das Quecksilber, obgleich wirklich in Neu-Spanien vorhanden, dennoch nicht im Großen gewonnen wird, um dadurch dem beim Amalgamiren dort so fühlbaren Mangel dieses Metalls abzuhelfen.

Die Consumtion dieses Metalles ist nämlich hiebei so beträchtlich, daß jährlich 16000 Centner verbraucht werden, wovon ein sehr bedeutender Theil aus der Fremde, besonders aus Idria (Oestr.), zu 52 Piaster der Centner, angekauft ward; und es ist berechnet, daß Neu-Spanien von 1762 bis zum Jahr 1781 die ungeheure Masse von 191405 Centner auf die Weise verbraucht hat. Sonnenschmidt hat gezeigt, daß beim Amalgamiren auf eine Mark Silber 10 bis 14 Unzen Quecksilber verbraucht werden; etwa 8 werden vernutzt und 3 bis 6 gehen gänzlich verloren.

Bei den vielen wichtigen Auseinandersetzungen, welche uns für die organisirten Naturreiche Neu-Spaniens noch übrig sind, führte es zu weit, die Einrichtungen des gesammten Bergwesens selbst hier anzeigen zu wollen; Wißbegierige finden sie in Humbolds einzigem Werke.

Die Darlegung der gesammten Masse der hier gewonnenen edlen Metalle mag diesen Artikel beschließen.

So eben ist bereits angezeigt, daß zu Anfange dieses 19. Jahrhunderts, Neu-Spanien einzig und allein jährlich für 23 Millionen Piaster lieferte.

Die beiden hier folgenden Humboldschen Tafeln zeigen mit einem Blicke das große Uebergewicht der Neuen Welt, in Rücksicht ihres Geldreichthums, über Europa, selbst mit Inbegriff eines bedeutenden Theils von Asien.

I. Jährl. Ausbeute der Bergwerke von Amerika zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

	Gold.		Silber.		Werth des Goldes und Silbers in Piaster.
	Castil. Mark.	Kilogramm.	Castil. Mark.	Kilogramm.	
Vice-Königreich Neu-Spanien	7000	1609	2,338220	537512	23,000000
Vice-Königreich Peru . . .	3400	782	611090	140478	6,240000
General-Capitanerie Chili .	12212	2807	29700	6827	2,060000
Vice-Königr. Buenos-Ayres	2200	506	481830	110764	4,850000
Vice-Königr. Neu-Granada	20505	4714	„ „	„ „	2,990000
Brasilien	29900	6873	„ „	„ „	4,360000
Summa *) .	75217	17291	3,460840	795581	43,500000

*) Die Mark von Castilien verhält sich zu der Mark von Frankreich = 541 : 576; ein Kilogramm aber macht 4 Mark, 5 Gros und 35,15 Gran.

Von Humbold bemerkt hienach, daß das berühmte Werk: La Richesse des Nations, (es ist bei uns übersetzt) alles Gold und Silber, welches die Neue Welt nach Cadix und Lissabon jährlich sendet, um zwei Fünftel zu gering angibt, und daß die spanischen Colonien 45000 Mark Gold, Brasilien dagegen nur 30000 Mark liefert.

II. Jährlicher Ertrag der Gold- und Silberminen von Europa, dem nördlichen Asien und der Neuen Welt.

Hauptabtheilungen.	Gold.		Werth des Goldes in Livres.	Silber.		Werth des Silbers in Livres.	Gesammtwerth von Gold und Silber in Livres.
	Französ. Mark.	Kilogramm.		Französ. Mark.	Kilogramm.		
Europa	5300	1297	4,467444	215000	52670	11,704444	16,171888
Nord-Asien . . .	2200	538	1,853111	88700	21709	4,824222	6,677333
Amerika	70674	17291	59,557889	3,250547	795581	176,795778	236,353667
Summa . .	78174	19126	65,878444	3,554247	869960	193,324444	259,202888

Diese Tafeln bieten sofort folgende nicht unwichtige Bemerkungen dar.

Die ganze jährliche Ausbeute der Minen von Europa zu denen von Amerika verhält sich wie 16,171888 : 236,353667, oder mit Weglassung der übrigen Zahlen, wie 16 : 236 = 1 : 14¾. Letztere aber zu der ganzen Summe der edlen Metalle von Europa und Nord-Asien (Rußland) wie $10\frac{8}{11}$: 1.

Da von jenen 78000 Mark Gold Amerika allein 70000, und von den 355000 Mark Silber allein 325000 liefert, also von der ganzen Masse Gold $\frac{90}{100}$ und von der Masse Silber, $\frac{91}{100}$, so ist der verhältnißmäßige Ueberschuß wie 90 : 91, also nur ein geringes verschieden.

Humbold schließt hieraus, das Verhältniß, welches der berühmte A. Smith von der Einfuhr des Goldes in Europa zu der des Silbers gegeben habe, nämlich fast wie 1 : 22, sey nicht richtig, weil hiernach nur 22 × 70000 oder 154000 mal so viel Silber einkommen müßte, da wir doch 325000 mal so viel erhalten.

Es ist übrigens hier durchaus nicht Rücksicht genommen auf die Masse der edeln Metalle, besonders des Goldes, welches aus ganz Afrika, ferner aus den Sund-Inseln, und überhaupt aus Hinter-Indien zu uns kommt. Unläugbar giebt dieß sehr große Summen, da das afrikanische Waschgold einen wichtigen Handelsartikel auf den dortigen Küsten ausmacht, da ferner Bambuk und Monomotapa äußerst reiche *) Goldminen, und die Bergwerke der Sund-Inseln ebenfalls reichhaltige Goldgänge enthalten, wie dieß nicht nur viele von dort hergebrachte reiche Stufen in europäischen Mineralien-Cabinetten beweisen, sondern noch deutlicher die Nachrichten gültiger Reisenden über das viele verarbeitete Gold, welches man bei den Großen auf Sumatra, Borneo, Java und einigen Molucken findet.

Sollte durch die hiernach nur angedeuteten Metallquellen sich jenes Verhältniß des europäischen Goldes gegen das ausländische nicht leicht von 1 zu 14¾ bis 1 : 20, oder wahrscheinlich noch weiter erhöhen? Und da die erstaunlichen Anstrengungen, sowohl in Hinter-Indien als selbst in Afrika tiefer einzudringen, mit jedem Jahre zunehmen, so muß bei den dadurch eröffneten Metallquellen unsere europäische Armuth desto auffallender werden, je weniger sich etwas Aehnliches bei uns hoffen läßt; da unsere Bergwerke kaum einmal stationär bleiben, d. h. stets dieselbe Ergiebigkeit zeigen, und Europa daneben selbst die meisten Waaren des Luxus über das Meer holt.

Setze man hiegegen nicht etwa, daß Amerika oder gar

---

*) Man s. hierüber Lesebuch 1ster Theil.

Afrika und Asien ebenfalls mit ihrer höheren Kultur mehr europäische Waaren der Bequemlichkeit und des Luxus verlangen werden. Einmal bedürfen die originellen Bewohner der Tropenländer unserer Industrie-Waaren fast gar nicht. Ihre Moden sind dabei nicht sehr veränderlich, und die erstaunliche Produktionskraft ihres Erdreichs setzt sie gewöhnlich in Ueberfluß von Nahrungsmitteln und Leckereien aller Art. Und sodann ist ja Nord-Amerika, und wie wir so eben sahen, bereits Mexico, hoch cultivirt; es wird sich daher selbst bald durch eigene Industrie mit allem versorgen, was nicht blos das Leben, sondern selbst der Luxus verlangt.

Denkt man sich nun nach allen hier aufgeführten Thatsachen eine Lage der Dinge, in welcher die Meere nur für ein Paar oder gar nur für eine einzige Nation offen wären, was für möglichen Mißbrauch könnte eine solche, das Weltmeer beherrschende Nation von dieser Begünstigung nicht machen? Welch ein furchtbares Uebergewicht müßte nicht ihr Handel über den der ganzen übrigen Welt erhalten? wenn anders noch ein Welthandel existiren sollte, oder überhaupt die hochcultivirte Menschheit noch ferner in dem jetzigen Gleise der Civilisation, welche hauptsächlich durch jenen Welthandel besteht, fortlaufen sollte?

Für Amerika insbesondere erwähnen wir hier noch zuletzt mit wenigen Worten der Frage: wie hoch nun alles, seit seiner Entdeckung, nach Europa hingeführte Gold und Silber zu schätzen sey?

Der Eroberer Cortez fand bereits eine erstaunliche Menge Gold in Gefäßen verarbeitet vor; sie gewährten zugleich bedeutende Zeugnisse der seltnen Industrie der damaligen Mexicaner. Die gutmüthigen abergläubischen Mexicaner, welche sich in Cortez, nicht wie er sich nachmals zeigte, keinen kühnen, hartherzigen, ruhm-, länder- und goldsüchtigen Menschen, sondern ein edles Wesen höherer Art dachten, brachten ihm, seiner eigenen Angabe nach, 162000 Pesos de Oro freiwillig dar; sie hätten bedenken sollen, daß, jemehr man einem solchen Räuber gutmüthig anbietet, desto gieriger wird sein Blick und desto frecher seine Faust. Eine große Menge so trefflich gearbeiteter goldner Gefäße befand sich hierunter, daß Cortez für 100tausend Ducaten davon unverletzt dem Kaiser Carl V. zum Geschenk brachte, wovon ein Theil in heiligen Bildern, Crucifixen u. dgl. nach seinen Angaben durch dortige eingeborne Goldarbeiter auf das schönste verfertigt war. In den vor ihm seit der Entdeckung verflossenen Jahren (17 J.) war bereits eine beträchtliche Menge Gold und andere Schätze von einigen Inseln und Küsten nach Europa geschleppt. Indeß hub doch wohl nur erst weiter hin, bei besserer Bearbeitung der Bergwerke durch die Spanier selbst,

das große Hinströmen der Reichthümer nach Europa an, wenn gleich bei der Totalangabe jene früheren Sendungen des zu uns gekommenen Goldes und Silbers nicht zu übergehen sind.

Die Wichtigkeit der Beantwortung jener Frage ist aber sowohl für den Welthandel als für unsere gesammte Societät in jeder Richtung so wichtig, daß sich damit besonders seit Uzstariz trefflichem Werke *) mehrere der vorzüglichsten Statistiker beschäftigt haben. Begreiflich mußten die Resultate, welche zum Theil auf Hypothesen beruhen, sehr verschieden ausfallen. Die stärkste Angabe war die des berühmten Robertson **), sie beträgt 8800 Millionen Piaster, nur von 1492 bis 1775. Die billigste schien die des Verfassers der Recherches sur le Commerce, der sie für eben diese Zeit über 3700 Millionen geringer bestimmt. Humbold hat diese verschiedenen Angaben zusammengestellt, und nach genauerer Uebersicht und größerer Sachkunde setzt er für die Gesammtsumme alles Goldes und Silbers, welches wir seit der Entdeckung der Neuen Welt, also von 1492 an von dorther bis zu dem Jahre 1803 erhalten haben, nur auf 5445 Millionen Piaster. Indeß war die Summe der wirklich aus den Bergwerken gezogenen Reichthümer einige hundert Millionen größer, nämlich 5706 Mill. 700000 Piaster, eine Masse, welche eine Kugel von 85½ Fuß im Durchmesser ausmachen würde; die Minen Neu-Spaniens hatten allein über 2000 Mill. Piaster geliefert. Indeß geht hievon ab dasjenige, was in Amerika selbst zurückblieb; ferner die davon nach den übrigen Welttheilen gegangenen Gelder.

Von jener zu uns binnen 311 Jahren herübergeführten Geldmasse fiele auf ein Mitteljahr 17½ Mill. Piaster.

Jetzt zu den merkwürdigsten Produkten des Pflanzenreichs der hier durchgegangenen Länder.

Aber die unerschöpfliche Flora eines Tropenlandes von solcher Größe, und was fast wichtiger ist, durch die zuvor angezeigte innere Bildung, von allen möglichen Stufen der Temperatur beschreiben zu wollen, ginge selbst über die Kräfte des gründlichsten Botanikers; brachte doch nur allein Humbold mehrere Tausend zum Theil neue Pflanzen von seiner mexicanischen Expedition mit sich zurück, und beobachtete in Amerika auf 27 verschiedene Palmenarten, da wir bis jetzt kaum überhaupt 15 dieser edelsten Vegetabilien kannten!

Unsere Einrichtung beschränkt sich auch nur auf das dem Menschen im Großen Nützliche und das Auszeichnende, Seltene.

---

*) Uzstariz Theorie et Pratique du Commerce etc. etc. 2. Edit. Hamburg 1753.

**) Hist. of Amer.

Meiner längst angenommenen Methode getreu *) machen die nährenden Pflanzen hier ebenfalls den Anfang.

Von den dort originellen Kornarten bietet sich hier besonders der Maiz (Zea Mais) dar, der anjetzt auch bei uns ziemlich einheimisch geworden ist. Vor der Entdeckung zogen die Amerikaner aus dem Stengel oder Stamme Zucker; Cortez nennt es den Honig des Maiz.

Von unsern Kornarten, welche bei dem vielartigen Boden und Klima hier alle gedeihen, wird besonders Waizen gebaut; er gibt in Californien nur etwa 17fältig; allein auf den fruchtbaren Hochebenen von Queretaro bis Leon (Intendantsch. Mexico) 30 bis 40, ja bei Cholula zuweilen 80fältig; im Thale von Mexico selbst gibt er nur das 20ste Korn, der Maiz aber das zehnfache, nämlich 200. Die Einwohner der vom Meere entfernten Binnen-Provinzen leben größtentheils davon. Auch bauet man, besonders auf den kälteren Hochebenen, Roggen, Gerste und etwas Hafer.

Aber weit wichtiger ist eine zweite Hauptvolksnahrung, ebenfalls eine Originalpflanze der Neuen Welt, nämlich die Kartoffel **). War sie gleich vor Columbus Zeit in Mexico noch nicht bekannt, so wurde sie dennoch lange zuvor in Peru gebauet, und auch höher nach Norden gelegene Theile von Amerika als Mexico, z. B. Virginien, benutzten sie unter dem Namen Openawk oder auch Norembega.

Seitdem sie der große W. Raleigh von Virginien bei uns einführte, umfaßt ihr wohlthätiger Anbau fast die gesammte bekannte Erde, von Lappland bis Patagonien, und von Japan, selbst die neuentdeckten Austral-Länder nicht ausgenommen, bis rund um die Welt nach Californien. Der edle Britte verdient dafür das einzige, der Vernunft und dem echten Ruhm entsprechende Ehrenmonument, nämlich das für Menschenerhaltung und Beglückung.

In Mexico hat man eine, besonders in dürftigen Gegenden, nachahmungswürdige Methode, die Kartoffeln Jahre lang aufzubewahren; man setzt sie nämlich dem Frost aus

*) Bereits in dem Vergleich von Amerika und Frankreich 1794 habe ich diese Methode beobachtet. Man s. den 1sten Th. S. 60 u. f. Berlin 1795.

**) Humbold glaubt, die Magalia von Chili, die dortige wilde Kartoffel, ließe sich für den Urstamm der Kartoffeln überhaupt annehmen. Sie wäre nämlich von dort stets weiter gegen Peru hin verpflanzt, indem sich die Bewohner des kalten Süd-Amerika stets weiter gegen den Aequator vorgedrängt hätten, wie überhaupt der Mensch der kalten Weltgegenden sich stets gegen die mildere vordrängt. Diese Idee soll vom Chev. Boturini herrühren. Ess. Stat. du Mex. T. 2. 461.

und läßt sie gleich darauf an der Sonne trocknen; durch dieses Dürren verlieren sie die Feuchtigkeit.

Die Hauptnahrung der Neger im eigentlichen Westindien, der Manioc *), ist auch hier sehr wichtig, und, wenn gleich minder, die Bataten (Convolv. Batatas) und die Oca (Oxalis tuberosa); ferner die Ignamen (Dioscorea), welche den Tropenländern überhaupt eigen sind, indem wohl einige vermuthlich hieher nur verpflanzt seyn mögen; auch bauet man die Topinambous (Helianthus tuberosus). Der Reis ist hier durch die Spanier eingeführt.

Endlich ist die Banane oder der Pisang, diese allerergiebigste **) und nahrhafteste Pflanze der gesammten heißen Länder, ebenfalls jetzt hier; ob sie von der alten Welt herübergebracht sey, wie Forster behauptete, scheint einigermaßen zweifelhaft, besonders bei der großen Verschiedenheit ihrer Arten und Varietäten. In Neu-Spanien nimmt sie, der verschiedenen und ansehnlichen Höhen des Erdreichs ungeachtet, dennoch einen Raum von 50000 Quadrat-Lieues ein, und bietet dort anderthalb Millionen Bewohnern ihre wohlschmeckende Nahrung dar. Besonders ergiebig ist die Musa (M. Paradisiaca) in den fruchtbaren Thälern um Vera Cruz, so wie auch bei Acapulco. Einzelne Racemen haben bis 180 Feigen, zusammen an Gewicht über 80 Pfund.

Bereits vor Columbus Zeit hatten die Mexicaner einen Ueberfluß an Gartengemüse aller Art, z. B. Zwiebeln, Bohnen, Erbsen, Kürbisarten u. a. Einige scheinen völlig mit denen der alten Welt einerlei gewesen zu seyn.

Noch zählt man unter die dort gebaueten Nahrungspflanzen den Liebesapfel (Solanum Lycopersicon) und eine Art Tigridia, die Cacomite, von mehlartiger Wurzel, und die sonderbare Erdnuß (Arachnis hypogaea. Diadelph. L.). Diese Erdpistacie, dort Cacahuete, auch Tlalcacahvete genannt, verbreitet aus einer weißlichen Wurzel mehrere röthliche Stämme über die Erde. Der mittlere derselben erhebt sich vorzüglich mit seinen eiförmigen hellgrünen Blättern. Diese stehen paarweise, je 4 und 4 gegen einander. Die Blumen sind gelbröthlich und gestielt, nach Andern weißlich. Wenn die Fructification geschehen ist, senkt sich der Griffel in den Boden und entwickelt dort unter der Erde die Frucht. Wurzel und Frucht sind jetzt von der Erde bedeckt, und jene flechtet oftmals kleinere Zweige um ihre Nachkommenschaft. Diese besteht aus einer Schale oder Schote, in welcher sich zwei Mandeln, dem Fichtensaamen ähnliche Kerne, bilden. Aeußerlich röthlich ist ihr weißes Innere von angenehmem

---

*) Man s. Lesebuch 2ter Thl.
**) Sie soll 44 mal so ergiebig seyn als die Kartoffel. (Humb.)

Geschmack. Man genießt sie geröstet wie Caffee, und die Erdpistacien sollen sowohl ernähren als erhitzen und zur Liebe reizen. Auch preßt man daraus ein hellbrennendes Oel.

Original waren hier ferner als unentbehrliches Gewürz für die Amerikaner mehrere Arten des spanischen Pfeffers (Capsicum).

Unsere Früchte findet man ebenfalls im Ueberflusse und größtentheils sehr schmackhaft. Bei Gastmählern bewundert der Fremde hier beim Desert Europens Aepfel, Birnen, Kirschen und Pfirschen neben Ananas, Sapoten, Magoen, Pisang, Goyaven, Grenadillen *) und übrigen leckersten Produkten der heißen Zone. Hätte nicht die Regierung den Wein und die Oliven, so wie den Flachs und den Hanf, wenn gleich nicht streng verboten, doch auf alle Weise ihren Anbau zu verhindern gesucht, so sähe man auch diese hier in großem Flor.

Unser Wein gedieh, besonders in den nördlichen Provinzen; auch fand man unweit Parcas (Intend. Durango) den wilden Weinstock; allein da die Importation der spanischen Weine in Vera Cruz 700000 Piaster abwirft, so gab man, um diesen wichtigen Handelszweig dem Mutterlande zu erhalten, gar einen Befehl, alle Weinstöcke auszureißen; glücklicherweise ward er nicht befolgt.

Wir erwähnen nun hier umständlicher dreier höchstwichtiger Handelsartikel aus der Flora von Neu-Spanien, nämlich des Blauholzes, des Cacaos und der ihm gleichsam mit angehörenden Vanille.

Die ansehnlich vertiefte Campechebay, der Stapelort des Blauholzes, nimmt ihren Anfang beim Cap Conducedo (21° Br.) und läuft bis zum bergigt hervorragenden Cap St. Martin, etwa 120 Meilen weiter fort. Der Boden ist sandig und an übrigen Gewächsen unfruchtbar; doch findet man dort gutes Wasser und unweit des Meers einen gesalzenen Teich. Das Salz schießt durch die Sonne an, und die Indianer häufen dann große Salzstücke pyramidenförmig auf, bedecken sie mit Gras, zünden dies an und erzeugen hiedurch eine so feste Rinde, daß sie dem Regen widersteht.

Der Baum des Blauholzes macht ein eigenes Geschlecht beim Linné unter den Decandr. Monogam. Er nennt ihn Haematoxylon (Blutholz) Campechianum. Er wird nur etwa 16 bis 20 Fuß hoch; der Stamm ist gewöhnlich krumm und mißgestaltet, selten dicker als ein Mannsschenkel; die Zweige sind unregelmäßig und mit Stacheln besetzt; die gefiederten Blätter bestehen aus 2 bis 4 Paar kleinen eirunden, gezähnten Lappen. Die Blumen sind blaßgelblich und wachsen trau-

*) Die schmackhaften Früchte der Passionsblumen (pass. flora).

benförmig; sie haben einen purpurrothen Kelch und dieser sowohl als die Krone besteht aus 5 Blättchen.

Den wohlriechenden Blumen folgen als Früchte längliche Hülsen oder Schoten, welche zwei bis drei nierenförmige Saamen enthalten.

Der Nutzen des Baums ist dreifach. Das Blatt dient als Arzneikraut zu Fomentationen, auch erwärmt es den Magen und bewirkt die Secretionen, wie das Malabatrum.

Die Frucht, der Kern oder Saamen ist gewürzartig. Lemery glaubte, die Gewürzhändler verkauften es unter dem Namen des Wunderpfeffers. Die Franzosen sollen diese Eigenschaft zuerst benutzt haben, und jener französische Arzt behauptet, es vereinige in sich beinahe die Kräfte des Zimmts, der Muskatnuß und der Gewürznelke; ihm zufolge ist es im hohen Grade stärkend und erfrischend.

Indeß scheint es, daß die Beschreibung, welche Lemery von dieser Frucht gibt, nicht mit der obigen Beschreibung der Kerne des wahren Campecheholzes paßt; hatte sich doch Linne selbst anfangs getäuscht, und die Cäsalpinia Sappan für das wahre Färbeholz gehalten. Indeß ist dennoch stets der Saame des wahren Campecheholzes aromatisch und stärkend.

Der dritte, der Hauptnutzen, und hierin kommen alle Nachrichten überein, gehört dann dem Holze selbst. Dieses hat, sobald es alt genug ist, eine so stark färbende Eigenschaft, daß es das Wasser, worin es eine Zeitlang gelegen, in eine brauchbare Dinte umschafft. Durch die Färbekunst wird es aber ein Hauptstoff zum schönsten Blau (z. B. Königsblau), Violet, Roth und Purpurfarben, je nachdem die Wolle zuvor mit andern Ingredienzen und Beizen, z. B. mit Alaun, Weinstein, Zinn- und Wismuthauflösungen u. dgl. vorbereitet ist.

Dieser hohe Werth und die große Menge, welche die Natur an den Küsten von Campeche und Honduras darbietet, ist dann die Ursache, daß diese Holzart mehr als einmal blutige Zwistigkeiten, besonders seit dem Jahre 1670, unter den beiden großen Handelsnationen, den Engländern und Spaniern, veranlaßt hat. Der Ursprung eigener englischer Etablissements an jenen Küsten ward auf folgende Art veranlaßt.

Als die Engländer 1655 unter Cromwelln Herren von Jamaika geworden waren, kreuzten in den damaligen Kriegen mehrere englische Caper längs diesen spanischen Küsten. Ein gewisser Capitain James nahm einstens einen großen spanischen Kauffahrer, der nur allein mit Blauholz beladen war. Er führte seine Prise nebst ihrem Holze zum Verkauf nach London, und war nicht unangenehm in Verwunderung gesetzt, da er das Holz zu einem so hohen Preise bezahlt erhielt. Dieß machte die übrigen englischen Caper aufmerksam.

Man errichtete eigne Etablissements zum Holzfällen an der Küste von Honduras, besonders an der Mündung des Flusses Balese oder Balize; man erbauete eigene Forts, diesen Handel gehörig zu betreiben und zu schützen. Bald stieg hier die Anzahl der englischen Colonisten auf 1700 Holzfäller, und ihr Hauptort nannte sich Triste, auf der Insel dieses Namens in der Bay von Campeche selbst. Auch ward dies Unternehmen so einträglich, daß einzelne Holzfäller sich ein Vermögen von 30000 Pf. Sterling erwarben.

Die englische Regierung ward indeß von diesen Colonisten beschuldigt, sie nicht hinreichend gehegt und geschützt zu haben, da sie doch bewiesen, daß seit ihrer Ansiedlung der Handel in den Jahren 1713 bis 1716 jährlich auf 60000 Pf. Sterl. betragen habe, obgleich daneben zum Vortheil der Färbereien der Preis der Tonne Blauholz von 40 Pf. Sterl. bis auf 16 Pf. Sterl. herabgebracht sey.

Das Hauen dieses Holzes, welches sowohl auf der ganzen Küste von Yucatan, als auch hin und wieder in andern Waldungen von Amerika wächst, woselbst das hunderttheil. Thermometer nicht unter 22 Grade fällt, darf von den Spaniern nur auf besondere Erlaubniß der hiesigen Regierung von Zeit zu Zeit vorgenommen werden. Das meiste wird östlich der Gebirge, unweit der Bayen von l'Ascension und Todos los Santos geschlagen. Man läßt es aber ein Jahr lang trocknen, bevor man es nach den Handelsorten, z. B. Vera Cruz, Havannah ꝛc. abschickt. Der Centner von diesem getrockneten Holze (palo de Timba) kostet 2½ Piaster. Nach einem Mitteljahr gerechnet führt Vera Cruz davon für 40000 Piaster aus.

Von ungleich größerer Wichtigkeit ist aber der Cacao.

Der Anbau des Cacao ward schon in Mexico zur Zeit des Kaisers Motezuma betrieben. Die Spanier führten ihn auf den canarischen und philippinischen Inseln von hier aus ein.

*) Humbold hat uns anjezt eine besondere Art mit kleinern Körnern kennen gelehrt, die er Theobroma bicolor **) nennt. Der Baum wächst etwa 12 Fuß hoch, die Fuß langen, ovalen Blätter sind oben schön grün, unten weißgrau, in der Provinz Choco, Neu-Granada, wo er ganze Wälder bildet; er wird aber auch bei Carthago in dem schönen Thale Cauca, am Fuße der Andes gebauet. Man nimmt die Kerne oder Mandeln ebenfalls zur Chocolade, doch ist diese ohne Zusatz des echten Cacaos unangenehm. Aus der Nußschale werden Becher und andere Gefäße gemacht.

---

*) Plantes Equinoctiales Pl. XXX. a et b. Quatr. Livraison.

Der echte Cacaobaum (Theobroma Cacao, foliis integerrimis L. Polyadelph. Pentandr.) wächst nur bis zu einer mittelmäßigen Höhe. Er hat eine leichte zimmtbräunliche Rinde, und ein leichtes poröses Holz. Gewöhnlich erreicht der Stamm etwa 15 Fuß Höhe und kaum die Dicke eines Mannsschenkels. Fünf Jahre reichen hin, ihm sein volles Wachsthum zu geben. Oben zertheilt er sich in mehrere Arme von der Dicke eines Arms. Hieraus laufen wiederum kleinere Aeste, an denen die dunkelgrünen Blätter wechselsweise stehen, und bei 4 bis 5 Zoll Breite etwa 10 lang sind. Der Figur nach sind sie den Citronenblättern ähnlich. So wie die Blätter abfallen, werden sie sofort von andern ersetzt, daher der Baum beständig grünt.

Die Blumen, gelblich mit röthlichen Adern, sind sehr klein, ihr Kelch besteht aus 5 schmalen lancettförmigen Blättchen, innerhalb derselben findet sich ein kastanienfarbiges Nectarium, welches tief in 5 Hörner zerspalten ist und inwendig 5 sehr dünne Staubfäden (filamenta) hat, jeder mit drei weißen Staubbeuteln (Antherae); in ihrer Mitte steht ein ziemlich starker Griffel (Pistillum) mit einer gespaltenen Narbe (Stigma).

Es fallen von diesen Blumen eine so große Anzahl unfruchtbar ab, daß zu Zeiten die Erde unter den Bäumen gänzlich damit bedeckt scheint. Die übrigen erzeugen dann eine Frucht, die der Gurke an Gestalt ähnlich wird. Sie ist an einen ziemlich starken Stiel befestigt und erreicht etwa 6 Zoll in die Länge, bei 3 Zoll Dicke. Ihre Oberfläche ist gefurcht, und ihre anfangs grüne Farbe geht zuletzt ins Dunkelrothe über, worauf sich aber gewöhnlich einzelne gelbe Punkte zeigen.

Schneidet man die Frucht der Quere nach durch, so findet man eine dicke und hierauf eine dünnere weißliche Rinde oder Substanz, in welcher 25 bis 30, ja 40 Mandeln in 5 Reihen oder Abtheilungen liegen. Diese Nüsse (Saamen), jede in eine dünne Hülse gehüllt, sind wie Oliven, von Gestalt herzförmig. Sie erhalten ihre Reife in 4 Monaten.

In diesen Bohnen besteht der Werth des Baums, sie machen die Grundsubstanz der Chocolade. Die Mexicaner nannten sie Cacahuatl, daher ist der europäische Name Cacao entstanden.

Der Cacaobaum erfordert ein tief fruchtbares Erdreich; wo möglich ein Jungfernland. Man sucht für eine Cacaopflanzung (Cacoyere auf den franz. Colonien) gern einen Platz unweit des Wassers, oder doch von kleinen Bächen durchschnitten, der zugleich dem Winde nicht sehr ausgesetzt ist.

Gewöhnlich gibt man der Pflanzung 600 Quadratfuß (100 Toises) und pflanzt auf den Inseln nur 6 Fuß, auf der Terra firma 10 und auf der berühmten Carakasküste gar

15 Fuß aus einander. Die ganze Pflanzung wird in Reihen oder Gänge getheilt.

Man sucht die größten Cacaobohnen aus und steckt, das dickste Ende der Bohne nach unten gerichtet, drei Bohnen neben einander, im Fall eine davon nicht aufginge; doch läßt man hievon nur einen einzigen Keim, den stärksten, stehen. Da die jungen Pflanzen sehr empfindlich gegen die dortige brennende Sonne sind, so besetzt man die Reihen, um ihnen Schatten zu geben, mit Manioc; wenn sich dann nach 9 Monaten die jungen Cacaopflänzchen erhoben haben, reißt man den Manioc aus und pflanzt dagegen verschiedene Sorten Melonen und große Gurken zum ähnlichen Schutze für den Cacao.

Am Ende eines Jahrs hat der Cacaobaum gegen 4 Fuß Höhe erreicht, und die Zweige bilden sich in Kronen. Hievon läßt man nur die obere stehen.

Nur erst gegen das fünfte Jahr gelangt der Baum zu seiner nutzbarsten Stärke. Alsdann werden geschickte Neger in die Plantagen gesandt, welche mit eigenen kleinen Stöckchen die reifen Schoten, oder besser Früchte, herabwerfen, ohne weder den jungen unzeitigen, noch auch den Blüthen zu schaden. Der Hauptmonat der Cacao-Erndte ist der Junius; hierin sammelt man alle 14 Tage; in den minder einträglichen Jahrszeiten hingegen nur alle Monat. Ein Baum gibt jährlich gegen 3 Pfunde Cacaobohnen.

Die aus der Schale genommenen Bohnen legt man in Haufen auf eine Schicht der breiten Blätter des Blumenrohrs (Canna Indica; fr. Balisier), und hiermit werden sie denn gleichfalls genau bedeckt. So eingeschlossen läßt man sie 5 Tage gleichsam gähren oder vielmehr schwitzen, bis daß sie dadurch eine dunkelrothe Farbe angenommen haben. Die Cacaobohnen verlieren dadurch an Gewicht, aber auch an Bitterkeit. Sodann werden sie auf Matten von Rohr an der Sonne getrocknet und darin mit Streifen von Baumrinde zusammen gebunden. Unter dieser Gestalt erhalten wir den Cacao in Europa.

Gibt es nun zwar nur eine Art des Cacaobaums, so unterscheiden dennoch die Droguisten bis auf sieben verschiedene Sorten der Cacaobohnen. Sie führen ihren Namen jede nach ihrem Vaterlande. Daher der Carakische, der von Guajaquil, von Maranhon, Berbice, Surinam, Cajenne, Martinique und andern westindischen Inseln. Der Carakische wächst auf der Küste Carakas, ein Strich Landes, der bereits zu Süd-Amerika gerechnet wird, längs dem atlantischen Meere gegen den 10ten Breitengrad, zur Provinz Venezuela gehörend. Diese spanische Provinz ist übrigens noch wegen der Ortschaft oder Stadt Varinas berühmt; denn von ihr

führt der berühmte Tabak seinen Namen. Die Carakasbohnen sind groß, rund, voll; haben ein grauliches, fettes Fleisch von angenehmer Bitterkeit, und sind äußerlich mit einem silberfarbigen Staube wie überzogen. Die übrigen Sorten sind theils nicht völlig von so lieblichem Geschmacke, auch oft minder fett. Die platten, kleinen Bohnen sind fast jederzeit entweder unreif oder doch trocken.

Von den carakischen Cacaobohnen galt das Pfund zwischen 10 bis 14 holl. Stüber, jetzt wahrscheinlich mehr als vor 18 Jahren, da diese Preise angegeben wurden. Die Bohnen von minderer Güte fallen bis auf 6 Stüber herab; indeß sind diese Preise selbst veränderlich.

Im mexicanischen Reiche gehörte aber der Cacao schon zur Zeit der Entdeckung zu den eigentlichen Lebensmitteln der Einwohner; auch bezahlten sie ihren Tribut damit; ja man bediente sich hin und wieder der Cacaobohnen statt der Münze, statt des kleinen Geldes, und diese Gewohnheit herrscht noch jetzt in einzelnen Orten. Die Provinz Guatimala ist im Mexicanischen besonders reich an Cacao.

Die äußerst nährende Kraft des Cacao hat ihn jetzt fast überall nothwendig gemacht.

Die alten Mexicaner löseten die zerstampften Bohnen im Wasser auf und setzten Piment zur Verdauung nebst Roucou zur Farbe hinzu und formten daraus Tafeln. Diesen herben Trank nannten sie Chocolatl. Nachmals hat man ihm zwar diesen Namen gelassen, allein durch Versetzung mit Zucker und vielerlei Gewürz, selbst Ambra, ist dieß Getränk schmackhaft, aber auch oft zu hitzig geworden. Man hat eine große Menge Veränderungen in der Zubereitung; dennoch ist der Zucker wegen der Bitterkeit fast unvermeidlich, und auch die Vanille wegen ihrer feinen Würze sehr beliebt. Schlechte verfälschte Chocolade hält gewöhnlich zu viel Zucker und schwer wiegenden Mandelteig; ja wohl gar feines Mehl; auch setzten bereits die Amerikaner Maizmehl und Pfeffer zu ihrer Chocolade.

Außer der Benutzung zur Chocolade, zieht man noch aus den Bohnen ein Oel unter dem Namen der Cacaobutter. Sie soll gegen Brustschmerzen und andere Uebel mit Nutzen gebraucht werden. Die spanischen Damen bedienen sich ihrer als einer Schminke.

Auch gibt die Bohne vor ihrer völligen Reife mit Zucker eingemacht, wie unsre welschen Nüsse, ein treffliches Confekt; doch erträgt es nicht leicht den Transport übers Meer.

Die Einträglichkeit des Cacao ist außerordentlich groß. In dem Jahre vor dem Ausbruche des amerikanischen Krieges wurden nur allein in den Hafen von Marseille eingeführt: 968123 Pf. Cacaobohnen.

Das Königreich Mexico selbst hat seit jenen Vorzeiten die Kultur des Cacaobaums vernachlässigt; es zieht seinen Bedarf aus Guatimala, Terra firma und Guayaquil. Dieser jährliche Bedarf soll sich auf 30000 Fanegas (jedes etwas über 100 Pfund) belaufen, also auf mehr als 3,000000 Pfund. Spanien selbst soll, dem Abt Hervas zufolge, 90tausend Fanegas, also über 9 Millionen Pfund verbrauchen. Humbold hält aber diese Angabe zu geringe, weil auf die Weise Spanien noch kein Drittel von allem ausgeführten Cacao verbrauchte. Für ein Mitteljahr (von 1799 bis 1803) fand Letzterer die Ausfuhr wie folgt:

Aus den Provinzen Venezuela und Maracaibo	145000	Fanegas.
Aus der Prov. Neu-Andalusien .	18000	—
Aus der Prov. Neu-Barcelona .	5000	—
Aus dem Königreich Quito (Hafen Guayaquil)	60000	—
Summa .	228000	Fanegas.

Ein Fanega Cacao zu 40 Piaster, gäbe den Werth der jährlichen Ausfuhr 9,120000 Piaster.

Wenn nun gleich das spanische Amerika den meisten Cacao gewinnt, so ist dennoch der der Holländer und Franzosen sicher sehr bedeutend. Nur allein Surinam gab im Jahre 1775 über 700tausend Pfund; 1771 aber 2 Millionen, das Pfund zu 9 Stüber, also dennoch 900tausend Gulden. Daneben führt St. Eustach und Curaßao zuweilen noch über 1 Million Pfund in Amsterdam ein; freilich kommt dieser durch Schleichhandel von der Caraka-Küste nach jenen holländischen Besitzungen.

Dieß mag hinreichen, um die Wichtigkeit dieses Produkts zu überschlagen. Dennoch sind hier nur einige Länder berührt, in welchen man Cacao pflanzt, und die übrigen Besitzungen Spaniens, so wie die Portugals sind sicher davon gleichfalls sehr ergiebig.

Zu dem Cacao gehört gleichsam, der Natur der Sache nach, die Vanille.

Die Vanille ist die Schote einer Schmarotzerpflanze, eines Epidendrums (Epidendrum Vanilla. E. scandens foliis ovatis oblongis, cirrhis spiralibus. Diandr. Monogyn. L.), mit ovalen, nervigten, spitzzulaufenden Blättern, die aus dem Stamme sogleich hervorgehen, von der Größe eines Lorbeerblattes. Ihr kaum fingerdicker Stamm schlinget sich, wie der Epheu, an die Bäume bis 20 Fuß in die Höhe. Die Blume ist gelblich, grün und weißlich, und die Schote nimmt

nach ihrer Zeitigung gleichfalls eine gelbliche Farbe an. Vielleicht kommt der Name von der Eigenschaft gleich dem Weine vermittelst eigener Gabeln (cirrhi) an die Bäume hinaufzuranken; denn Dampier nennt sie Vinello; in Mexico heißt sie Tlixochitl. Uebrigens bedeutet Vayna spanisch eine Scheide, und Vaynella als das Diminutiv paßt auf die Schoten. Der Werth der Vanille besteht in ihrer Schote, denn diese hat einen sehr feinen aromatischen Geschmack und Geruch, so wie auch die Saamenkörner. Die Ernte davon fällt im April und dauert bis zum Ende Junius. Man sammelt die dann reifen bräunlichen Schoten, worin der sehr kleine Saamen aufbewahrt ist, und trocknet sie sorgfältig an der Sonne. Die größten, besten Schoten sind über sechs Zoll lang, rund und fast wie ein kleiner Finger dick. Diese trocknet man im Schatten, bestreicht sie mit Cacaoöl, und bindet sie in Packeten in Leinwand zu 100 bis 150 zum Versenden zusammen. Durch das Trocknen wird sie braun, und so erhalten wir sie. Es gibt nach Einigen drei Sorten Vanille, die Pompona, die Ley oder die gute, und die Simarona, Aftervanille. Nur die Ley ist die brauchbare, verkäufliche. In Mexico ist die Vanille von Misantla und Colipa (Intendantsch. Vera Cruz) berühmt. Uebrigens wächst sie sowohl in Mexico als in Terra firma; sie findet sich besonders am Abhange der Cordilleren, zwischen dem 19ten und 20sten Grade der Breite. Das Gebirge von Quilote ist daran am fruchtbarsten. Sie muß, obgleich getrocknet, bräunlich roth, und wenn gleich runzlich, dennoch voll seyn, dabei einen starken, angenehmen Geruch haben. Im Jahre 1762 galt ein Paket von 50 Schoten in Holland von 10 bis 20 Flor. In Deutschland galt vormals das Pf. Vanille 10 bis 11 Rthlr., anjezt aber 24 bis 30. Wir erhalten alle Vanille hauptsächlich aus Vera Cruz, ein Mitteljahr der Ausfuhr gibt Humbold zu 60000 Piaster an Werth an.

Der Hauptverbrauch der Vanille besteht in ihrer Beimischung zur Chocolade, auch zu mehreren Arten von Confitüren, ja sie wird bei uns von Einigen zum Caffee gesetzt. Die Spanier geben dem Tabak dadurch einen feineren Geruch; ihre Aerzte gebrauchen sie aber als magenstärkend. Da sie aber sehr erhitzt, so muß man sich ihrer mit großer Behutsamkeit bedienen.

Hier verdiente jezt noch besonders der Indigo eine Erwähnung, wenn wir nicht bereits umständlich davon gehandelt hätten *). Es reiche daher hin, hinzuzufügen, daß man in Neu-Spanien vier verschiedene Arten Indigo schon längst kannte, nämlich 1) Indigofera tinctoria; 2) Ind. Anil;

*) Lesebuch 2ter Theil.

3) Ind. disperma und 4) Ind. argentea; dieß zeigen die alten Gemälde der Mexicaner. Die Ausfuhr des mexicanischen Indigos aus Vera Cruz ist, nach Humbold, über 160000 Pfund; an Werth 248000 Piaster.

Eben so kurz dürfen wir über den hiesigen Zucker seyn. Der Anbau des Zuckers, welcher von den Spaniern hier erst eingeführt wurde, ist jetzt so hoch gestiegen, daß die Ausfuhr von Vera Cruz aus über eine halbe Million Arroben, oder über 12,300000 Pfund, an Werth $7\frac{1}{2}$ Mill. Franken beträgt. Zugleich bemerke man noch, daß Humbold für Cuba überdieß mehr als 75,200000 Pfund rechnet.

Die schönste Baumwolle in Neu-Spanien liefern besonders die westlichen Küsten, von Acapulco an bis nach Colima, wie auch unweit des Volkans von Yorullo gegen Süden. Jährlich erhält Europa aus Neu-Spanien etwa 624000 Pfund.

Hielte nicht die Tabakspacht den Anbau dieses leider gewinnreichen Krauts zurück, so würde Mexico auch hierin einen sehr bedeutenden Handelszweig liefern. Jetzt darf er nur in einigen Distrikten der Intendantschaft Vera Cruz gebauet werden, und diese geben etwa 2 Millionen Pfund. Die Regierung verkauft aber in Neu-Spanien für 38 Millionen Franken, und gewinnt darauf 20 Millionen; ein ungeheurer Verbrauch und Gewinn, bei einer Population von etwa nur $3\frac{1}{2}$ Millionen, da viele indische Völker gar nicht rauchen. Aus der Havannah werden jährlich noch auf 56000 Pfund eingeführt.

Nicht unwichtige Handelsartikel geben die Sassaparille und die Jalappe, beide kommen von mehreren Arten von Pflanzen. Von ersterer führte Vera Cruz gegen eine halbe Million Pfund aus, von letzterer etwa 2200 bis 2900 Centner, den Centner zu 120 bis 130 Franken.

Eine bedeutende Anzahl Balsame, oder auch Harze und Gummi geben die Bäume von Neu-Mexico nach Clavigero. Unter ihnen sind die Bäume, welche den Copal und den Storax liefern; auch gedenkt Humbold einer neuen Färbe-Pflanze zum Schwarzfärben, unter dem Namen Cestrum Mutisii; die Farbe wird auch als Dinte benutzt.

Eines der sonderbarsten unter den vielen merkwürdigen Gewächsen Neu-Spaniens beschließe diesen Artikel. Dieß ist der vormals sogenannte Arbol de Manitas, Handbaum, Cheirodendron, nach dem Mexicanischen Macpalxochiquauhitl, d. i. Handbaum, Blume.

Jetzt hat ihn Humbold schicklicher Cheirostemon genannt, indem nämlich die 5 Staubfäden (Stamina) der Figur der 5 Finger ähnlich sind. Er bildet ein neues Geschlecht, unter Monadelphia pentandria L., wovon diese Art hier Cheiro-

stemon Platanoides (foliis cordatis, subseptem lobatis, remote dentatis, floribus magnis, incrassatis) wegen seiner Platanusähnlichen, in 7 Lappen eingeschnittenen Blätter benannt ist *). Bis zu dem Jahre 1801 kannte man nur ein einziges Individuum dieses Baums, das sich in dem Garten des berühmten Botanikers Cervantes zu Toluccan, 16 Lieues von Mexico befand. Hier ward dieser Baum, als eine große Seltenheit, von Allen, selbst von den Indiern bewundert und man entriß ihm seine sonderbaren Blüthen, so daß er keine Früchte brachte. Zuletzt hat ein Schüler von Cervantes bei einer botanischen Expedition einen ganzen Wald von Cheirostemen unweit der Stadt Guatimala gefunden, und das Wunder hört in sofern auf.

Der Cheirostemon ist ein großer Baum, der auf 30 Fuß Höhe erreicht, und das ganze Jahr hindurch seine schattenreichen Blätter behält. Die Blüthe zeichnet sich besonders durch die an der Basis des Kelchs (Calyx) befestigten fünf Staubfäden aus, welche über die Blumenkrone (Corolla) hinausragen, gegen ihre Mitte mit einander vereinigt sind, anfangs gerade aufstehen und oben hakenförmig gebogen einer Hand mit gekrümmten Fingern ähnlich werden. Die schönen rothen Blumen stehen an den Enden der Zweige, gerade den Blättern gegenüber. Die Frucht besteht aus einer holzartigen, drei Zoll langen Capsel, welche in 5 Fächer getheilt, kleine schwarze, eiförmige Kerne enthält.

Das Thierreich mag mit den geringern, jedoch sehr einträglichen Arten anheben.

Als Handelsartikel nimmt hier die Cochenille die erste Stelle ein.

Es ist überhaupt sehr merkwürdig, wie die Beobachtungskunst und die menschliche Industrie so kleine, dem Auge zum Theil wenig bemerkbare Insekten, die Schildläuse (Coccus L.) und Gallinsekten (Cynips L.) zu einem so hohen Werth für die Societät zu benutzen vermocht hat, daß der Umfang ihres Handels anjetzt auf viele Millionen hinansteigt. Die letzten, die Gallinsekten, welche einen großen Verkehr zuwege bringen, gehören hauptsächlich den mäßig warmen Ländern, dahingegen die von uns benutzten Arten der Schildläuse nur unter einer wärmern, ja zum Theil heißen Sonne einheimisch sind.

Bei beiden ist indeß eine Krankheit der Pflanze die Grundursache ihres Werths; folgende Erörterung wird mehreren Lesern nicht überflüssig scheinen.

Der Gallapfel ist nichts weiter, als eine aus der Wunde,

*) Man s. Humbold et Bonpland Plantes equinox. Livr. IV. Tab. 24.

welche die Gallwespe dem Blatte beigebracht hat, hervorgetretene Geschwulst.

Das Weibchen der Gallwespe legt aber zugleich mit ihrem Legestachel ihr Ei, oder ihre Eier, in die Mitte dieser Wunde, woraus denn bald darauf die Wespenmaden ausschlüpfen.

Das verwundete Blatt treibt, fast wie die gereizte Haut eines gestochenen Thiers, schwellend um jenes Ei in die Höhe.

Diejenige Gallwespe, welche unsern brauchbarsten Gallapfel hervorbringt, legt nur ein einziges Ei in die Wunde.

So wie die Made wächst, nimmt gleichfalls die Geschwulst, die Hülle des Thierchens, in theils kugelförmiger, theils ovaler Gestalt zu; dies ist alsdann der Gallapfel, wovon einige auch eine minder regelmäßige Gestalt haben, und in mehrere Zellen getheilt sind, deren Verschiedenheit aber je nach der Pflanze und der Art der Gallwespe ins Unzählbare geht.

Die Made lebt von dem Safte der inneren Wände des um sie gewachsenen Geschwulstes, verwandelt sich sodann in eine Puppe, und hierauf in ein kleines Insekt mit vier häutigen Flügeln. Nur das Weibchen ist mit einem scharfen Legestachel versehen. Dennoch bleibt diese Wespe nach der lezten Verwandlung noch so lange in ihrer Höhle ruhig liegen, bis ihr neuer Körper und besonders ihre Freßzangen sich erhärtet haben. Hiermit fängt sie sofort an den Ball, ihr bisheriges Schlafgemach, zu durchnagen, arbeitet sich endlich einen runden Kanal bis zur Oberfläche des Gallapfels hindurch, und entfliegt sobald ihre Flügel hinreichend entfaltet und erhärtet sind. Man wird daher sogleich an dem Apfel selbst bemerken können, ob das Thier bereits ausgeflogen ist; denn eben daher zeigt sich an dem Gallapfel eine zirkelförmige Oeffnung, welche zu jenem Kanale führt. Reaumur und unser Roesel haben die merkwürdige Geschichte dieses Thierchens aufgeklärt und durch schöne Zeichnungen erläutert.

Diese Galläpfel nuzt schon seit vielen Jahrhunderten der Mensch zur Färberei; Plinius gedenkt ihres Nuzens bei den Färbereien als einer damals längst bekannten Sache. Wie mag diese färbende Eigenschaft wohl zuerst entdeckt seyn? denn es erfordert immer einige Zeit, bevor der in irgend eine Flüssigkeit geworfene Gallapfel dieselbe dunkel färbt.

Wir erhalten die besten größten Galläpfel aus der Levante, worunter besonders die von Aleppo berühmt sind; dort finden sie sich vorzüglich bei Mozoul am Tigris, etwa 15 Tagereisen von Aleppo. Wahrscheinlich rühren sie, der Größe und Gestalt nach zu urtheilen, von einer andern Art Gallwespe her, als die unsrige ist. Diese, welche jenen an färbender Kraft weit nachstehen, erzeugt bekanntlich die Gallwespe des Eichenblattes (Cynips Quercus folii L.).

Der Nuzen der Galläpfel ist sehr ausgebreitet. Zur Dinte

und noch weit mehr zu der schwarzen und grauen Farbe bedienen sich ihrer die Färber sowohl zum Färben der Wolle und der Seide, als des Leders. Daher ist denn der Verkehr damit außerordentlich groß. Smyrna allein liefert den Holländern und Engländern jährlich auf 10tausend Centner; und, wenn dieß gleich noch nicht die Hälfte der in Handel gebrachten Galläpfel ist, so macht es doch wenigstens einen Werth von mehr als einer halben Million Thalern, denn schon vor 40 Jahren kostete in Amsterdam der Centner 40 holländ. Gulden.

Wer hätte es einer kaum bemerkbaren Fliege zugetrauet, daß sie ein solches Capital in Umlauf setzen und dadurch Tausende von Menschen ernähren würde?

Der Nutzen der Gallwespe ist zwar für die Färberei sehr bedeutend, aber das durch sie erzeugte Farbenspiel ist dem Auge weder so auffallend und prächtig, als jenes, welches das noch kleinere und noch sonderbarere Insekt, die Schildlaus, unter welches Geschlecht sowohl das Kermesthier, als die Cochenille gehört, hervorbringt.

Fast Alles, was die Färbekunst von dem brillantesten Roth, von Rosa, Purpur, Violett bis zu Erhöhung des schönsten Blau Treffliches aufzuzeigen hat, verdanken wir jetzt einem Thierchen, von welchem man noch im vorigen Jahrhunderte kaum wußte, zu welchem Reiche der Natur man es rechnen sollte. Dennoch reicht der Gebrauch und der Werth dieser Thiere bis in das höchste Alterthum hinauf. In Beckmanns schätzbarer Geschichte des Kermes zeigt der berühmte Tychsen, daß die Kermesfarbe schon vor Moses durch die Phönicier, so wie auch in Aegypten bekannt war; daß aber der Name Kermes persischen Ursprungs sey; wovon sodann unsere heutigen Benennungen Karmoisin, Karmin und ähnliche hochrothe Farben abstammen.

Indeß konnte dieser Kermes den Purpur der Alten noch nicht verdrängen; dies war den neueren kundigeren Zeiten durch die Benutzung einer anderen Art der Schildläuse, nämlich der Cochenille, aufbehalten.

Das Geschlecht der Schildlaus (Coccus Linn.) gehört zu den Thieren mit halben Flügeldecken, einem sehr kleinen Saugestachel an der Brust, kurzen gegliederten Fühlhörnern und sechs Gangfüßen. Das dicke schwerfällige Weibchen ist stets ohne Flügel; hingegen ist das kleinere Männchen ein lebhaftes Thier mit zwei Flügeln und zwei langen Borsten am Hinterleibe. Man sollte letzteres durchaus für ein Thier aus einem andern Insektengeschlechte halten, wenn uns nicht die Paarung und die ganze Entstehung des Insekts von dem Gegentheil überführte.

Ganz fremd ist indeß diese sonderbare Verschiedenheit von

Mann und Frau bei den Insekten nicht. Sind doch die Weibchen einiger Nachtvögel (Phalaena antiqua und Ph. gonostigma Bombyces L.) gleichfalls ungeflügelte, ungeheure, schwerfällige Wesen, auf welchen das kleine muntre Männchen bei der Paarung, wie auf einem zu besamenden Erdreiche umherläuft.

Drei bis vier Arten der Schildläuse verdienen besonders die Aufmerksamkeit des Manufakturisten und des Kaufmanns; hierunter ist denn freilich heut zu Tage bei weitem die wichtigste die Schildlaus, die uns die Cochenille liefert. Wenn wir letztere, da sie besonders Mexico angehört, genauer beschreiben, so kann dies zugleich zu einer hinreichenden Kenntniß von der Natur der übrigen nutzbaren Arten dienen.

Die erste ist der Kermes der Alten (Coccus Ilicis L. Lou Vermeou in der Provence). Er lebt auf der Steineiche in Spanien, dem südlichsten Frankreich, auf den Inseln des Archipels und in mehreren Theilen Asiens und dem nördlichen Afrika. Französische Naturalisten zählen diese Schildlaus zu dem Geschlechte der Blattsauger (Chermes L.). Sie gestehen aber selbst, ihr Unterschied von der Schildlaus sey zu unbedeutend, um sie nicht gleichfalls zum Coccusgeschlecht zu rechnen. Indeß soll die Schildlaus doch darin von dem Chermes abweichen, daß das Weibchen des letztern stets noch die Figur eines Insekts behalte, das Weibchen des Kermes hingegen zuletzt nur einer Beere gleiche.

Die zweite Art ist der Gummi-Lackwurm (Coccus ficus indicae). Er bewohnt Indostan und wir werden ihn zu seiner Zeit genauer angeben. Von ihm stammt das schöne rothe Lack, welches den Malern, Lackirern, Siegellack-Fabrikanten und mehreren Arbeitern so wichtig ist.

Die dritte Schildlaus war vormals von größerer Wichtigkeit. Es ist diejenige, welche sich an den Wurzeln mehrerer perennirenden Pflanzen Europens, z. B. des Knauels (Scleranthus), der Bärentraube (Uva Ursi) ansetzt, und deshalb am bequemsten Coccus radicum heißen möchte. Das Insekt erzeugt die rothe Farbe, welche man bei uns um Johannis zu suchen pflegt und deshalb das Johannisblut genannt wird. Ehemals mußten die Unterthanen der Klöster einen Theil ihres Tributs in solchem deutschen oder polnischen Kermes, wie man es noch nennet, abliefern, und man zog daraus, wenn gleich kein so schönes Roth, als aus dem Kermes der Steineichen, dennoch keine schlechte Farbe. Es mußte wegen ihrer geringeren Färbekraft und ihres mühsamen Einsammelns dem echten Kermes bald nachstehen; dieser hingegen fand sich bald nach der Eroberung von Mexico durch die alles übertreffende Cochenille sehr zurückgesetzt.

Die Cochenille (Coccus Cacti L.), wovon nur erst Ellis

die Zeichnung der ganzen Art, nämlich des Männchens sowohl, als des länger bekannten Weibchens, gegeben hat, war den Mexicanern schon lange vor Ankunft der Europäer bekannt. Mehrere Ortschaften mußten jährlich den alten Regenten von Mexico 20 Säcke voll Cochenille zum Tribut entrichten.

Es ist aber merkwürdig, daß wir Europäer so lange in Zweifel über die Natur der Cochenille geblieben sind. Denn obgleich die früheren Nachrichten des Acosta (1530) und anderer den animalischen Ursprung davon bereits richtig angaben, so erhob sich dennoch desfalls, selbst noch in den Zwanzigern des 18ten Jahrhunderts, in Holland ein so wichtiger Streit, oder eine so wichtige Wette, daß ein dort angesehener Mann sein ganzes Vermögen dadurch verlor. Dieser hatte es nämlich auf die vegetabilische Natur der Cochenille verwettet, dahingegen ein gewisser von Ruuscher das Gegentheil behauptete. Letzterer trug nun durch einen Freund in Mexico, vermittelst mehrerer dort gerichtlich bekräftigten Zeugnisse über die Animalität der Cochenille, den Sieg davon. Er ließ diese Nachrichten spanisch und französisch drucken (1729), nahm seines Gegners Vermögen wirklich zu sich, war aber so billig, nach dem geringen Abzuge der auf den Streit verwendeten Kosten, dem Gegner, der zugleich sein Freund war, das Seinige wieder zuzustellen. Wie sonderbar hatten diese Würmchen einen Mann um sein ganzes Vermögen gebracht! Dieser Mißverstand war dennoch zu entschuldigen; denn die trockne Cochenille, so wie sie zu uns kommt, hat, da die Füße des Thiers völlig zusammengeschrumpft sind, wirklich einige Aehnlichkeit mit einer getrockneten Corinthe oder breitem runzlichten Korne, und der ihr in Spanien beigelegte Name G r a n a, läßt sich leicht für gleichgeltend mit G r a n o, wiewohl unrichtig, annehmen. Selbst bei der gedörreten verkäuflichen Cochenille kann man sich indeß selbst überzeugen, daß sie ein Insekt ist; denn wenn diese in Essig geweicht wird, zeigen sich die Reste der 6 Füße.

Das, worauf es in Rücksicht des Nutzens dieses Insekts ankommt, ist die Fortpflanzung. Das fast unbewegliche Weibchen erwartet das lebhafte fliegende Männchen; wird von ihm befruchtet, bleibt alsdann noch fester an der Pflanze haften, um daraus die Nahrung vermittelst des Saugestachels zu ziehen; schwillt nach der Befruchtung durch die große Masse der Eier zu einer außerordentlichen Größe an, und stirbt, sobald die Jungen ausgeschloffen sind, an demselben Orte. Das Männchen überlebt kaum die Begattung.

Bei der Gewinnung der Cochenille kommt es nun darauf an, zu gehöriger Zeit die so aufgeschwollenen Weibchen, lebende Eiersäcke könnte man sie nennen, glücklich einzusammlen, und zugleich für die künftige Brut zu sorgen.

Diese Schildlaus lebt auf mehreren Arten des Cactus, oder Nopals, z. B. auf dem bei uns bekannten sogenannten indianischen Feigenblatte (Cactus Opuntia L.), ferner auf einer besondern, noch nicht hinreichend beschriebenen Nopalart, die daher Cactus coccinellifer benannt ist. Clavigero sagt ausdrücklich, die Nopale, worauf er sie sahe, sey stachelicht gewesen. Ulloa, der sie gleichfalls an Ort und Stelle beobachtete, behauptet dagegen, die Opuntie, worauf man die Cochenille im südlichen Amerika ziehe, sey ohne alle Stacheln.

Das Hauptland für die Cochenille ist Mexico, d. i. Neu-Spanien. Denn wenn sie auch gleichfalls in Süd-Amerika, besonders in Loja und einigen andern Ortschaften und Provinzen von Peru gezogen wird, so kommt dieses in Rücksicht der Quantität nicht der mexicanischen gleich, wo man, besonders in Mixteca, dem Hochlande von Guaxaca, die größten Pflanzungen von der Opuntia, oder bestimmte N o p a l e r e i e n mit Sorgfalt bauet.

Eine Plantage von Nopalen hält höchstens zwei Morgen (arpens) Landes.

Die Pflanzung selbst geschieht, nach dem Zeugnisse des Ulloa, indem man reihenweise ein oder zwei Nopalblätter eine halbe Vara (etwas über 1 Fuß) tief und zwei Varas weit von einander in die Erde legt und sie damit bedeckt. Dieses Blatt treibt bald darauf ein neues aus der Erde hervor, welches der Stamm der künftigen Opuntia ist, mehrere Blätter in verschiedenen Richtungen hervortreibt und so eine neue Pflanze von drei Varas Höhe bildet. Im Frühlinge zeigen die Nopalen ihre ganze Schönheit; sie blühen. Die Blume ist klein, bringt eine Feige, Tuna genannt, als Frucht. Sie ist sehr schmackhaft und gesund, hat aber die besondere Eigenschaft, den Harn so roth wie Blut zu färben, und dadurch den Unkundigen zu erschrecken. Man sieht also, daß das hohe Pigment, wodurch uns die Cochenille so schätzbar wird, in den Säften des Nopals liegt.

Auf die Blätter dieser Nopalen tragen nun die Wärter der Nopalereien im May und Junius die trächtigen Weibchen. Sie bereiten dazu eigene kleine Nester, Pastels auch Sacatillo genannt, von feinem Heu oder Moose, setzen etwa 15 Insekten in jedes Nest und geben jedem Blatte drei oder vier Nester. Bald darauf brechen die Jungen hervor, bevölkern die Nopalen und erzeugen eine unsägliche Nachkommenschaft.

Unter die Merkwürdigkeiten der Erziehung der Cochenille gehört ihr künstliches Wandern, welches in der Gegend der Stadt Oaxaca fast wie das Wandern der Merino-Schafe in Spanien oder auch in Apulien Statt findet. Da es nämlich

in den Thälern von Oaxaca vom Mai bis zum October regnet, auf den benachbarten Gebirgen hingegen nur vom December bis zum April, so trägt man die Cochenillenmütter, in Körben von Lianen, schichtweise mit Palmblättern bedeckt, auf das nahe Gebirge von Istepeje, da dann die Cochenillmütter während ihrer Wanderung die Jungen ausbringen. Hier bleiben sie bis zu Ende des Regens, also des Octobers, worauf sie alsdann von hier wieder in die Nopalereien der untern Gegend zurückgetragen werden. (Humbold.)

Die Natur hat es glücklicherweise für uns so eingerichtet, daß das Verhältniß der Weibchen gegen die Männchen wie 1 zu 300 ist; letztere können auch beim Einsammeln nicht in Betracht kommen, da ihr kleiner beflügelter Körper gleichsam von selbst sogleich nach der Begattung vergeht.

Die Weibchen hingegen, welche ihre Gestalt nie, wie die Männchen, verändern, häuten sich vor dem Eierlegen, und selbst diese Häute werden zum Färbestoff eingesammelt. Man fegt sie sanft mit eigenen Wedeln von Kaninchenhaaren von den Opuntien ab.

Das Einsammeln der Cochenille geschieht dreimal im Jahre; man könnte Hrn. Thierry zufolge 6 Lesungen halten, wenn die Regen es nicht verhinderten. Die erste Lesung geschieht im December, die letzte im Mai. Ein Theil wird zur künftigen Zucht zurückgelassen.

Die Cochenille wird hiebei von den Nopalen vermittelst eigener von Reh-, Kaninchen- oder andern feinen Haaren gemachten langstöckigen Pinseln behutsam in irdene Gefäße abgefegt.

Es gibt sodann dreierlei Methoden sie zu tödten und weiter zuzubereiten.

1) Man taucht sie in Körben in kochendes Wasser und trocknet sie nachmals. Diese Cochenille ist braunroth, und hat größtentheils den weißlichen Puder verloren, womit sie zuvor bedeckt ist.

Andere tödten und dörren sie sofort in eigenen Oefen, Temascales genannt. Hiedurch erhält sie ein graulighes, roth und weiß marmorirtes Ansehen, heißt daher Jaspeade. Diese wird am höchsten geachtet, sie kommt unter dem Namen Cochenille mesteque (von der Landschaft Mixteca) im Handel vor.

Die dritte Art sie zu tödten, geschieht auf eisernen Pfannen, die zum Maizbrotbacken dienen, Comales genannt. Dieß gibt eine zu dunkle Cochenille; sie heißt daher Negra.

Ist die Cochenille gut und von lebenden Müttern, so verliert man nur zwei Drittel am Gewicht durch das Dörren. Im entgegengesetzten Falle geben 4 Pfund nur 1 Pfund brauchbare Cochenille.

Zwar gibt es noch eine Cochenille, welche man die wilde nennt (Cochenille sylvestre nach Thierry), diese soll sich von der echten nur dadurch unterscheiden, daß sie mit einem weißen wollartigen Wesen überzogen ist, während daß die echte nur wie weißlich bepudert erscheint. Diese schlechtere findet sich auch auf St. Domingo und in anderen Gegenden Westindiens. Indeß ist die Ausbeute davon zu geringe und zu schlecht, um im Handel wichtig zu werden. Humbold hält diese C. sylv. von der bessern für sehr verschieden, sie ist nicht nur statt jenes Mehls in eine Art von Wolle gehüllt, sondern ist auch kleiner, und er glaubt nicht, wie Thierry, daß dieß Insekt durch Kultur könne in jenes (die bessere Art) übergegangen seyn, obgleich er zugibt, daß zu Zeiten beide Arten sich mit einander vermischt haben, ein Fall, der ja selbst bei großen Thieren, z. B. bei der Ziege und dem Schafe zuweilen sich ereignet.

Die Cochenille hat mehrere Feinde. Besonders richtet die Larve oder die Raupe einer Art des Sonnenkäfers (Coccinella Cacti), große Verheerung darunter an; auch sollen noch andere Larven ihnen nachstellen; ja die dortigen Feldmäuse und Eidechsen verzehren gern die echte gute Cochenille; von feindlichen Insekten zählt Humbold noch mehrere Arten.

Die ganze Ausbeute der Cochenillenzucht ist äußerst wichtig. Im Jahre 1736 wurden siebenhunderttausend Pfund nach Europa gebracht; Raynal setzt zwar nur im Durchschnitt 460000 Pfund, dahingegen andere gültige Schriftsteller gar 880000 Pf. annehmen. Letztere Angabe scheint deshalb nicht übertrieben, weil der steigende Luxus seit 1736, wo bereits über 700tausend Pfund wirklich eingeführt wurden, leicht diesen Handelsartikel um 100tausend Pfund mag vermehrt haben.

Die Quantität Cochenille, welche Europa aus der Intendantsch. Oaxaca jährlich erhält, beläuft sich auf 32000 Arrobas, und also, die Arroba zu 75 Piaster gerechnet, auf 2400000 Piaster. Aus Vera Cruz sind im Jahre 1802 ausgeführt 46964 Arr. — 3368557 Piaster. Im folgenden Jahre hingegen nur 29610 Arr. — 2,238673 Piaster. In der Intendantsch. Guadalaxara gewinnt man jährlich nur gegen 800 Arroben. Raynal setzt die gesammte Ausfuhr nur auf 4000 Centner, allein dieß sey, sagt Humbold, um die Hälfte zu gering. Auf die Weise nähert sich dann die eben angegebene Zahl von 880000 Pfund des gesammten Ertrags der Cochenille sehr der Wahrheit, besonders wenn man zugleich auf die nunmehr ebenfalls aus Brasilien und selbst aus Ostindien eingeführte Cochenille Rücksicht nähme.

Zu den zuvor angezeigten Gründen für die wesentliche Verschiedenheit der schlechten (wilden) und feinen Cochenille führt Humbold zugleich an, daß die Nopalen, wor-

auf beide leben, ebenfalls so sehr verschieden seyen, daß sogar die eine Art der Cochenille auf eine andere, als die ihr gewöhnliche, auf die von der zweiten Art bewohnte gesetzt, darauf umkommt.

Vormals galt bei uns das Pfund gegen 8 Thaler, jetzt über 10 ja 13. Dieß kaum bemerkbare Insekt bringt mithin jährlich das große Capital von mehr als 10 Millionen Thaler hervor.

Ein so erstaunlicher Gewinn, der dabei so leicht zu bewerkstelligen ist, daß ein einziger Mensch, ein Indier, den man hiezu besonders abgerichtet, eine Nopalerei fast allein besorgen kann, machte längst mehrere Handelsstaaten, die Colonien in Westindien besitzen, darauf eifersüchtig.

In Frankreich erbot sich ein Botanist, Menonville de Thierry, den gefährlichen Versuch zu machen, die wahre lebende Cochenille aus Neu-Spanien zu holen und sie nach St. Domingo zu verpflanzen. Mit größter Gefahr, da man ihm auf Vera Cruz den Paß nach Mexico zu gehen verweigerte, wanderte er 1777, größtentheils zu Fuße, nach Guaxaca, dem eigentlichen Sitze der Mestequen-Cochenille; und durch eben so viele Kühnheit als Geistesgegenwart gelang es ihm, viele Nopalenzweige, welche reichlich mit lebendiger Cochenille besetzt waren, glücklich von dort zu entführen und auf St. Domingo zu verpflanzen. Allein Frankreich genoß nicht lange seiner güldenen Beute. Thierry starb bald, sey es aus Neid gegen den herzhaften Patrioten, oder aus Unkunde, genug, die Nopalenpflanzen wurden nebst der echten Cochenille vernachlässigt und kamen um. Seitdem hat St. Domingo nur die unechte, wilde Cochenille, und Spanien ist von neuem einzig im Besitz dieses bedeutenden Handelszweiges.

Die Cochenille zur Färberei benutzen zu lernen, dieß konnte selbst den rohern Indiern nicht schwer werden. Sobald man nämlich nur ein volles Weibchen zerdrückt, so färben sich die Finger sehr lebhaft roth. Wir Europäer hatten bei der Benutzung der Cochenille in den früheren Zeiten uns nur des Alauns als eines Zusatzes oder Beizmittels bedient, um dadurch höchstens karmesin nelken- oder amarantfarb zu färben. Ganz etwas anders war es aber unseren prächtigen Scharlach und die übrigen herrlichen Nüancen des schönsten Roths und Purpurs daraus hervorgehen zu lassen.

Hiezu hat allerdings der Gott des Plinius, der Zufall, Anlaß gegeben.

Bei dem berühmten Holländer, Cornelius Drebbel, eben dem, welchem man die Erfindung der Thermometer, zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, zuschreibt, stand Cochenillen-Extract, durch kochend Wasser präparirt, vor seinem Fenster, um die Thermometer damit zu füllen. Zufällig war

durch Zerbrechung eines Glases, welches Königswasser (Aqua regis) enthielt, etwas davon in jene violetrothe Tinktur der Cochenille geflossen, und diese war dadurch in die trefflichste hochrothe Farbe verwandelt worden. So weit der Zufall; nun der Forschungsgeist des Menschen. Drebbel untersuchte und experimentirte nun über dieses Phänomen, und erkannte endlich, daß das Zinn, womit das Fensterblei gelöthet war, von der scharfen Säure des Königswassers aufgelöset, diese herrliche Farbenveränderung hervorgebracht habe. Dieses merkwürdige Phänomen theilte er seinem Schwiegersohne, dem Schönfärber Kuffelaer in Leyden, mit, und dieser brachte nun die Erfindung zu der großen Vollkommenheit. Er bereitete dadurch das prächtige Scharlachroth, und durch mehrere und verschiedene Arten des Zusatzes, sowohl das schönste Rosa, als auch Purpur und die übrigen reichsten Nüancen, wodurch nicht nur der Kermes, sondern auch der Purpur der Alten tief herabgesetzt, ja letzterer fast gänzlich verdrängt wurde.

Anfangs hieß das Scharlachroth (Escarlate; ein Wort, welches einige Etymologen für originell deutsch halten, von Schar, Feuer oder vielmehr Licht, und Lach, Laken, andere aber wohl gültiger aus dem Arabischen ableiten) nach dem Namen des Erfinders, Kuffelaers Couleur. Diese Benennung ist aber, nachdem es durch den Pariser Färber Gobelin noch verbessert und dadurch bei der von diesem genannten Gobelinfabrik eingeführt worden, verloren gegangen.

Mögen hier die animalischen Farbenprodukte bei einander bleiben.

Die Küsten der Neuspanischen Provinz Guatimala liefern eine Art der Purpurschnecken, und die Einwohner benutzen sie zur Farbe. Wir sind also wegen Aehnlichkeit der Farbe doppelt berechtigt, hier dieses merkwürdige Produkt sogleich folgen zu lassen.

Der Purpur, das ist, die Farbe aus mehreren sehr von einander verschiedenen Seeschnecken gezogen, war bekanntlich schon im hohen Alterthume berühmt. Einer unserer gelehrtesten Naturalisten, H. P. Schneider, hat als Commentar zu Ulloas Nachrichten vom amerikanischen Purpur eine sehr schätzbare Abhandlung über diese Materie geliefert, die alles enthält, was bis dahin darüber zu sagen war, worauf ich den wißbegierigen Leser verweise.

Ulloa beschreibt die Schnecken, woraus die Amerikaner noch in unsern Zeiten den Purpur ziehen, als Thiere, deren Gehäuse eine gedrehete Schale hat und unsern gewöhnlichen Schneckenhäusern ähnlich ist. Nach dieser Beschreibung ist es daher wenigstens keine Stachelschnecke oder Murex der Alten,

sondern vielleicht eine kleine Schnirkelschnecke (Helix), denn er gibt ihnen nur die Größe einer welschen Nuß.

Man findet diesen amerikanischen Purpur aber nicht blos an der obenbenannten Küste des Südmeers, sondern gleichfalls tiefer herab bei Guayaquil.

Die Indianer bedienen sich zweier Methoden, den Purpur aus diesen Schnecken zu erhalten. Entweder ziehen sie das ganze Thier zuvor aus der Schale heraus, quetschen es und reißen dann den Theil, worin sich die Farbe gesammelt hat, von dem übrigen Körper ab (bei der Purpurschnecke der Alten sammelte sie sich in der Gegend des Halses); oder sie lassen die Schnecke zum Theil in der Schale, und zwingen sie nur durch einen Druck, den färbenden Saft von sich zu speien. Nachmals setzen sie dann die Thiere wieder an eben die Steine des Meers, um sie von neuem zu einer ähnlichen Operation hervorzuholen. Die Farbe ist anfänglich milchig, dann grün und nur zuletzt wird sie purpurroth. So stufenweise tritt auch bei den in dieser Flüssigkeit gefärbten Fäden die eigentliche Purpurfarbe hervor.

Es sind indeß viele Purpurschnecken nöthig, um einige Unzen Fäden damit zu färben.

Diese Seltenheit der Farbe, sagt Ulloa, erhöhet ihren Werth; und Gage behauptet, daß zu seiner Zeit (1636) die Elle von Segovischem Tuche, welches damit gefärbt war, 20 Kronen gekostet habe, daher denn nur die größten Herren in Spanien dieses Tuch zu tragen pflegten.

Eine höchst sonderbare Eigenschaft der damit gefärbten Wolle ist es, daß sie zu verschiedenen Stunden des Tages ein verschiedenes Gewicht hat. Dieß ist, nach Ulloa so gewiß, daß der Verkäufer und Käufer, sobald sie sachkundige Leute sind, jedesmal die Stunde des Verkaufs festsetzen, in welcher die Purpurfäden gewogen und abgeliefert werden sollen.

Uebrigens nimmt die Leinwand diesen Purpur nicht so gut an, als die Wolle.

Die geringe Quantität, welche die Schnecken von diesem Purpur liefern, macht, daß er nie ein wichtiges Handelsprodukt wird werden können.

Bevor wir die Insekten verlassen, verdient wohl eine Fliegenart einige Erwähnung. Die Axayacatl, sagt Clavigero, ist eine Sumpffliege des mexicanischen Sees. Sie legt ihre Eier in so ungeheuren Klumpen an die Binsen, daß man sie nicht nur zum Fischköder, sondern sogar als eßbaren Caviar verbraucht. Bei den Mexicanern und selbst bei den dortigen Spaniern ist dasselbe eine gewöhnliche Speise. Selbst Fliegeneier dienen also dem Menschen zur Nahrung!

Ebenfalls fehlt es diesen Ländern nicht an Honigbauenden Bienen, welche dort original sind. Einige derselben, da sie

keinen oder wenigstens keinen sehr fühlbaren Stachel führen, werden dort die kleinen Engel (Angelitos) genannt; unser Illiger und la Treille setzen sie unter das neu aufgenommene Geschlecht der Trigonen und Meliponen. Das meiste Wachs von Yucatan (Intendantsch. Merida) kommt von diesen Bienen; denn hier sind sie, besonders um Campeche, so häufig, daß man oft über 500 Arroben Wachs davon nach Vera Cruz sandte. Dieses Wachs ist aber mühsamer zu bleichen als das unsrige. Indeß zieht Neu-Spanien, bei dem dortigen großen Verbrauch für die Kirchen, viel Wachs aus Cuba, wovon ein Theil einer eigenen kleinen Trigone zugehört, das meiste aber von unsern dort einheimisch gemachten europäischen Bienen. Von mehreren der dortigen Original-Insekten dieser Geschlechter hat la Treille schöne Abbildungen nebst der Erklärung gegeben, in v. Humbold Observations de Zoologie Cahier V et VI.

Von andern Insekten Neu-Spaniens sind uns ebenfalls mehrere merkwürdige Arten und Geschlechter durch la Treille bekannt worden, nach den von Humbold mitgebrachten Originalen, z. B. Käfer und Schmetterlinge (Ebend. Cahier IV.). Besonders merkwürdig ist aber unter den bis jetzt nicht gehörig bekannten Seidenspinnern einer Art, welche bereits zur Zeit des Kaisers Motezuma berühmt war und benutzt ward. Dieß ist die Larve oder Raupe eines Nachtfalters. Sie ist gesellig, grünlich-schwärz, etwa einen Zoll groß, und lebt auf einer Arbutart, dem Arbutus Madrono.

Hier webt sie gemeinschaftlich ein Gespinst, wie ein Sack geformt. Diese Säcke, dort Capullos de Madrono genannt, sind oftmals über 6 Zoll lang und halb so breit, von glänzendem Weiß, schichtweise übereinander dicht gewebt; die Schichten oder Lagen lassen sich von einander trennen. Der Substanz nach sind sie dem Chinesischen Papier ähnlich, auch kann man darauf schreiben, denn es ist wie wirkliches Papier; als Seide würde sie sich aber schwerlich abwickeln lassen. Die alten Mexicaner leimten sie auf einander, um eine glänzende Pappe daraus zu machen.

Unser Seidenwurm und der Maulbeerbaum wurden bald nach der Einnahme von Mexico hier eingeführt. Indeß fand Humbold doch auf den Cordilleren einen andern, diesen Gegenden angemessenen Maulbeerbaum, den Morus acuminata.

Wir gehen nun zu den bedeutenden Arten der größern Thiere über.

Ohne durch Aufzählung der vielen Schlangenarten zu ermüden, worunter einige theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres tödtlichen Gifts (z. B. die Klapperschlange, die Ahuryaktli u. a.) merkwürdig sind, führen wir hier nur einige

sonderbare Wasserthiere aus der unübersehbaren Menge auf, welche die Gewässer von Neu-Spanien beleben.

Seit langen Zeiten diente den Mexicanern ein bis jetzt unbestimmtes Thierchen des Eidechsengeschlechts zur Nahrung. Die ältesten Schriftsteller gedenken seiner, als eines Wassermolchs der Seen der Hauptstadt, unter dem Namen Atolocatl und Axolotl. Die Richtigkeit der Benennung des Hernandez, der es Gyrinus edulis, oder die eßbare Kaulquappe heißt, ist anjetzt durch die genaue Anatomie bestätiget worden, welche uns der berühmte Cuvier davon gegeben hat. Es ist hiernach der Axolotl höchst wahrscheinlich nichts anders als die große Larve eines Wassermolchs. Dieß bestätigen besonders die Fischkiefern (branchiae), mit befranzten Anhängen. Der Größe nach kommt sie mit unserm Erdsalamander überein, doch ist sie, der Zeichnung zufolge, v. Humbold Recueil d'Observat. de Zoolog. et d'Anatomie, 3me Livr. (ou Cahier), der Proteus mexicanus. Sie bewohnt, außer den Seen der Stadt Mexico, ebenfalls die kalten Gebirgsgewässer, und erstarrt dort zur Winterszeit.

Einige Küsten von Neu-Spanien haben einen so unermeßlichen Reichthum, sowohl an eßbaren Fischen, als an Cetaceen und an sogenannten schwimmenden Amphibien, daß sie zum Theil hievon den Namen sollen erhalten haben.

Vorzüglich ist die westliche Küste von Neu-Spanien, die am großen Ocean, reich an Cachelotten (Physeter macrocephalus L.), und diese, des Wallraths wegen wichtige Fischerei, könnte daher für die spanischen Kolonien weit vortheilhafter werden, als sie es jetzt für andere Nationen ist.

Von den vormals sogenannten schwimmenden Amphibien kommt an diesen Küsten eine sehr große Rochenart (Raja L.) vor, Manta, d. i. Matraze, genannt, da sie, auf dem Meere ausgestreckt, einem wollenen Felle ähnlich sieht. Die über dem Vorgebirge St. Elena, unweit Guajaquil gelegene Küste Manta soll hievon den Namen erhalten haben.

Dieses Thier, vielleicht der Stech-Roche (Raja Pastinaca) oder der Meeradler (R. Aquila oder R. Batis), ist nach den Zeugnissen des Clavigero und Ulloa ein höchst gefährlicher Feind der dortigen Perlenfischer. Er senkt sich auf diese unglücklichen Menschen herab, überflügelt, umwickelt und erdrückt sie vermittelst der den Rochen eigenen so weit und flügelartig ausgedehnten flachen Seiten des Körpers. Man denke sich den Eindruck, den ein solches Ungeheuer von mehreren Centnern am Gewichte, dessen Maul mit Zähnen, nach Schneiders paßlichem Ausdruck, wie gepflastert ist, auf einen einzelnen nackten Menschen unter dem Meere machen muß! Schon die Alten kannten die traurige Wirkung dieser Rochen. Plinius bezeugt, die Taucher sähen sie gleich einer

dunkeln furchtbaren Wolke auf sich herabsteigen, sie suchten sie mit langen scharfen Eisen, welche zu dieser Vorsicht an einem Strick festgemacht waren, zu durchbohren. Noch jetzt bedienen sich zu dieser Absicht die Perlenfischer um die mexicanischen und guajaquilschen Küsten eines langen scharfen Messers.

Die Perlenfischerei scheint übrigens in Californien und selbst an einigen Theilen des alten mexicanischen Reiches vormals einträglicher gewesen, und selbst auf mehreren Theilen der atlantischen Küste betrieben worden zu seyn. Soto gedenkt bei der Eroberung von Florida einiger Körbe voll schöner Perlen, welche man in einem Tempel vorgefunden habe; und Humbold zufolge wurden 1587 nach Sevilla 632 Pfund Perlen aus Mexico eingeführt, wovon 10 Pf. von außerordentlicher Schönheit waren.

Auch mit Süßwasserfischen ist Mexico sehr reichlich versorgt. Clavigero zählt deren über 100 Arten, welche zur Speise dienen. Besonders ist der See Chalko, gleich bei der Hauptstadt, deshalb berühmt.

Die Ornithologie dieses milden Himmels ließ bereits den Hernandez 200 Arten Vögel zählen. Clavigero kennt aber in jetzigen Zeiten nur allein der eßbaren Arten mehr als 70; schon hieraus ergibt sich unstreitig eine weit größere Anzahl, als die des Hernandez.

Die mehrsten Arten unsers Hausgeflügels sind jetzt dort einheimisch. Indeß hatten doch vor der Entdeckung die Mexicaner verschiedene Hühnerarten angezogen, z. B. den Puter, den Hocco (Crax) und andre, wie auch Enten. Allein unser Haushuhn befand sich nicht dort, obgleich selbst auf den Inseln des Südmeers bekannt. Dieß war auch der Fall mit unserm Schwein, denn die neue Welt kannte nur den Tajassu, hatte ihn aber nicht gezähmt.

Unter den großen Raubvögeln kommen nun hier bereits die berühmten Gassenreiniger, die Gallinassen (Vultur Aura L.) vor, deren große Anzahl vorzüglich in Südamerika so viel zur Reinigung der Ortschaften und zur Erhaltung einer gesunden Atmosphäre durch Aufräumung faulender thierischer Körper beiträgt. Auch hat Mexico sehr vorzügliche Falken, viele redende Papageien und mehrere gute Singvögel. Clavigero geht aber sicher zu weit, wenn er behauptet, es gäbe dort Nachtigallen, die den Europäischen nicht nachständen. Er nennt besonders hievon den Centzontli, welches so viel sagt als der Vielstimmige, eigentlich von vierhundert Stimmen. Die Beschreibung macht es fast zur Gewißheit, daß dies die vielstimmige Drossel oder die sogenannte amerikanische Nachtigall (Turdus polyglottus L., le Moqueur) ist. Dieser Vogel, der sich auch bereits in den südlicheren vereinigten Staaten von Amerika findet, hat freilich

das höchst seltene Talent, die Stimmen sehr vieler Vögel täuschend nachzuahmen, wird aber stets von allen Ohrenzeugen, welche beide Vögel kennen, unserer Nachtigall in Rücksicht der Trefflichkeit des Gesanges nachgesetzt.

Der merkwürdigste Vogel von Neu-Spanien ist aber in mehr als einer Hinsicht der Colibri. Das ganze Geschlecht ist zwar auf Amerika beschränkt, aber Neu-Spanien ist einer der Hauptsitze davon. Jetzt steigt die Summe der Arten dieser schönsten aller Vögel bereits gegen 70, wovon Neu-Spanien in seinem ganzen Umfange vielleicht ein Drittel enthalten mag, da diejenigen, welche sich auf den Antillen finden, gleichfalls hier fast alle zu Haufe sind. Und durch dies Geschlecht der Colibris hat die Natur wahrlich die animalische Welt der westlichen Hemisphäre auf das Trefflichste ausgezeichnet. Denn welch ein herrliches Geschöpf ist nicht dieser Vogel! Ein Meisterstück im Kleinen von allem was man sich Holdes und Schönes bei einem befiederten Wesen denken mag.

Die feinste Gestalt ist mit Federn bedeckt, die alle Farben des Regenbogens, durch Gold- und Silberlasur erhöhet, von sich strahlen. Das schwarze Auge ist feurig. Der Schnabel nur wie eine feine gekrümmte Nadel, nicht zu grober Nahrung gebildet, dringt in den Kelch der Blumen und die Zunge saugt daraus, wie bei den Bienen, den Honig. Sein Gesang ist vielmehr ein sanftes, liebliches, aber doch deutliches Summsen. Mit der Leichtigkeit des Zephyrs segelt er fort, und schwebt wie ein Dämmerungsvogel (Sphinx) über seine Lieblingsblumen.

Und wie schön, ganz dem lieblichen Thierchen angemessen, ist nicht sein Bau! Das Nest, ein Sphäroid von angenehmer Form und bewundernswürdiger Nettigkeit gebauet, ist auf das zarteste mit Seide und Baumwolle austapeziert, und hängt mit vieler Vorsicht zwischen den elastischen dünnsten Zweigen der Orangen- und Pumpelmoosbäume, um es gegen große Schlangen zu schützen. Hier brüten Männchen und Weibchen wechselsweise mit innigster Aelternliebe die Eier, oft kaum größer als eine Erbse, und die Jungen, welche anfangs nur die Größe einer Fliege haben. Völlig ausgewachsen wiegt der kleinste Colibri etwa 20, nach Einigen gar nur 6 Gran. Das Weibchen sitzt häufiger und länger, während daß das muntere Hähnchen wachsam den vergoldeten Federbusch, (eines der Unterscheidungszeichen von dem Weibchen) erhebt und jeder Gefahr Trotz bietet. Nahet sich der starke Dickschnabel (gros bec, vielleicht ein Neuntödter, Lanius L. oder kleiner Sperber?) um die Jungen zu erbeuten, dann verwandelt die Vaterliebe das kleine schwache Thierchen in den unerschrockensten Kämpfer. Mit Wuth fliegt er dem starken Feinde entgegen, und dieser, der bereits seinen Gegner

kennt, flieht mit ängstlichem Geschrei; aber der Colibri verfolgt ihn, klammert sich, sobald er ihn erreicht, mit seinen kleinen Krallen unter die Flügel des Dickschnabels fest, und bohrt mit dem pfriemenartigen scharfen Schnabel gefährliche Wunden.

Ein wonnevoller reizender Anblick ist eine gezähmte Familie dieser schönsten Vögelchen. Der Pater Montdidier war auf den Antillen so glücklich, durch Auffindung eines Colibri-Nestes mit den Jungen, sich gleichfalls den Besitz der Aeltern zu verschaffen. Er setzte das Nest in sein Fenster; nun kamen die Alten, verloren alle Furcht und erzogen die Jungen. Er bereitete ein Gemische von Zwieback, spanischem Wein und Zucker; hierin tauchten die Vögelchen ihre kleinen Zungen und sogen sich satt. Bald schwärmten mit freudigem Gesumse alle vier Colibris zutraulich und mit innigstem Behagen um ihren Wohlthäter im Zimmer umher, flogen aus und kehrten wieder zu der Wohnung zurück. In diesem Genusse verstrichen fünf volle Monate, als plötzlich eine mörderische Ratte dem Glücke des Franzosen ein Ende machte, und die ganze Familie verschlang.

Die Colibris sollen sich durch eine andere Sonderbarkeit vor allen Vögeln der wärmeren Regionen auszeichnen. Selbst in Neu-Spanien halten sie einen Winterschlaf, so wie man dieß bei uns von den Schwalben behauptet.

Schon Hernandez und Gomara bezeugten von den Vicitli's, den Colibris, sie stürben (erstarrten) im October auf einem Zweig angeklammert, und erwachten nur erst im April; daher rühre dort der Name Huitzitzilin, der Wiedererweckte.

Dieß ward von Neueren deshalb geläugnet, weil die Colibris auf St. Domingo in jedem Monate lebend gefunden werden. Clavigero, ein Bewohner Neu-Spaniens, bürgt aber jetzt von neuem für das Erstarren des Colibris in Mexico. Vielleicht leidet das Thier in noch wärmeren Gegenden von Amerika keinen Winterschlaf.

Von diesem schönsten Geschlechte der Vögel zogen die alten Mexicaner einen Artikel des Luxus und der Kunst. Denn wenn gleich ihre wirklichen Malereien nur grob und schlecht waren, so malten sie dagegen sehr künstlich mit den Federn der Vögel; oder richtiger, sie gaben eine Darstellung von Blumen, Thieren und Landschaften durch eine Art von Mosaik von Federn, welche sie auf das künstlichste hiezu zusammensetzten oder neben einander steckten. Acosta, Gomara und jetzt Clavigero machen uns davon folgenden Begriff. Die schönsten Vogelfedern von allen Farben, und daher ganz vorzüglich die Federn der Colibris, wurden den todten Thieren mit sehr feinen Zangen (pincettes) ausgezogen und nach ih-

ren Nüancen zusammengelegt. Mehrere Künstler vereinigten sich bei einer größeren Arbeit dieser Art; und jeder wählte dann einen Theil der zu verfertigenden Feder-Mosaik.

Nach dem vorgelegten Originale, sey es eine natürliche Blume, oder Thier, oder ein Gemälde, wählten sie nun die Federn, klebten sie einzeln neben einander vermittelst eines dünnen Leims auf Stücke von feinen Zeugen und setzten diese dann so genau auf einer hölzernen oder kupfernen Platte zusammen, daß es dem Auge unbemerkbar war, und ein treffliches Ganze bildete. Hiezu gehörte ein unermüdlicher Fleiß. Oft kostete es den Aufwand vieler Stunden, um gerade eine einzige genau passende Nüance der Farbe unter den Federn aufzufinden. Diese Mosaik erschien, dem ersten Anblick nach, völlig wie die schönste Malerei, und zwar von den blendendsten, unveränderlichen, durch Goldglanz verschönerten Farben. Dem Papst Sixtus dem Fünften ward eine solche Feder-Mosaik vorgelegt, welche das Bild des heil. Franciskus vorstellte; nur dann erst, als er sich durch das Gefühl vom Gegentheile überzeugt hatte, hielt er das schöne Bild nicht länger für ein wirkliches Gemälde.

In der Provinz Mechoacan, besonders in dem Flecken Pascaro, treibt man diese Kunst aufs höchste. Man kopirt auf das getreueste die schönsten Gemälde. Man verfertigt dergleichen bis zu der Größe und Feinheit der Miniatur-Gemälde, die man in die Breviere legt.

Doch genug von der Ornithologie von Neu-Spanien; wir eilen zu den vierfüßigen Thieren und zu dem Menschen selbst.

Ohne selbstig zu scheinen, darf ich doch anführen, daß es nirgend so bestimmt vorgetragen ist, als in der zoologischen Geographie *), bis zu welchem Breitengrade hinab die Quadrupeden der alten und neuen Welt aufhören sich einander gleich zu seyn. Man kann daher in den mittäglichen Regionen von Amerika größtentheils auf andere Quadrupeden als die der alten Welt rechnen; ein Phänomen, das im Grunde den Geologen wenigstens eben so sehr interessirt, als den Naturhistoriker.

Aber noch jetzt herrscht eine große Dunkelheit über die Säugthiere von Neu-Spanien, die hoffentlich gleichfalls durch unsern jetzt so berühmten Reiser zerstreut werden wird. Schon zuvor ist des großen Hirsches gedacht worden, der die niedrigeren Gegenden von Neu-Californien so wie des angränzenden Neu-Mexico bewohnt **). Offenbar gibt es dort ein oder mehrere hirschartige Thiere, die unter dem Namen der Mazamen bekannt sind. Hernandez führt deren mehrere

*) Im 3ten Theil.
**) Man s. Lesebuch 4ter Thl.

Arten an, worunter eine ganz weiße ist, die die dortigen Gebirge bewohnt. Alle sind indeß kleinere Thiere als unsere Hirsche, und nach Einigen kommen sie den Ziegen, vielleicht den Gazellen in Ansehung der einfachen Hörner nahe. Wahrscheinlich gehören auch die Berendos hieher, welche ebenfalls zuvor angezeigt sind *).

Etwas gewisser sind wir über die Raubthiere dieser Länder. Wir kennen von bedeutenden Katzenarten den fälschlich sogenannten dortigen Löwen, den Cuguar; ferner den Ozelot und noch einige Tigerkatzen. Hier leben denn auch einige wilde Hundesarten, z. B. die Coyotl oder Coyote, von schwarz und weißgemischtem Felle; der Größe nach zwischen dem Fuchse und dem Wolfe. Er richtet große Verheerungen unter den Heerden an, verfolgt die Rehe und wagt sich selbst zuweilen an Menschen. Wie weit er von unserem Wolfe verschieden ist, scheint noch unbestimmt. Noch weniger weiß man, ob die sonderbaren Arten der Hunde, welche die Europäer zuerst in Amerika vorfanden, Alco, oder Techiki genannt, jetzt noch dort vorhanden sind, da man eigentlich keine weitere bestimmte Nachricht darüber hat, als was uns Clavigero, fast gerade wie vormals die alten Naturhistoriker von Mexico, darüber erzählt. Unter diesen hundeartigen Thieren war dann auch eine buckelichte und eine kleine eßbare Gattung.

Hinreichend ist es bekannt, daß, Buffons Meinung zuwider, unser Hausvieh in Neu-Spanien sehr gut gedeiht. Vorzüglich hat sich unser Hornvieh stark vermehrt; dieß ergibt sich aus den Angaben von dem Werthe der dort zubereiteten Häute, und des Talgs und der Seife. Nur allein die einzige Stadt de la Puebla kocht jährlich 200000 Arroben Seife, und liefert 82000 Kuhhäute. Ebenfalls haben sich die Pferde so sehr vermehrt, daß man große Truppe wildgewordener Pferde in den wenig bewohnten Ländern von Neu-Mexico antrifft, und viele davon einfängt. Die Maulthiere machen einen sehr bedeutenden Theil des Landreichthums aus. Nur allein der Transport der Waaren nach Vera Cruz bedarf 70tausend, und der Luxus der Hauptstadt 5000.

Bei den Affen, deren es viele Arten gibt, kommen hier mehrere Ungewißheiten vor. So viel scheint indeß, aller Einwendungen des Clavigero ungeachtet, ausgemacht, daß alle dortige Affen langbeschwänzte kleine Thiere sind, die sich mit unsern Pavianen und andern großen Affen nicht vergleichen lassen.

Mehrere der sonderbaren Thierarten, welche der neuen Welt eigen waren, sind schon in der ersten Abhandlung vor-

*) Lesebuch 4ter Theil.

gekommen. Hiezu kann man noch das Stachelschwein mit dem Wickelschwanze (Hystrix prehensilis) und einige andere Quadrupeden setzen, wovon weiterhin in der Beschreibung der südlicheren Theile von Amerika, denen sie mit Neu-Spanien gemein sind, Nachricht gegeben werden soll. Bis dorthin mag auch das sonderbare wilde Schwein, der Pecari, verbleiben, und die Merkwürdigkeiten des Thierreichs von Neu-Spanien mögen mit einer Nachricht des Thierry von den dortigen Vampyren oder Blutsaugern endigen.

Dieses Thier (Vespertilio Spectrum Linn.) ist eins der größten unter den Fledermäusen. Es hat die Gewohnheit, zur Nachtzeit sich an die größeren Thiere, ja selbst an den Menschen zu machen, ihnen eine Ader zu öffnen und vermittelst seiner scharfen Zunge ihnen das Blut auszusaugen; beim Menschen wählt es gewöhnlich die Zehen.

Thierry, eben jener Märtyrer der Cochenille, fand, ohnweit Quicotlan im Mexicanischen, des Morgens, da er sein Maulthier besteigen wollte, das Thier äußerst ermattet und ganz mit Blute bedeckt. Eine genauere Ansicht zeigte, daß der Vampyr ihm zwischen dem linken Ohre und der Mähne eine Ader aufgebissen und ihm mehr als 4 Maas Blut abgezapft habe. Man erzählte, daß sobald sich eine solche Harpye eines Thiers bemächtigt und die Ader eröffnet hätte, so sammleten sich mehrere dieser Vampyren, um an der Quelle ihren Blutdurst zu löschen.

Wir gehen jetzt zu dem Originalbewohner dieses schönen und gesegneten Landes selbst.

In einem Lande von viel tausend Quadratmeilen unter dem mildesten Himmel gelegen, von zwei Seiten vom Ocean eingefaßt, durchschnitten von großen beeiseten, zum Theil vulkanischen Gebirgen, so wie durch mehrere von dort aus nach Osten und Westen herabströmende Flüsse; überdies bewässert durch sehr ansehnliche Seen, in einem mit der reichsten Fauna und Flora ausgesteuerten Lande, da bot die Natur alles auf, den Menschen ein bequemes, fröhliches Daseyn zu schenken. Weder der Mangel an Nahrung, noch die Rauhigkeit des Klima's konnte seinen Körper verkrüppeln oder seinen Geist beugen und zu Mismuth stimmen. Die reiche Abwechselung der schönen Natur mußte ihn vielmehr schnell entwickeln, durch Darbietung so vielfacher Reize und erhabener Scenen die Seele wecken, und mannigfaltige Talente aus ihm hervorgehen lassen.

Wenn nun der Ureinwohner diesem nicht hinreichend entspricht, so darf man annehmen, daß entweder die Natur des Landes selbst noch zu wenig Kraft hatte, zu wenig ausgebildet, zu jung war, um mit gehöriger Stärke auf den dortigen Menschen wirken zu können, oder daß die heutigen Einwoh-

ner ein solches Land noch nicht lange genug bewohnt haben, um mit Nationen verglichen werden zu können, welche in andern Theilen der Erde mit ähnlichen Vortheilen des Bodens und des Himmels in besserm Einklange stehen.

Soweit nur die Geschichte von Neu-Spanien ins Alterthum mit einiger Gewißheit hinauf reicht, bestätigt sie wirklich die Ansiedlung vormals nördlich wohnender Nationen, welche aus ihrer rauhen Heimath, durch irgend eine Ursache getrieben, Mexico zu ihrem neuen Vaterlande erwählten. Dieser Fall träfe denn mit der zweiten Hypothese zu. Es mußte hiernach eine lange Reihe von Jahrhunderten verfließen, bevor der Mensch jener rauhern Zone gänzlich die glückliche Bildung des Körpers und des Geistes annehmen konnte, welche ihm der mildere Himmel, die reichere, wohlthätigere Natur seiner neuen Heimath einzuprägen vermochte.

Die Toultequen sollen die Nation gewesen seyn, welche zuerst um die Hälfte des siebenten Jahrhunderts durch eine große Wanderung von Norden her dort auftraten, und sich in Anahuac niederließen. Dieses Land, zwischen dem 14ten und 21sten Breitengrade gelegen, kam der Größe nach dem heutigen Neu-Spanien gleich, indeß enthielt es dennoch, außer den Besitzungen der Monarchie von Motezuma, die Republiken Tlascala und Cholullan, das Königreich Mechuacan, welche einen Theil der heutigen Intendantschaft Valadolid enthielten.

Die Nation der Toultequen halten Mehrere für asiatischen Ursprungs, und Humbold vermuthet, sie könnte von den Hiongnoux abstammen. Diese Hypothese führte uns denn über 1800 Jahre zurück. Denn unter dem Oberhaupt der Hunnen Pou-non-tanjou sahen sich, um das Jahr 47 unserer Rechnung, diese durch Hunger und durch die Chinesen gezwungen, mehrere tausend Li's weiter nach Norden hinaufzuwandern *).

Hiernach müßten aber diese Urväter der Toltecas und nachmaligen Mexicaner, entweder auf der Reise selbst in dem höhern Norden von Asien oder auch von Amerika gegen 1000 Jahr verweilt haben, bevor sie die mildern Länder von Anahuac betraten.

Uebrigens scheinen auch verschiedene dort aufgefundene Monumente, ja selbst die bei den Mexicanern entzifferte Eintheilung des Jahrs mehrere Gründe für die asiatische Abstammung dieser Völker an die Hand zu geben.

Sey dem wie ihm wolle, so bietet selbst die Natur mehrere, bei anderer Gelegenheit schon angeführte Gründe dar,

*) Des Guignes Hist. d. Hunnes et des Tatares T. I. p. 217 — und T. II. p. 111 — ein Li beträgt gegen 1/20 einer deutschen Meile.

daß Nord-Amerika von dem hohen Norden des alten Continents aus könnte bevölkert worden seyn.

Wäre es möglich, einiges Uebereintreffen der Sprachen des äußersten Sibiriens mit denen von Nord-Amerika in dem Grade aufzufinden, als dies in mehrerer Hinsicht mit der Gestalt und besonders der Gesichtsform der Urbewohner jener beiden Weltgegenden der Fall ist, dann ließe sich diese Abkunft unbezweifelter darthun; doch wir kehren zu Neu-Spanien zurück.

Nach den Toltecas sollen dann noch andere nördliche Völkerschaften in Anahuac eingewandert seyn, und festen Fuß gefaßt haben, z. B. die Chichimequen ums Jahr 1170, acht Jahr darauf die Nahualtequen, die Azteken aber 1196; also in kaum einem Vierteljahrhundert vier bis fünf fremde Nordländer.

Nach diesen freilich nicht genau verbürgten Nachrichten über den Ursprung dieser Völker, wenden wir uns zu den Bewohnern Neu-Spaniens, wie sie die ersten Europäer dort vorfanden, und wie sich diese Menschenrace noch jetzt dort erhalten hat.

Auffallend ist es, daß Humbold's Bemerkung zufolge, welche großentheils auf Autopsie gegründet ist, die Völkerschaften von Amerika, das heißt, die Original-Amerikaner von Neu-Spanien an bis nach Patagonien hinab, dem Körper nach bedeutende Aehnlichkeit unter sich zeigen.

Diese bestehen in der kupferfarbigen, röthlichgelben Farbe der Haut, dem langen, schwarzen, völlig gerade herabhängenden, straffen Haare, dem dünnen Bart, dem stämmigen Körperbau, den hervorragenden Schläfenknochen, dem langgezogenen, gegen die Nase hinablaufenden Schnitte der Augen, den breiten Lefzen, und um den Mund in einem Ausdruck von Gutmüthigkeit, der sonderbar mit dem ernstlich finstern Blick im Contrast steht. Der Bart ist im Ganzen zwar nur dünn, jedoch bei einer Völkerschaft stärker, als bei der andern.

Dies scheint übrigens nur die Familienbildung oder, wenn man dies Wort für zu eingeschränkt hält, der Umriß der individualisirten Menschenrace auf jener ungeheuern Landesfläche zu seyn, der Aehnlichkeiten, welche sich selbst unter den von einander entferntesten Nationen dieses Continents antreffen lassen. Denn die einzelnen Völkerschaften sind allerdings unter sich auf mehr als eine Weise sehr von einander abweichend. Welch ein auffallender Contrast zeigt sich z. B. nicht unter dem Körperbau zwischen dem gigantischen Patagon und dem kurzstämmigen Körper der Chaimas in Cumana? Selbst unter den Völkern Neu-Spaniens gibt Humbold mehrere in die Augen fallende Verschiedenheiten an. Und dies hätte sich

bereits daraus folgern lassen, daß die dort eingewanderten Urstämme selbst, wie wir oben sahen, verschieden waren. Die nachmalige Vermischung und die gleichförmige Ernährungs- und Behandlungsart aller dieser Stämme mußte diese Unterschiede noch mehr vermindern.

Merkwürdig ist es, daß die Original-Bewohner von Neu-Spanien ein dunkleres Colorit haben, als die Süd-Amerikaner selbst der heißesten Gegenden. Auch kann diese Thatsache auf keine Weise befremden, da ja nicht allein der stärkere oder schwächere Sonnenstrahl die Farbe bestimmt, wie dies schon vor längerer Zeit bemerkbar gemacht ist *). Thierry fand übrigens das andere Geschlecht weißer als die Männer. Dabei haben sie sanfte Züge, sind oftmals wirklich schön, ja er sah eine reizende Brünette mit blauen Augen. Möglich konnte sie vermischter Race seyn.

Was übrigens die Menschenverschiedenheiten anbetrift, welche durch Vermischung mit den Fremden entstehen, so mögen sie so lange verschoben bleiben, bis wir diese leztern selbst erst angezeigt haben.

Thierry findet sich durch v. Humbolds Beobachtung darin auch besonders bestätiget, daß die Original-Neu-Spanier überhaupt von wohlproportionirtem Korper, höchst selten mißgestaltet oder fehlerhaft gebildet waren; Humbold sah keinen Buckelichten, und höchst selten einen Lahmen oder Schielenden.

Die Indianer, so mögen hier diese Neu-Spanier heißen, erreichen oft ein hohes Alter, man hat sogar Beispiele von 100jährigen Greisen. Indeß scheint die lange Lebensdauer sowohl von dem Wohnsitz, als von der Lebensart selbst abhängig zu seyn; die Bewohner der Hochebenen genießen größtentheils der längsten Lebensdauer, und dies findet sich vorzüglich unter dem andern Geschlecht. Auch sieht man bei ihnen fast gar kein grau werdendes Haar, noch Runzeln im Gesicht, und ihre Zähne bleiben dauerhaft.

Der Character und der Geist eines, Jahrhunderte hindurch niedergedrückten Volkes ist schwerlich noch der vor ihrer Unterjochung. Indeß können doch wohl die Grundzüge geblieben seyn; auch ist hierbei zu bedenken, daß Neu-Spanien nicht nur von vielartigen, sondern auch von vielartig regierten Völkern bewohnt war. Der eigentliche mexicanische Monarchist hatte, selbst zur Zeit der Entdeckung, nicht mehr den hohen Sinn, als der republikanische, kühnere Tlascalaner, und noch jezt sind bei leztern die Spuren der Freiheitsliebe vor jenem sichtbar.

*) Geogr. Geschichte des Menschen. 1r Band.

Die spanische Unterjochung, wenn sie gleich diesen Unterschied nicht gänzlich vernichten konnte, brachte ihn doch zu einem minderen Verschiedenen hinab, denn auch den tapfern Republikanern ward nun das Eisen des Despotismus und der brutalen Intoleranz eingedruckt.

Dem Ganzen ist stets ein Grund von Gutmüthigkeit verblieben, die sich selbst oftmals gegen ihre fremden Unterdrücker äußert. Thierry ward auf seiner Reise von Vera Cruz nach Oaxaca, also tief ins Land hinein, überall mit Freundlichkeit aufgenommen.

Ein zweiter Hauptzug des dortigen Characters ist denn ein gewisser Ernst, ein Phlegma, das vielleicht in der Niedergeschlagenheit über ihre heutige Lage seinen Grund haben mag. Diese fast an Melancholie gränzende Stille macht, daß sie nicht viel reden, und läßt selten die heftigsten Leidenschaften auf ihrem Gesichte bemerkbar werden. Gewinnt aber die Heftigkeit der Leidenschaften das Uebergewicht, so ist dann auch dieser Uebergang von jener Stille zum Ausbruch desto fürchterlicher. Dieser kalte Ernst contrastirt sehr sonderbar mit der erstaunlichen Lebhaftigkeit der Neger; daher denn auch die Mexicanerinnen letztere sowohl ihrer eigenen Nation, als selbst den Europäern vorziehen.

Dieser Ernst, sagt Humbold, zeigt sich sogar schon bei den Kindern, welche bereits im 4ten oder 5ten Jahre oftmals mehr Geistesentwickelung zeigen als die Kinder der Weißen.

Es ist aber begreiflich, daß eine Nation, welche nicht nur schon unter ihren eigenen Königen despotisch behandelt, sondern nun gar seit den mehreren Jahrhunderten ihrer Eroberung von den Europäern auf das schmählichste zu Boden gedrückt ward, endlich Frohsinn und Selbstkraft verlieren mußte, daher sie dann in dumpfer Ergebung und Unterwürfigkeit hinbrütet.

Uebrigens ist der Indianer arbeitsam, gutartig und redlich. Thierry erhielt mehrere Beweise wahrer Herzensgüte und Theilnahme an seiner oft widrigen Lage. Folgender Zug zeigte ihm ihre Gerechtigkeitsliebe. Ein Pferdevermiether, dort Topith genannt, hatte einen umherreisenden Franzosen übersetzt. Dieser beklagte sich darüber bei dem Gastwirth, und ohne von diesem eine Antwort zu erhalten, sahe dieser plötzlich den Alcade und dessen Beisitzer mit dem Topith erscheinen. Letzterer ward alsdann mit großem Ernst und Ruhe verurtheilt, sofort das zuvielgenommene Geld, 2 Piaster, wieder zu ersetzen. Indeß mag es, wie überall, auch Ausnahmen geben, denn Clavigero selbst läugnet es nicht ab, daß seine Landsleute nicht nur gegen die Fremden mißtrauisch

sind, sondern sich oft zu Lügen und Betrügereien hinreißen lassen.

Wie sollte aber auch der unglückliche Indianer in Menschen viel Vertrauen setzen, welche ihn Jahrhunderte hindurch unglücklich machten?

Die Eroberer hatten dem Volke aber nicht blos überhaupt ihre Freiheit entrissen, sondern es daneben der wesentlichsten Hülfsmittel beraubt, wodurch es sich als eine bedeutende Nation, als eine, nach guten Grundsätzen eingerichtete, große Societät vormals auszeichnete.

Die wahnsinnige Intoleranz der spanischen Krieger hatte die Tempel zerstört, den Kultus vernichtet, die Priester ermordet. Da nun letztere, als die Hauptlehrer des Volks, alle Kenntnisse fast ausschließlich besaßen, so mußte hierdurch gleichsam alle Aufklärung erdrückt werden. Die wilden Zeloten gingen noch weiter, sie verbrannten sogar die hieroglyphischen Malereien, welche den Mexicanern als chronologische Geschichtstafeln dienten, und nur sehr wenige sind uns davon noch unversehrt erhalten worden.

Aus diesen sowohl, als den zuvor angeführten Monumenten ergab sich indeß, daß diese Nation in der Vorzeit keinen unbedeutenden Grad der Kultur besessen hatte. Sie hatten nicht nur eine beinahe genaue Eintheilung des Jahrs, sie verstanden es, ihre Götterhäuser, wie die Aegypter ihre Pyramiden und die Hindus ihre Pagoden, gehörig zu orientiren. Der Adel und das Feudal-System, so wie die Hierarchie, waren bei ihnen auf einem solchen Fuß, daß man daraus mit Recht auf eine seit sehr langer Zeit eingerichtete Societät schließen mußte; und was uns von ihren in Hieroglyphen geschriebenen Büchern noch übrig ist, gibt noch mehrere Zeugnisse an die Hand, daß sicher unter den obern Volksklassen, vorzüglich unter der Priestercaste, kein geringer Grad von Kenntnissen anzutreffen war.

Bekanntlich hatte man bisher angenommen, die Verfassung des Peruanischen Reichs unter den Yncas sey vor der Entdeckung oder Eroberung die beste in der ganzen Neuen Welt gewesen, man sahe sie als eine patriarchalische Regierung an. Jetzt hat Hr. v. Humbold darzuthun versucht, daß die der alten Mexicaner jener sey vorzuziehen gewesen.

Wenn sich aber unter einem stets zu Boden gedrückten Volke keine große Männer in irgend einer Richtung zeigen, kein Friedrich II., Heinrich IV., Keppler oder Newton, so liegt dies in der nothwendigen Folge der Sclaverei.

Daß übrigens den heutigen Indianern, den echten Abkömmlingen, nicht alle Geistesanlagen versagt sind, davon haben wir durch sehr viele vorzügliche Männer, deren Na-

men unser trefflicher Landsmann aufgeführt hat, und worunter vorzüglich ebenfalls der berühmte Geschichtschreiber seiner Nation, Clavigero, zu rechnen ist, das gültigste Zeugniß.

Nichts scheint daher mehr zu bedauern, als daß noch selbst in unsern Zeiten, in welchen, wie sich dies bereits aus dem ergibt, was zuvor von den wissenschaftlichen Vorrichtungen innerhalb der Hauptstadt gesagt ist, die Aufklärung dort einen so bedeutenden Standpunkt erreicht hat, der Indianer, hauptsächlich die größere Volksmasse, noch fortwährend so gedrückt wird, und den Händen unwissender, oft roher Geistlichen überlassen bleibt. Machen gleich verschiedene treffliche Männer ihrem Stande Ehre, so war dennoch die Unwissenheit und die Lebensart des großen Haufens, sogar noch in unsern Zeiten, dem Berichte Thierry's zufolge, so groß, daß das Gemählde, welches selbst der catholisch-englische Geistliche Gage davon macht, völlig auf sie passen würde.

Einer dieser Geistlichen gab die Metamorphosen des Ovids für die Bibel der lutherischen Engländer aus, und indem er seinen Zuhörern die Kupfer dieses Buchs zeigte, rief er: „Seht, unter was für Gestalten diese Hunde „den Teufel anbeten!"

Gage geräth in gerechten Eifer über das Trinken, Spielen und Fluchen seiner mexicanischen Mitbrüder, und über den Prunk, den sie, obgleich in geistlicher Tracht, führen. Unter der Mönchskutte trugen sie pomeranzenfarbige seidene Strümpfe, und Beinkleider von holländischer Leinwand, welche mit handbreiten Spitzen besetzt waren, und um damit groß zu thun, schürzten sie sich hoch auf.

Chappe d'Anteroche, der doch 1769 Mexico besuchte, und noch später Thierry de Menonville geben ebenfalls ihren Unwillen über die lächerlichen Processionen, mit welchen die Geistlichen ihre Gemeinden zu erbauen suchen, zu erkennen. Selbst Humbold verfehlt nicht, diese großen Mängel der Geistlichkeit, welche auf die Masse des Volks den sichtbarsten Einfluß haben, zu rügen.

Fast noch empfindlicher werden aber die Indianer gekränkt und gedrückt durch die Behandlung der dortigen weltlichen Behörden.

Es gereicht dem würdigen Prälaten, dem Bischof von Mechoacan, Antonio de St. Miguel, zu großer Ehre, daß er zugleich im Namen seines Capitels der Regierung mit hohem Ernst den traurigen Zustand der Indianer in einem umständlichen Aufsatz ans Herz gelegt hat. Folgendes enthält das Wichtigste seines Vortrags.

„Die ganze Bevölkerung Neu-Spaniens besteht überhaupt „aus Indianern, Spaniern und Castizen (vermischter Race).

„Die Spanier machen hiervon nur etwa den zehnten Theil, „und dennoch ist fast alles Eigenthum und alle Wohlhaben„heit nur bei letzteren. Die Indianer und Castizen bauen „den Acker und leben im Dienste ihrer wohlhabenden Her„ren von ihrer Hände Arbeit. Begreiflich entspringt aus die„sem einander entgegenstehenden Zustande tiefer Haß und „stete Erbitterung der Indianer gegen ihre Herren, die Frem„den. Man sieht daher von erstern List, Trug und Raub „und alles, wodurch sie letztern Schaden bringen können, „während daß diese, die Spanier, Stolz und Härte äußern, „und der Laune, die Schwäche der Unterdrückten willkühr„lich zu benutzen, fröhnen.

„Zwar weiß ich, fährt der verehrungswürdige Greis fort, „daß die Ungleichheit der Stände überall viel Unglück er„zeugt; allein in Amerika wird dies deshalb weit schreckli„cher, weil hier gar kein Mittelstand existirt. Man ist nur „reich oder höchst dürftig, nur adlich oder durch das Gesetz „und die öffentliche Meinung bis zur Schande herabge„würdigt.

„In der That befinden sich sowohl die Indianer, als die „von gemischter Race, in der traurigsten Erniedrigung. Ihre „Farbe, ihre Unwissenheit entfernen sie fast gänzlich von „jenen Höhern, den Spaniern.

„Die Privilegien, welche man den Indianern zugestan„den hat, sind ihnen vielmehr schädlich als nützlich. Da „ihre Dorfschaften gesetzmäßig auf den engen Bezirk von „600 Vases (1800 Fuß) Durchmesser beschränkt sind, so ha„ben sie fast kein besonderes Eigenthum; sie sind verbunden, „die Gemeingüter anzubauen. Und dieser Anbau wird ihnen „jetzt deshalb noch lästiger, weil diese Gemeingüter in den „letztern Zeiten durch die Intendanten verpachtet sind, und „der Gewinn davon in die königlichen Kassen fließt, wor„aus es dann für die Eingebornen äußerst schwierig, ja fast „unmöglich wird, Unterstützung zu erhalten. (Denn man „ist gewohnt, diese durch ihre Hände erworbenen und ihnen „mit Recht gehörigen Gelder so sehr für königliche an„zusehen, daß sie zu Zeiten gänzlich nach Madrid gesandt „worden sind; wie z. B. im Jahre 1798 von der Intendant„schaft Valladolid dies der Fall mit einer Million Livres „war.)

„Die Gesetze verbieten die Vermischung der Casten; die „Weissen dürfen sich nicht unter den Indianern, noch jene „unter diesen niederlassen. Dieses Isoliren ist ein Haupthin„derniß der Civilisation. Die Indianer werden nur von an„dern Indianern regiert. Acht bis zehn alte Indianer leben „deshalb in jeder Dorfschaft auf Unkosten der übrigen in

„größter Unthätigkeit, und diese Oberhäupter, deren Auto-„rität sich lediglich auf Geburtsvorzüge gründet, oder durch „listig erlangte Vorrechte erblich geworden ist, sind nur die „einzigen, welche Spanisch reden, und es für sich vortheil-„haft finden, ihre Landsleute stets in der tiefsten Unwissen-„heit und Barbarei zu erhalten.

„Auch sehen diese kein Mittel, ihre Umstände zu verbes-„sern, da sie gesetzmäßig keine Contracte über mehr als 5 „Piaster schließen dürfen.

„Sind die Indianer zwar von dem Kopfgelde selbst frei, „so drückt dennoch ihre ganze Lage sie so sehr zu Boden, daß „aller Erwerbsfleiß, jede Art von Anstrengung zur Verbes-„serung ihres Zustandes erstickt werden muß, und an deren „Statt eine gänzliche Apathie eintritt.

„Die Casten, die Abkömmlinge der Neger-Sclaven, wer-„den nun aber sogar für infam angesehen. Sie sind verbun-„den, den Tribut (Kopfgeld) zu zahlen, und halten sich „deshalb auf ihre ganze Generation entehrt. Unter den „Mulatten und Metis (vermischte Race durch Europäer) „gibt es viele, welche weder durch Farbe, noch durch ihre „Gesichtsbildung und ihre Kultur von den Spaniern zu un-„terscheiden sind. Dennoch finden sie sich durch die Gesetze „gleich tief herabgesetzt."

Der edle Vertheidiger dieser unterdrückten Menschen be-weiset nun der Regierung, daß wenn man jenes entehrende Kopfgeld aufhöbe und ihnen dafür die Abgabe der Weissen, die Alcavala genannt, welche 14 von 100 beträgt, auflegte, die königlichen Kassen hiebei gewinnen würden.

Aus Obigem ergeben sich nun aber die Hauptursachen der geringen Bevölkerung von Neu-Spanien überhaupt. Der Bischof rechnet die Anzahl der Familien der Indianer und der farbigen Leute (vermischter Race) auf 810000 Familien; Humbold setzt aber die gesammte Bevölkerung aller dortigen Menschenracen auf 4,483529 Köpfe, zufolge einer Zählung vom Jahre 1794. Hierunter befanden sich 3,337000 Weisse und farbige Leute, oder von gemischter Race. Die Anzahl der eigentlichen Indianer (Urnation) betrug daher nur etwas über eine Million.

Indeß ist der Anwachs der Bevölkerung seit dieser Zeit nicht unbedeutend gewesen, wenn er gleich in den verschiede-nen Ortschaften einiger Intendantschaften gegen einander ver-schieden ist, so daß sich die Gebornen zu den Todten in eini-gen wie 123 zu 100, in andern aber wie 253 : 100 u. s. verhielten; aus eilf solchen Verhältnissen rechnet Humbold 170 : 100 als eine Mittelzahl.

Bis zum Jahre 1808 glaubt er sich berechtigt, die ge-

sammte Volkszahl von Neu-Spanien auf 6½ Million setzen zu können.

Bei einer andern Gelegenheit, nämlich bei der Uebersicht der Einfuhr und Ausfuhr aus den spanischen Kolonien, höchst wahrscheinlich vom Jahre 1794, findet sich eine zwar hievon verschiedene Angabe, die aber ihren Grund darin hat, daß hiebei die Capitanerie Guatimala mit in Anschlag kommt. Hienach beträgt für beide Länder das Total der Bevölkerung 7,800000; in dem Antheil von Neu-Spanien wird jene oben angeführte Zahl 3,337000 für die Weissen und farbigen Leute wiederholt, hievon betrugen die Weissen 1,100000, die Indianer (Urbewohner) aber für sich 2½ Million. Es bliebe mithin für die gesammte Bevölkerung von Guatimala 1,963000 übrig.

Die Bevölkerung von 6½ Million für Neu-Spanien gäbe nach obiger Angabe von 118000 Quadrat-Lieues auf die einzelne Quadrat-Lieue nur 55 Menschen *). Diese Dichtigkeit ist aber sehr gering, wenn sie z. B. mit der von Frankreich vor der Revolution verglichen wird. Frankreich, zu 27490 Quadrat-L. und seine Bevölkerung zu 25 Millionen angenommen, gab demnach im Durchschnitt eine Dichtigkeit von 909 Menschen auf die Quadrat-L.; selbst die geringsten Departements, z. B. das von Aix hatte eine Dichtigkeit von 558, nur die äußerst gebirgige, rauhe italienische Insel Corsica hielt 240.

Hieraus ergibt sich noch deutlicher, wie sehr der würdige Bischof auf eine, die Ehen und das Daseyn der Indianer erleichternde Verfassung dringt.

Indeß tragen freilich ebenfalls die dortigen Krankheiten sehr zur Verhinderung des Anwachses der Menschen bei.

Die furchtbarsten Krankheiten in Neu-Spanien sind folgende:

Zuerst das schwarze Erbrechen (Vomito prieto oder negro), welches Humbold mit dem jetzt nur zu bekannten gelben Fieber für einerlei angibt, da die Hauptanzeigen, die Gelbsucht, das Erbrechen und die Hämorrhagien (oftmals aus Mund und Nase) bei beiden mit einander zutreffen; vielfältig tritt dabei auch Raserei ein. Diese schreckliche Krankheit, (sie soll dem Ulloa zufolge, 1729 durch europäische Fahrzeuge zuerst nach Carthagena gebracht seyn) wüthet indeß hauptsächlich nur in einem Theile der Ostküstenländer und von Mexico, doch dringt sie selbst zur Hauptstadt. Indeß zeigte sie sich auch einstens in einigen Ortschaften am großen Ocean, nämlich in Panama und Callao.

*) v. Humbold rechnet eigentlich 118478 Quadrat-L. Dann wäre die Dichtigkeit noch geringer.

Auf der Ostküste, besonders in Vera Cruz und Carthagena, rafft sie aber oftmals in wenigen Tagen Tausende hinweg. In den Jahren 1736 und 37 verlor dadurch die Hauptstadt ein Drittel ihrer Einwohner, und 1762 starben dort 25000 Menschen. Mehrere sterben äußerst schnell; so waren von 127, die an dieser Krankheit ins Hospital von Vera Cruz gebracht waren, 40 schon nach wenigen Stunden verschieden. Am meisten fürchtet man diese Pest beim Anfang und beim Beschluß der nassen Jahreszeiten, da die starken Hitzen eintreten, z. B. im May, wenn das Reaumürsche Thermometer auf 19 Grad steigt. Humbolds nosographische Tafel für Vera Cruz vom Jahre 1803, setzt die Anzahl der Kranken, welche ins Hospital von St. Sebastian gebracht wurden, im May auf 73, wovon 11 starben; im Junius auf 49, hievon 6 Todte; im August von 94 sogar 16 Todte. In diesen Monaten blieb das Thermometer stets über 21 Grad Reaumur; dagegen waren schon im October nur 29 Kranke und 3 Todte, im December aber nur 3 Kranke, wovon keiner starb.

Galligte Fieber andrer Art wüthen an der Ostküste; besonders, wie schon bemerkt ist, leiden in Acapulco hievon die Fremden ganz vorzüglich *).

Von einer, jenem gelben Fieber ähnlichen Krankheit werden die Indianer, und hauptsächlich nur diese, als von einem dort lange einheimischen Uebel heimgesucht, welches sie Matlazahuatl nennen. Einige Schriftsteller, z. B. Alzato, halten diese sogenannte Pest für völlig einerlei mit dem schwarzen Erbrechen, Humbold hingegen nicht; eben weil die Europäer davon verschont bleiben, diese aber dagegen besonders dem Vomito negro ausgesetzt sind, nimmt er sie für von jener Krankheit verschieden an, obgleich mehrere Symptome beiden gemein sind.

Der Matlazahuatl wüthet besonders an den sehr heißen und feuchten Küstenorten, dringt indeß ebenfalls in die innere Hochebene. Torquemada setzt die Zahl der durch diese Pest im Jahre 1576 hingerafften Indier gar auf 2 Millionen, wahrscheinlich übertrieben, an.

Auch die Kinderblattern verheerten oftmals das Land, seitdem sie durch einen Neger eingeführt wurden; höchstwahrscheinlich wird aber auch hier durch den trefflichen Jenner diesem Uebel gesteuert werden.

Eine letzte aber wichtige Ursache der Verminderung der Bevölkerung ist der Hunger. So wie in Hindostan scheint

---

*) Humbolds Bemerkungen über die Sterblichkeit, besonders durch diese Krankheiten, verdienten eine umständlichere Anzeige, wie es unser Vorhaben erlaubte.

es, dem ersten Anblick zufolge, kaum glaublich, daß in einem so reichen Lande, dessen Einwohner daneben sich mit wenigen Nahrungsmitteln begnügen, das daneben im Ackerbau nicht zurücksteht, zu Zeiten Hungersnoth eintreten zu sehen, dennoch ist dieß sowohl in jenem Theile der alten Welt, als auch hier in Neu-Spanien, kein durchaus ungewohnter Fall. Die Ursache ist einmal, ein oftmals eintretender Mangel an Regen, wodurch dann der Maiz, die Hauptnahrung, verloren geht; auf der andern Seite aber die durch den Druck zuwege gebrachte Fahrlässigkeit im Volkscharakter. Der Indianer bauet nur gerade nur so viel, als er und seine Familie zu verbrauchen glaubt, er sammlet keinen Vorrath auf unvorherzusehende Fälle. Begreiflich erzeugt die Hungersnoth dann ebenfalls solche Krankheiten, die aus Schwäche entspringen. Daher leiden oft einzelne Provinzen einen großen Verlust an Menschen. Auf diese Weise starben im Jahre 1784 nur allein in der Stadt und den Minen von Guanaxato 8000, und der Verlust für ganz Neu-Spanien soll sich damals auf 300000 Menschen erstreckt haben.

Auch mag der vergrößerte Luxus, die zunehmende Anzahl der Minen, die dazu nothwendigen schwer arbeitenden Menschen, so wie die erstaunliche Anzahl der als Lastthiere zum Verführen des Metalls benutzten Träger, die Bevölkerung nicht unbedeutend vermindern.

Wir kommen jetzt zu den übrigen in Neu-Spanien lebenden, zum Theil einheimisch gewordenen Menschenklassen.

Hievon stehen offenbar, selbst der Zeit ihres Ansiedelns zufolge, die Weissen, oder was hier einerlei ist, die Spanier voran: denn bekanntlich dürfen sich dort eigentlich nur Spanier niederlassen, daher denn auch der Name Spanier und Europäer so gleichgeltend sind, daß man glaubt, in ganz Europa werde nur allein spanisch gesprochen.

Man theilt aber die Weissen in solche, welche in Europa, und diejenigen, welche von Spaniern in Amerika selbst geboren sind; letztere nennt man Criolles, Creolen, erstere hingegen Chapetones oder Gachupines. Beiden gesteht die Regierung zwar gleiche Rechte zu; allein den Creolen werden dennoch nur selten ansehnliche Stellen zu Theil, und überhaupt maßen sich die europäischen Spanier solcher Vorrechte an, daß sie es sogar für schimpflich achten, sich für Creolen gehalten zu sehen.

Die Anzahl der Weissen überhaupt soll sich gegen 1,200000 Köpfe belaufen. Hievon rechnet v. Humbold doch nur 70 bis 80tausend in Europa geborner.

Ungleich kleiner ist aber hier die Anzahl der Neger. Die volkreiche Hauptstadt kann man ganz durchlaufen, ohne ein-

mal auf einen Schwarzen zu stoßen. Ueberhaupt sollen sich nur etwa 6000 Neger in Neu-Spanien befinden, und alle Sklaven jeder Farbe zusammen kaum 10000 betragen.

Den Gesetzen zufolge sollte man eigentlich gar keine Sklaven in Neu-Spanien erlauben; und sonach existirt jene Anzahl nur durch Hintergehen der Gesetze.

Diese drei Hauptracen, die Eingebornen, die Weissen und die Neger haben durch Vermischung vielfache Spielarten hervorgebracht. Schon bei Westindien *) sind sie angezeigt worden.

Wenn man nun zu Anfange der Entdeckung und Eroberung dieses Theils der Neuen Welt, Tausende zu Sklaven machte, so war dieß hauptsächlich der Unvernunft des damaligen Bigottismus zuzuschreiben; denn die Zeloten gestanden den harmlosen Amerikanern es kaum zu, unter die vernünftigen Menschen gerechnet werden zu dürfen, bis der Papst endlich in einer eigenen Bulle behauptete, er und der heilige Geist hätten es für gut befunden, die Amerikaner für wahrhafte Menschen anzuerkennen.

Begreiflich mußten indeß diese Unterjochten stets noch für Wesen angesehen bleiben, welche viele Stufen unter dem Europäer stehen, vorzüglich da sie noch jetzt wenigstens einen hohen Grad von Indolenz an sich tragen. Indeß zeigt sich dennoch in mehreren Theilen dieses Landes, selbst unter diesen so hart gedrückten Menschen, oftmals eine bedeutende Anstrengung und Industrie. So hatten mehrere indianische Familien in Cholula sich durch daurenden Anbau der Maguey (Aloe) sehr ansehnliche Reichthümer erworben. Mehrere derselben verdankten ihrer unablässigen Thätigkeit ein Vermögen von 8 bis 10malhunderttausend Livres: obgleich dadurch und wegen ihres alten Stamms von jedermann hochgeschäzt, gingen sie dennoch stets barfuß, und trugen wie die übrigen Indianer ein grobes Gewand.

Man muntere also nur diese Indianer auf, erleichtere ihren Druck, um sie in nützliche Staatsbürger zu verwandeln.

Daher denn auch wohl hauptsächlich jene Verachtung, die noch auf jedem menschlichen Wesen haftet, was in Amerika geboren wird; also selbst auf den dortigen Creolen. Daß aber diese allerdings einer hohen Entwickelung fähig sind, davon kann man sich auch besonders durch die Liste von mehr als dreißig, theils als Schriftsteller, theils wegen öffentlich anerkannter Talente von vorzüglicher Nutzbarkeit, geschätz-

*) Man s. den 2ten Theil dieses Lesebuchs.

ten Männern überzeugen, welche uns anjetzt die Humboldschen Werke haben kennen gelehrt *).

Auch sahen wir zuvor, was für höchst merkwürdige Fortschritte die Kultur bereits in Neu-Spanien gemacht hat. Wenn man hiebei sich erinnert, wie sehr jene erstaunlichen Reichthümer, welche in so vielen Familien herrschten, diesen Hang zur wissenschaftlichen Kultur auf das kräftigste befördern müssen; wie sie zugleich dem Luxus aller Art und der Eitelkeit zu glänzen Gelegenheit darbieten, so darf man hoffen, daß Unthätigkeit, Unwissenheit und ihre traurigen Folgen, Intoleranz und Tyrannei bald werden verscheucht werden, und mit Recht erwarten, daß in kurzem Neu-Spanien, mit Europa wetteifernd, sich zu einem der aufgeklärtesten, reichsten Staaten, an Bevölkerung, Industrie und Humanität erheben werde. Denn was müßte auf die Art aus diesem Lande werden, das selbst, bei allen Abtheilungen der Menschen, sprechende Beweise der Fähigkeit seiner Kultur gegeben hat, und dessen innerer Werth und Handel, der angezeigten Hindernisse ungeachtet, sich nur seit den letztern Jahren so erstaunlich vergrößerte? Im Jahre 1746 belief sich die Abgabe von den Minen an den König nur auf 700000 Piaster, im Jahre 1803 war sie über $3\frac{1}{2}$ Million gestiegen. Das Produkt der Minen betrug vor 1796 nur jährlich 19,300000 Piaster, nach diesem aber 23 Millionen Piaster.

Bedeutend nahm selbst die Bevölkerung zu. Damals brachte nämlich das Kopfgeld nur 650000, dagegen im letztern Jahre, obgleich nicht erhöhet, 1,200000 Piaster; die Abgabe vom Pulche damals nur 161000, nachmals 800000. Der Handel, seitdem er (1787) frei gegeben, hatte in den Häfen von Acapulco und Vera Cruz betragen: an Importen 20 Millionen, an Exporten 6 Millionen. Von jenen 23 Millionen in Gelde werden 8 bis 9 Millionen für die Krone ausgeführt; zieht man daher, den Ueberschuß der Importen zu liquidiren, 14 Millionen ab, so bleibt ein jährlicher Zuwachs des Geldes von einer Million Piaster im Lande selbst zurück.

Möge die heutige große Revolution des Denkens und Thuns diese bedeutenden Fortschritte zu höherem Glücke der Nation auf das wirksamste befördern!

*) Mehrere davon sind bereits als Astronomen, Ingenieurs, Physiker, Botanisten und Geschichtforscher bei dieser Arbeit genannt worden.

Nachtrag.

Zur Ergänzung von dem, was S. 94 und 95 über die Provinz Honduras gesagt ist, mag hier Folgendes aus Hendersons neuestem Bericht (nach einem Auszug aus den geographischen Ephemeriden) über die Honduras- und Mosquito-Küste Platz finden.

Die Niederlassung der Engländer an der Hondurasbay hält nur 200 Weisse, dagegen aber an Mulatten und Frei-Negern 500 und an Neger-Sklaven 3000.

Henderson, der die Nation der Mosquiten-Indianer besuchte, glaubt, daß ihre waffenfähige Mannschaft sich nur auf 1600 bis 2000 erstrecke. Volkreicher und zugleich tapferer sind die ihnen angränzenden Poyers und Tauchers, und dennoch, sonderbar genug, leisten sie den Mosquiten seit langer Zeit einen Tribut an Vieh. Wahrscheinlich ist hievon die Ueberlegenheit der letztern in Rücksicht der Kultur die Ursache. Die Länder dieser Nation sind schön und fruchtbar. Sie werden monarchisch beherrscht, denn ihr letzter König nannte sich Georg und ward von seinem Bruder Stephan ermordet; auch unter diesen Wilden, welche Henderson im Ganzen glücklich schätzt, sind also Rache und Mord einheimisch.

Von merkwürdigen Thieren führt Henderson eine, ihm zufolge wirkliche, Antilopen-Art an, welche der Gazelle der Barbarei (Dorcas L.) völlig gleich sey. Dieß ist unstreitig eine von jener, selbst, so viel ich weiß, noch nicht durch Humbold bestimmten Thierart, welche bei den alten Schriftstellern über Mexico unter den gemischten Namen der Mazamen und Temamazamen vorkommt. Auch scheint es gar nicht unglaublich, daß, so wie sich in dem wärmern Amerika große Katzenarten finden, die unserm Panther nahe stehen, dieß auch in Rücksicht der Antilopen der Fall seyn mag.

Eine höchst sonderbare Gewohnheit und Lebensart herrscht unter den hiesigen Schwalben; schade, daß nicht angezeigt ist, ob sie, wie doch wahrscheinlich scheint, eine von den uns bekannten verschiedene Art ausmachen. Diese Vögel, deren Aufenthalt dort auf die Regenzeit beschränkt ist, haben zuweilen bei vielen Tausenden ihren Ruhesitz im Rohre. Sie steigen daraus in der Morgendämmerung, in Form einer großen schneckenförmigen Säule gerade aufwärts hervor, so daß das Ganze einem starken Rauche ähnlich scheint. Sind sie auf die Art zu einer beträchtlichen Höhe gelangt,

dann zertheilen sie sich, und jede geht ihrer Nahrung nach. Allein am Abend vereinigen sie sich von neuem, und steigen in einer ähnlichen Säule mit solchem Ungestüm herab, daß das Geräusch dieser sich bewegenden Säule dem Rauschen eines Wasserfalls gleich kommt; es ist bewundernswerth zugleich, daß bei dem schnellen Sturz nicht Tausende umkommen.

Der Mahagony-Baum gehört zu den Gewächsen mit 10 Staubfäden und einem Staubwege (Decandr. Monog. L.), er führt beim Linné den Namen Switenia Mahagoni. Die Blumendecke ist sehr klein und fünftheilig, die Blumenkrone fünfblätterig und das Nectarium einblätterig und walzenförmig.

Er hat mit dem Cedro-Baum (Cedrella) Aehnlichkeit, ist dabei sehr hoch und ästig, blühet im December und hat durch seine schöne, blätterreiche Krone ein ungemeines Ansehn. Dieser Baum dient als die hauptsächlichste Goldgrube der Engländer auf dieser Küste. Es gibt einzelne Bäume, welche 12000 Quadratfuß Oberfläche halten, ein solcher Baum wird auf 1000 Pfund Sterl. geschätzt; hievon muß man indeß die Unkosten für die Neger, denn diese werden zum Hauen gebraucht, abrechnen. Gewöhnlich hauet man den Baum 12 Fuß oberhalb der Wurzel ab. Der Stamm wird zwar seiner Stärke wegen geschätzt, aber zu den Meublen und feinen Arbeiten benutzt man hauptsächlich nur die Aeste.

Da die Mahagony-Bäume nicht in Gruppen, sondern einzeln, zwischen verschiedenen andern Holzarten wachsen, so muß man besondere Nachsuchungen deßhalb anstellen. Ein jeder Trupp Neger von 50 bis 60, welche hiezu gebraucht werden, hat deßhalb einen erfahrnen Mann an der Spitze, ein Jagdmann (Aufspührer, Huntsman) genannt, seine Mitneger wählen ihn, und ein als geschickter Jagdmann bekannter Neger kostet bis auf 500 Pfund Sterling. Im August, in welchem der zweite Holzschlag vor sich geht (der erste fällt gleich nach Weihnachten), bekommen die Blätter des Mahagony-Baums eine so röthliche Farbe, daß sie leicht zu unterscheiden sind. Sodann besteigt der Aufspührer einen sehr hohen Baum, und untersucht von dort aus, ob auch die Gegend umher reich genug an Mahagony-Holz ist, um seine gesammte Mannschaft zu beschäftigen. Hinterlistige Jagdmänner betrügen zu Zeiten ihre Herren, indem sie einige bedeutende, auf die Weise aufgefundene Baumreviere an den nächsten Grundherrn verkaufen.

Die nun geschlagenen Bäume werden sodann durch Pferde nach der Küste geschleppt, woselbst man zuvor einige La-

dungsplätze eigends dazu bereitet hat, sie, in Flöße verbunden, fortzuschwemmen. Tausend Fuß Mahagony-Holz gelten an dieser Küste von 16 bis zu 30 Pf. Sterl. Jamaica-Geld; das dortige L. verhält sich zum L. St. = 5 : 7, oder 1 L. Jamaica beträgt 14 Sh. $3\frac{3}{7}$ P. englisch.

Uebrigens werden auch viele Bäume sofort an Ort und Stelle grob-viereckig behauen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm <<von>>,

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 5

Stuttgart 1821

Geo.u. 498 b-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430362-1